

Maurach am Überlinger See

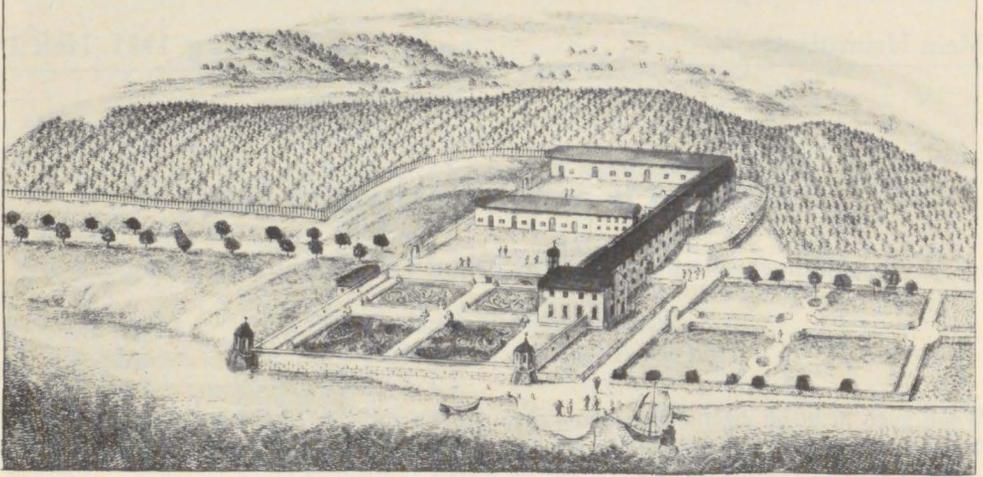
Ehemaliges salemisches Mönchsgut, Schloß und Schiffslände

Hermann Schmid, Überlingen / See

Wenn auch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes — Maurach liegt südlich von Birnau am Ufer des Überlinger Sees —, so stand und steht der ehemalige Klosterhof und Sommersitz der Salemer Prälaten doch in zweifacher Hinsicht im Schatten der berühmten Marienwallfahrtskirche. Einmal lenkt die Masse der Besucher, die jeden Sommer hier einfallen, den Schritt immer zuerst in Richtung Kirche. Das Schlößchen am Fuße des Hügels findet meistens nur wenig Beachtung. Zum anderen erweist sich ein Streifzug durch die Literatur als unergiebig. Eine eingehende historisch-topographische Beschreibung Maurachs existiert nicht. Hingegen hat die Birnau mit ihrer Barockkunst eine Reihe mehr oder weniger kompetenter Bearbeiter gefunden. — Dabei ist Maurach ein uralter Ort. Während Neu-Birnau gerade auf eine 230jährige Geschichte zurückblicken kann, berichten schon hochmittelalterliche Urkunden vom Gut Maurach, das etwa so alt ist wie das 1134 gegründete Stift Salmansweiler selbst, zu dessen frühesten Erwerbungen es gehörte. Die Zisterze Salem, die ihre Entstehung einer Stiftung des Linzgauer Ritters Guntram von Adelsreute verdankte, richtete ganz nach der Übung des Ordens von den ersten Tagen ihres Daseins an ihr Augenmerk auf eine

kontinuierliche Mehrung ihres Besitzes an Liegenschaften und Rechten. An Immobilien kam das junge Kloster vor allem auf Grund von Schenkungen, aber auch durch Kauf und Tausch. Besitzerhaltung und Besitzvermehrung beruhten unter anderem auf der speziell von den Zisterziensern entwickelten Grangien-Wirtschaft. Mit „Grangie“ ist ein großer, von Laienbrüdern bewirtschafteter Gutshof bezeichnet. Er war gewissermaßen ein an eine ländliche Siedlungsstelle verlegtes „Außenkloster“, dem ein Konverse als Hofmeister (*magister grangiae*) vorstand und in dem die Regel wie im Konvent galt. Der Orden strebte danach, die Immunitäten und sonstigen Rechte, die er für das Kloster erworben hatte, auch auf die Mönchshöfe auszudehnen, die im übrigen meistens ebenso wie der Klosterbereich mit Mauern und Gräben umgeben waren. Bei deren Ausbau gingen die Salemer Mönche rücksichtslos gegen schon bestehende, für sie unzweckmäßige Siedlungen vor, indem sie diese eingehen ließen. Sie lösten ganze Dörfer auf und richteten statt diesen Klosterhöfe ein. Verschiedentlich läßt sich in den Urkunden verfolgen, wie aus einem Dorf (*villa*) schließlich eine Grangie (*curtis*) wurde.

MAURACH an dem Boden See



„Das Schloß Maurach um 1730. Darstellung eines unbekanntenen Kupferstechers im Stadtarchiv Überlingen. Während die Haupt- und Ökonomiegebäude und das Backhaus an der Mauer heute noch weitgehend erhalten sind, existieren die Pavillons, die kunstvollen Gartenanlagen und die Baumallee in Richtung Überlingen nicht mehr.“

Als sich das 12. Jahrhundert seinem Ende zuneigte, hatte Salem das Anfangsstadium seiner wirtschaftlichen Entwicklung hinter sich. Im näheren Umkreis des Stifts war die Bildung der Grangien Forst, Schwandorf, Fessenried, Mendlishausen, Banzenreute und Maurach gelungen, wobei letzterer wegen ihrer Lage am See und dem Weinbau ein besonderer Stellenwert zukam. Weitere Höfe, so Kirchberg, waren bis 1350 errichtet, alle im Gegensatz zu den weltlichen Grundherrschaften in Eigenbewirtschaftung — geradezu Zentralstellen der klösterlichen Landwirtschaft, die nicht in der Hand zinspflichtiger Bauern waren. Die genannten salemischen Mönchsgüter können als Musterbeispiele gelten für die ursprüngliche Zisterzienser-Grangie, lagen sie doch nicht weiter als eine Tagreise vom Stift entfernt, wodurch dem Abt und dem Pater Keller ohne großen

Aufwand eine ständige Kontrolle über die Laienbrüder und später auch über die Landarbeiter möglich war, außerdem allen Hofbewohnern die Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst im Münster offen stand. — Was jedoch nicht heißen soll, daß Salmansweiler nicht gleich anderen Bernhardiner-Niederlassungen einen geradezu riesenhaft anmutenden Streubesitz zusammenbrachte, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts bis an den mittleren Neckar reichte, gerade aber wegen seiner Ausdehnung nie arrondiert werden konnte.

Verschiedenen Urkunden des Codex Salemitanus aus dem 12. Jahrhundert zufolge — die wichtigste datiert auf 1180 — faßte der Salemer Konvent im Jahr 1155 in Maurach Fuß. Die heutige Topographie unterscheidet zwischen Obermaurach, das ist das Schloßle und der östlich davon gelegene Weiler auf

der Gemarkung von Oberuhldingen, und Untermaurach, dem westlich vom Schloß gelegenen Weiler auf der Gemarkung von Nußdorf. Es kann als sicher gelten, daß das Gut Maurach am See (*prediolum Muron supra lacum situm*), das der Abt Frowin seinem Amtsbruder Rudolf von Einsiedeln für acht Talente Konstanzer Münz abkaufte, bzw. besagter Mönchshof sich etwa da befand, wo etliche hundert Jahre später das Schloß errichtet wurde. Zielstrebig baute das Kloster hier in den folgenden Jahrzehnten eine seiner bedeutendsten Grangien auf. Bedenkt man den damaligen Wert der Wasserwege wegen den geringen Frachtkosten und schlechten Landstraßen, so ist die Wichtigkeit, die der unmittelbare Zugang zum Schiffsverkehr auf dem Bodensee und Hochrhein für Salem hatte, um so leichter einsehbar. Es gelang dem Konvent auf verschiedene Weise, diese Besitzungen abzurunden und eine durchgehende Verbindung vom Kloster zum Wasser herzustellen — mit anderen Worten: seine grundherrlichen Rechte bis zum Seeufer auszudehnen. So fand 1187 ein Gütertausch mit den Benediktinern von der Reichenau statt und über hundert Jahre später ein weiterer mit St. Blasien. Diese Geschäfte standen jedoch an Umfang weit hinter denen zurück, die Salem mit den churrätischen Herren von Vaz tätigte, die im unteren Linzgau reich begütert waren. Sie hatten im 12. Jahrhundert im Wege der Erbschaft eine Reihe von Liegenschaften und Rechten in unmittelbarer Nähe des Klosters erworben, von denen dieses nach und nach das meiste an sich zu bringen wußte. Schon 1169 trennte sich Rudolf von Vaz schenkungsweise von einer Wiese bei Maurach. 1211 tätigte Abt Eberhard von Rohrdorf den wohl wichtigsten Handel, indem er für 104 Mark Silber den Oberhof bei Maurach (*curtis superior apud Muron*) für sein Kloster gewann.

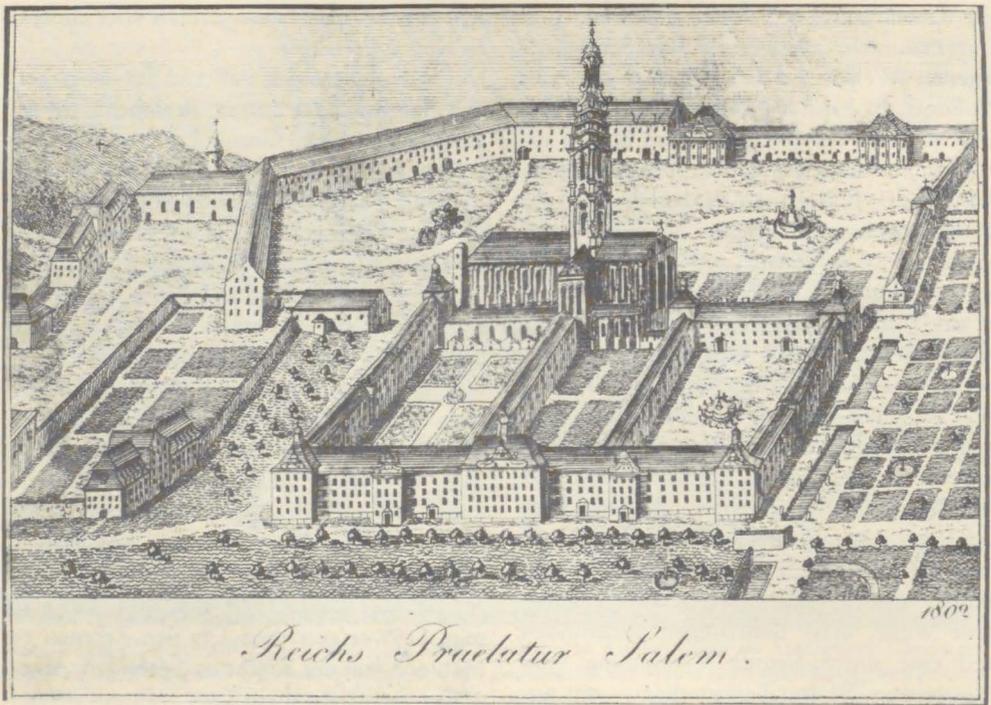
Weitere Gütervertauschungen und -käufe folgten in den nächsten Jahren, so die Erwerbung Seefeldens, woraus im übrigen zu

schließen ist, daß Salem damals über enorme Geldmittel verfügte.

Das Stift eignete sich während der ersten beiden Jahrhunderte seines Bestehens jedoch nicht nur reichen Grundbesitz an, sondern auch eine Reihe von Kirchenlehen und Zehnten. Es war ständig bestrebt, ganze oder teilweise Zehntgefälle, die an seinen Liegenschaften im Linzgau oder anderswo hafteten, zu kaufen oder einzutauschen. Gemäß den Privilegien der Zisterzienser waren durch Neubruch gewonnene und eigenbewirtschaftete Güter zehntfrei. Das Gelände um Maurach scheint zwar den spärlichen Angaben der Urkunden nach beim Übergang an Salem nicht im besten Zustand gewesen zu sein. Zu roden gab es hier aber nichts — wie überhaupt der Linzgau im großen und ganzen altbesiedeltes Land war. Somit müssen die Mauracher Güter zehntpflichtig gewesen sein. 1169 ertauschte Salem den Zehnten zu Maurach von der Kirche zu Seefeldern. Als es später versuchte, diese Last in ihrem gesamten Umfange loszuwerden und das Zehntprivileg mit Hinweis auf die Eigenbewirtschaftung voll zu nutzen, geriet es in Streit mit dem Bischof Hermann II. von Konstanz, der die bischöfliche Zehntquart verlangte und erst nachgab, als 1184 Papst Lucius III. auf Salemer Ersuchen intervenierte.

Auch in anderer Hinsicht bewies der Konvent eine glückliche Hand: In langwierigen und zähen Kämpfen mit den Linzgau-Grafen auf dem Heiligenberg erstritt er sich die Reichsunmittelbarkeit, die seit Kaiser Karl IV. endgültig gesichert war, und die volle Gerichtshoheit im Klosterretter, in den Grangien und Dörfern. Die volle Landeshoheit im Kerngebiet seiner Besitzungen, in der unterbergischen Herrschaft, später auch Oberamt Salem genannt, zu der Maurach gehörte, erlangte er jedoch erst 1637 durch einen Vertrag mit dem vorgenannten gräflichen Hause.

Während das Reichsstift seit der Reformation verschiedentlich eine starke Verminderung seiner Güter auf der Rauhen Alb, im



Kupferstich unbekannter Herkunft im Überlinger Heimatmuseum

Schwarzwald und in Niederschwaben hinnehmen mußte, veränderten sich die Eigentumsverhältnisse am Bodensee bis zum 19. Jahrhundert so gut wie gar nicht. Maurach mit seinen fruchtbaren Rebhängen war und blieb ein Juwel der salemischen Besitzungen, woran auch die zahlreichen Kriege, die das Bodenseegebiet heimsuchten, nichts zu ändern vermochten. Daß das exponiert gelegene Mönchsgut wiederholt Gegenstand von Brandschatzungen und Zerstörungen wurde, verwundert eigentlich nicht. Schon am Ende der Stauferzeit, um 1250, machten die Bewohner Maurachs auf denkbar unangenehme Weise Bekanntschaft mit einigen staufisch gesinnten Herren von Bodman. Diese, die damals auf der Seite des von Rom gebannten Königshauses standen, suchten in

jahrelangen Auseinandersetzungen die papsttreuen Salemer zu schädigen, wo sie nur konnten. Dabei kamen insbesondere die Grangien Forst und Maurach sehr zu Schaden. Über weitere Ereignisse dieser Art im Verlauf der folgenden Jahrhunderte fehlen zuverlässige Nachrichten. Fest steht aber, daß das Anwesen im Dreißigjährigen Krieg hart mitgenommen wurde. Sowohl Kaiserliche als auch Schweden und Franzosen fanden sich zum Plündern und Zünseln ein, so daß sich Abt Thomas Schwab nach 1648 vor die Notwendigkeit gestellt sah, nicht nur in Salem selbst, sondern auch in Maurach umfassende Renovationen vornehmen zu lassen. Auf eine bildliche Darstellung des Mönchshofs aus jener oder noch früherer Zeit können wir leider nicht zurückgreifen. Doch

wird man nicht fehl gehen in der Annahme, daß sich sein Aussehen seit dem 12. Jahrhundert nicht wesentlich wandelte: ein Großgehöft, innerhalb dessen Umfassungsmauer sich eine Kapelle (um 1511 nachweislich erweitert und der hl. Anna geweiht) und Fachwerkbauten für die Ökonomie und die Bewohner befanden, nicht zu vergessen das Badhaus für die Salemer Religiösen und die Wäscherei, in der laut Reglements aus dem 17. Jahrhundert weibliche Dienstboten die Wäsche der Mönche mit Seewasser reinigten.

Diese Anlage bestand bis ins 18. Jahrhundert hinein. Dann wurde sie ein Opfer der Repräsentationsucht und Bauwut des Abtes Stephan Jung, dem sie weder in ihrer bisherigen Funktion noch in ihrer Gestalt genügte. Stephan, ein gebürtiger Nußdorfer, führte den Abtstab seit 1698. Er galt und gilt als einer der bedeutendsten Vorsteher Salmansweilers. Die Kommunität verehrte ihn denn auch nach seinem Ableben als den dritten Stifter — nach Guntram von Adelsreute und dem Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, der das Kloster zu Beginn des 13. Jahrhunderts großartig beschenkt hatte.

Die große Chance Stephans und zugleich seine Bewährungsprobe bestand im Wiederaufbau der Abtei nach dem katastrophalen Brand von 1697. Zehn Jahre später war trotz den Wirren des spanischen Erbfolgekrieges unter Inanspruchnahme des Vorarlberger Baumeisters Franz Beer das Werk vollendet, eine der imposantesten Klosteranlagen Süddeutschlands erstellt. Doch damit nicht genug. Im folgenden ging der Prälat daran, östlich von Salem jenseits der Aach eine Kapelle nach der Gestalt der Kirche San Stefano di Rotondo in Rom errichten zu lassen. 1708 erfolgte die Grundsteinlegung, 1715 war sie erbaut und geweiht. Die bald in der Nachbarschaft des Kirchleins entstandene Siedlung des Klostersgesindes und sonstiger salemscher Untertanen trägt heute wie damals den Namen ihres Gründers: Stephansfeld. Aber auch damit nicht zufrieden, machte

sich der Abt noch am Abend seines Lebens an die Vergrößerung und Verschönerung des Mauracher Hofguts. Er ließ im Jahr 1722 den größten Teil der alten Baulichkeiten abreißen und an ihrer Stelle durch einen unbekanntem Baumeister ein schloßartiges Gebäude mit Kapelle errichten, wie es heute im großen und ganzen noch steht. Abgerundet wurde das Ganze durch zwei Pavillons und einen Kuntpark im Stile der Zeit. Geplant war von Stephan ein repräsentativer Sommersitz und Erfrischungsort für die Oberen und Teile des Konvents unmittelbar am See. Begonnen wurde mit dem Bau der Kapelle, die der Fürstbischof von Konstanz, Johann Franz von Stauffenberg, mit ihren drei Altären 1726 weihte.

Dieses Gotteshaus blickte im übrigen auf eine lange Tradition zurück. Schon zweihundert Jahre früher ist für Maurach, wie schon angedeutet, der Erweiterungs- oder auch Neubau einer Kapelle und deren Konsekration bezeugt. Sie wurde damals von einem Salemer Konventualen vom Kloster, später von Neu-Birnaue und auch vom Hause selbst aus versehen. Obwohl der Mönchshof in der Pfarrei Seefeld lag, war diese Hauskapelle nach den Privilegien exempt. Sie unterlag ebensowenig wie Birnaue der bischöflichen Jurisdiktion. Außer den gewöhnlichen Gottesdiensten fanden hier bisweilen Taufen und Vermählungen statt, und ein Pater erteilte dem Gesinde, dem spätestens seit 1700 ein weltlicher „Haus- und Baumeister“ vorstand, Christenlehre. Schließlich ist auch darauf hinzuweisen, daß Maurach im 18. Jahrhundert über einen eigenen Friedhof für seine Bewohner verfügte. Nonnen mit ihren Kindern (!) sind hier allerdings nie vergraben oder eingemauert worden, wie es eine auch heute noch in der Gegend kursierende Schauermär wissen will.

Zurück zu Stephan Jung. Unter seiner Regierung wurde außer der Kapelle das Hauptgebäude mit dem Fürstenzimmer, dem Refektorium, einigen Zellen und einem großen Weinkeller aufgeführt. Darauf weist nicht

zuletzt sein Wappen hin, das an der Ostseite des Gebäudes über dem Tor zum Schloßhof angebracht ist. Es zeigt im linken oberen Feld einen Fisch, im gegenüberliegenden ein Einhorn und im unteren einen Pelikan, auf deren Deutung an dieser Stelle verzichtet wird. Die Anlage wurde zu Lebzeiten des Prälaten nicht mehr vollendet — er starb im April 1725 —, sondern erst unter seinem Nachfolger Konstantin Müller. Dieser ließ es sich angelegen sein, die weitläufigen Ökonomiegebäude zu erstellen, denn auf die Fortführung der Landwirtschaft in Maurach, insbesondere des einträglichen Rebbaus, wurde selbstredend nicht verzichtet. Ein Torbogen des unteren Wirtschaftsgebäudes trägt die Jahreszahl 1727, so daß man davon ausgehen kann, daß bis zum Ende des Jahrzehnts die letzten Maurer- und Zimmerarbeiten ausgeführt waren. Abt Konstantin war es auch, der für die kostbare, heute fast völlig verrottete und zerstörte Innenausstattung des Schloßchens sorgte. Zwischen 1734 und 1740 war hier neben weniger bekannten Steinmetzen und Malern kein geringerer als Joseph Feichtmayer mit Stuckarbeiten beschäftigt. Eine Rechnung des Mimmenhauser Künstlers von 1736 im badischen Staatsarchiv belegt das.

Maurach war bis ins 19. Jahrhundert wegen seiner idyllischen Lage, der milden Witterung und sicher auch wegen den nahen Rebärten den Prälaten ein beliebter Erquickungs- und Vergnügungsort. Zahlreiche Persönlichkeiten von nah und fern genossen hier salemische Gastfreundschaft, wobei sicher die Errichtung des Marienheiligtums auf dem Hügel oberhalb des Schlosses in den Jahren 1746 bis 1750 dieser Entwicklung förderlich war. Ein Bericht über das Kirchweih-Festschießen zu Maurach 1764 vermittelt uns ein Bild von den glanzvollen Festen, die Abt Anselm Schwab hier aus diesem oder jenem Anlaß feierte.

Mit dem Glanz des Reichsstifts und seiner Dependancen war es jedoch schon wenige Jahrzehnte später vorbei. Als im Gefolge der

französischen Kriegs- und Eroberungspolitik zu Beginn des vorigen Jahrhunderts über die deutschen Stifter und Klöster die Katastrophe in Gestalt der Säkularisation hereinbrach, ergaben sich auch für Salem schwerwiegende Veränderungen. Die Abtei fiel mit ihren gesamten Besitzungen am Bodensee an den protestantischen Markgrafen von Baden, während die auf der Rauhen Alb und an der Donau gelegenen zum größten Teil an das Haus Thurn und Taxis kamen. Karl Friedrich übergab noch im Spätjahr 1802 diese Erwerbung zusammen mit dem Reichsstift Petershausen mit Ausnahme einiger Hoheitsrechte seinen nachgeborenen Söhnen aus erster Ehe, Friedrich und Ludwig, als Entschädigung für deren Herrschaft Kutzenhausen im Elsaß, die an Frankreich verloren war. Die beiden Prinzen, die sich fortan auch Grafen von Salem und Petershausen nannten, tauschten so ihre an und für sich unbedeutenden linksrheinischen Besitzungen gegen zwei schwerreiche Korporationen der katholischen Kirche im Bodenseegebiet ein, vom territorialen Gewinn, den das Haus Baden davontrug, einmal ganz abgesehen.

Als die neuen Herren entgegen ihren ursprünglichen Absichten den Salemer Konvent im Spätjahr 1804 auflösten, kam den Schültern Maurach und Kirchberg eine letzte, besondere Funktion für die auseinandergelagerte Klosterkommune zu: Sie dienten einer Reihe von Religiosen, die die Gegend nicht verlassen wollten, als Alters- und Ruheplatz. Denn in der Abtei konnten sie nicht bleiben. Diese mußte bis zum 23. November 1804 geräumt sein, weil die badischen Prinzen sie fortan als „landesfürstliches Schloß“ zu benutzen gedachten. Im einzelnen entschieden sich für Maurach sechs Geistliche, für Birnau vier und zwei für das Schloßchen Frauenberg oberhalb von Bodman. Abt Caspar Oexle quieszierte fortan mit vier Patern auf Kirchberg. Auch scheinen einige Laienbrüder zur Bedienung der Geistlichen nach Maurach und Kirchberg übersiedelt zu sein.



Aufsicht von dem Seeschloß Maurach in Überlingens Tübel über die Ankunft S. K. H. der Durchlaucht. Großherzog von Baden, gefeiert am Beckensee den 25. Sept. 1819, zwischen Maurach u. Nagau...

Temperabild von Carl Brommer von 1827, im Besitz der Stadtverwaltung Überlingen

Wann der letzte Zisterzienser-Pensionist in Maurach gestorben oder von da weggezogen ist, läßt sich nicht feststellen. Sicher ist, daß die Hauskapelle wenige Jahre nach der Vertreibung der Klostersgemeinschaft das Schicksal der Wallfahrtskirche Birnau insofern teilte, als sie aufgehoben und geschlossen wurde. Während jedoch die Innenausstattung des Marientempels zum größten Teil erhalten blieb, wurde die Kapelle ihrer barocken Einrichtung völlig beraubt, was man heute tief bedauern muß. Sogar den kunstvollen hölzernen Fußboden riß man heraus, um ihn in Salem anderweitig zu verwenden.

Das Wohngebäude mit seinen repräsentativen Räumen, seinen wertvollen Stuckdecken und schönen Kachelöfen fand im 19. Jahrhundert nur zeitweilig eine angemessene Verwendung. Es diente zwischendurch Mitgliedern des großherzoglichen Hauses als Aufenthaltsort.

Die Nutzung der Wirtschaftsgebäude blieb unverändert. Der am Platz erzeugte Wein gehörte zu den besten des Bodenseegebiets und wurde zu einem nicht geringen Teil im Wirtshaus daselbst verbraucht. Der große, hölzerne Torkel im oberen Ökonomietrakt war bis in neuere Zeit in Betrieb. Nach 1919 lieferte er dann das Holz für die neuen Birnauer Kirchenbänke — womit ein weiteres Kulturdenkmal zerstört war.

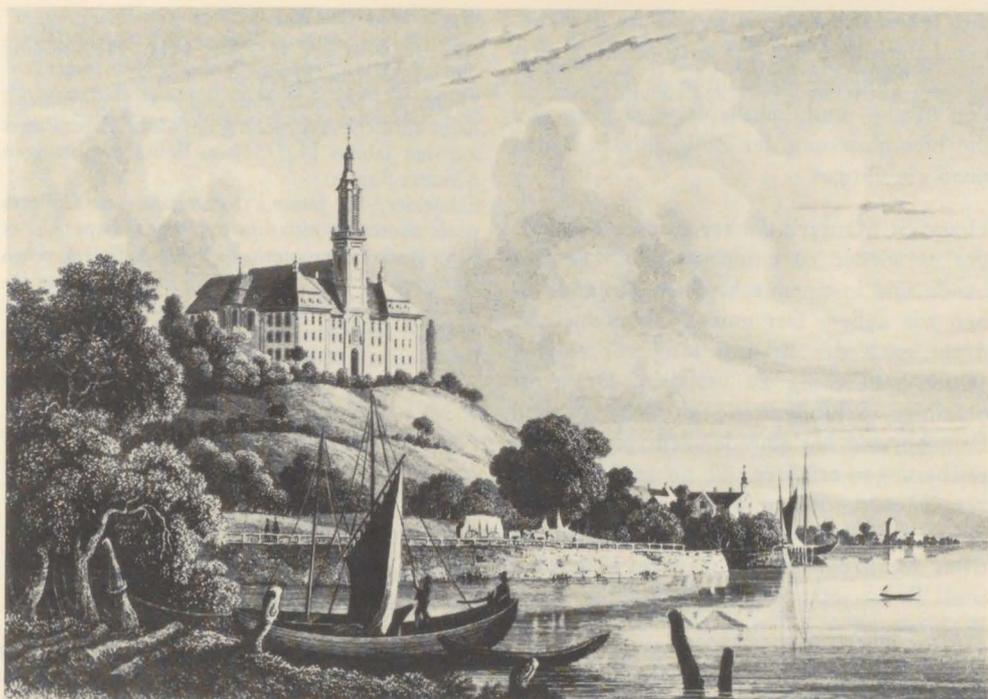
Schließlich ist in dieser Abhandlung auf eine Einrichtung hinzuweisen, die nicht nur von rein lokal-, sondern auch von wirtschaftshistorischer Bedeutung in einem etwas weiteren Sinne ist und deren Geschichte ein wenig zur Erklärung der Ressentiments gegen die Württemberger beitragen kann, die auch heute noch hie und da am badischen Bodensee festzustellen sind: die Mauracher Schiffslände. Während heute allenfalls Sportboote an der aus Sandsteinquadern südöstlich vom Schloß errichteten Anlegestelle festmachen,

herrschte hier vor zweihundert Jahren ein reges Treiben der Frachtschiffer und Fischer. Es wurde eingangs schon erwähnt, daß Salem einst durch die Erwerbung Maurachs einen direkten Zugang zum See zu erhalten trachtete. Da es an entsprechenden Unterlagen fehlt, kann über das Wesen und die Rechtsstellung seiner damaligen Schifffahrt nichts ausgesagt werden. Dagegen haben wir genauere Kenntnisse von den Zuständen im 18. und 19. Jahrhundert aus einigen Akten des Generallandesarchivs in Karlsruhe, die anlässlich eines Streits zwischen der Stadt Überlingen und der Standesherrschaft Salem zwischen 1810 und 1812 angelegt wurden. Dazu und zum Einschreiten der Zentralregierung kam es, als mit Billigung der Markgrafen Friedrich und Ludwig Handelswaren, unter anderem Holz, über die Landestelle Maurach ausgeführt wurden, obwohl nie ein Privileg für einen Markt oder eine Verladestation erteilt worden war. Nach den Feststellungen des badischen Seekreisdirektoriums in Konstanz war es dem ehemaligen Reichsstift Salem als Mitglied des schwäbischen Kreises gestattet gewesen, von hier aus selbstproduzierten Wein, Getreide und Holz zu verschiffen und für seine Untertanen Baumaterialien wie Rorschacher Sandstein und Kalk einzuführen. Grundsätzlich nichts exportieren durften landfremde Händler und Landeskinder, die offensichtlich beim Schmuggeln leichtes Spiel hatten. So gelang es dem Magistrat der Stadt Überlingen im Jahr 1737, einen schwunghaften nächtlichen Kornschmuggel von Maurach in die Schweiz aufzudecken, gegen den er unter Berufung auf das von Kaiser Karl V. 1547 erteilte Korn- und Salzmarktprivileg schärfstens in Salem protestierte. Im übrigen hielten sich auch die Prälaten selbst des öfteren nicht an die reichsrechtlichen Gegebenheiten und störten den Fruchthandel ihrer Nachbarn mit der Schweiz wiederholt empfindlich, woraus erbitterte Streitigkeiten nicht nur mit der Reichsstadt Überlingen, sondern auch mit den Häfen und Märkten Lindau, Buchhorn,

Meersburg und Unteruhldingen entstanden. Sie alle sahen sich durch die rechtswidrige Verladung von Handelsgütern in Maurach geschädigt und um erhebliche Einnahmen gebracht.

Überlingen, das mit den Zisterziensern fast immer in Spannungen gelebt hatte, war naturgemäß der Hauptgegner eines Stapelplatzes in Maurach. Nach einem eingehenden Bericht des Magistrats an die Regierung aus dem Jahr 1810 stand der Stadt jahrhundertlang das alleinige Schifffahrtsrecht in der „unteren Seegegend“ (Überlinger See) zu. Erst 1731 rückte sie hiervon etwas ab, als sie dem Fürsten von Fürstenberg den Bau eines Hafens in seiner Besetzung Unteruhldingen konzedierte, jedoch mit der Auflage, daß wöchentlich nicht mehr als 150 Malter Korn ausgeführt wurden. Die mehrfachen Versuche Salems in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in Maurach einen Hafen anzulegen, konnte Überlingen vereiteln. Nicht ohne Genugtuung bemerkte die städtische Obrigkeit abschließend in ihrem Schreiben, daß die Reichsabtei bei Vergleichsverhandlungen über verschiedene Gegenstände im Jahr 1790 die anmaßende Forderung nach einem eigenen Hafen schon gar nicht mehr erhoben hatte, und forderte die Karlsruher Regierung auf, den wieder aufgelebten Bestrebungen — nunmehr der Standesherrn — entgegenzutreten. In der Tat scheint der Überlinger Rechtsstandpunkt unanfechtbar gewesen zu sein. Eine Stellungnahme des markgräflichen Justizamtes in Salem, die ein vom Kloster auf die neuen Herren gekommenes Schifffahrtsrecht behauptete, nennt keine stichhaltigen Dokumente.

Das zuständige Finanzministerium gab den Überlingern in der Sache recht und gestattete den beiden Markgrafen nur die Verladung von Gütern im überkommenen Rahmen bei Entrichtung des landesherrlichen Zolls. Da die Behörde aber in Maurach selbst nicht nachhaltig eingriff, änderte sich so gut wie nichts. Als im neuen Jahr der Kornumschlag in der Stadt merklich zurückging und be-



Die Wallfahrtskirche Neubirgau und das Schloß Maurach. Stahlstich von J. Poppel in E. Hubns Beschreibung des Großherzogtums Baden von 1850

kannt wurde, daß Händler aus dem ober-schwäbischen Hinterland unter Umgehung des Überlinger Markts, Hafens und der landesherrlichen Zollstelle Getreide von Maurach aus in die Schweiz verkauften, schlugen der großherzogliche Oberamtmann in Überlingen und der Stadtrat erneut Krach. In einer gemeinsamen Erklärung warnten sie die Regierung vor dem aufstrebenden Handel Württembergs über den Bodensee. Allein der Überlinger Markt war ihrer Meinung nach in der Lage, ein wirksames Gegengewicht zu bilden. „Die äußerste Anstrengung der Krone Württemberg, allen Fruchthandel an sich zu reißen und vorzüglich den hiesigen zu vernichten, und die in dieser Absicht erst neuerlich geschehene Errichtung des freyen Friedrichshafens müssen uns umso aufmerksamer auf Erhaltung des Marktes machen. Die großen Nachtheile, welche aus der Zer-

nichtung desselben für das landesherrliche aerarium und für das ganze obere Fürstenthum hervorgingen, endlich das gränzenlose Elend, in welches dadurch besonders Überlingen versetzt würde, machen es uns zur heiligen Pflicht, eben so dringend als ehrfurchtsvoll zu bitten, daß die hiesigen Markt- und Schiffahrtsgerechtsame gegen die verderblichen und gesetzwidrigen Eingriffe der Mauracher Schiffahrt gnädigst geschützt werden mögen.“

Das zog dann doch. Zur besseren Kontrolle der Schiffslände wurde ein großherzoglicher „Zoller“ nach Maurach gesetzt. Allerdings verstummten die Klagen seitens der Stadt Überlingen auch in den folgenden Jahren nicht restlos.

Mit dem Aufkommen größerer und leistungsfähigerer Lastschiffe und der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee in den folgen-

den Jahrzehnten wurde es still um den kleinen Landeplatz, der nur mit Booten mit geringem Tiefgang anzufahren ist. Der Abbau der Markt- und Schiffsprivilegien und die Liberalisierung der Zollpolitik in Baden taten ein übriges.

Heute ist Maurach ein vergessenes Kleinod, das es wieder zu entdecken gilt. Die Gebäude sind in einem schlechten Zustand, innen wie außen. Der untere Ökonomietrakt droht nach der Brandstiftung vor einigen Jahren nun völlig zu verfallen. Der einst prächtige Schloßgarten mit seinem alten Baumbestand hat eine der zeittypischen Bereicherungen erfahren, die neben Betonklötzen, Motorbooten und anderen Produkten eines zweifelhaften Fortschritts zu den negativen Merkzeichen unseres Sees geworden sind: Er ist jetzt Dauerstellplatz für einige Wohnwagen.

Daß den Zisterziensern von Mehrerau in Vorarlberg die Sanierung des Anwesens, das sie 1919 dem Markgrafen Max von Baden nicht im besten Zustand abkauften, schwerfällt, verwundert nicht. Etliche Millionen Mark sind erforderlich, die der Orden allein nicht aufbringen kann, zumal er durch andere Aufgaben gebunden ist. Eine rein kommerzielle Nutzung scheidet außerdem aus, da sie mit Sicherheit die Erhaltung des historischen Baubestandes in Frage stellen würde. Dafür, daß die heutigen Besitzer sich zu einer solchen Lösung nie bereit fanden, auch einer Veräußerung gänzlich abgeneigt sind, gebührt ihnen Dank. Somit dürfte immerhin sichergestellt sein, daß das Schloßchen nicht eines Tages zum touristischen Rummelplatz umfunktioniert wird.

Wenn sich der baden-württembergische Staat und auch der Bodensee-Kreis dazu durchringen könnten, den Zisterziensern mit einer angemessenen Summe beizuspringen, wäre damit sicher ein überaus rühmlicher Beitrag zur Denkmalpflege am Bodensee geleistet.

Ungedruckte Quellen:

Aktenstücke GLA 98/2114, 3411, 3413-16 und 229/65655-57 u. 82909

Linder, M., Maurach einst und jetzt. (Eine maschinenschriftliche Abhandlung des Mehrerauer Paters aus den Jahren 1937/51, im Besitz des heutigen Klosters Birnau).

Schneider, E., Summa Salemitana seu Collecta praecipuarum notitiarum de Regio, Imperiali, et Consistoriali Monasterio B. V. M. de Salem, vulgo Salmansweiler, Sacri et Exempti ordinis Cisterciensis . . ., Bd. 2, Salem 1761 ff., Tit. XI, Cap. 4, Nr. 138, 139 (De Capella et Comiterio Grangiae Mauracensis) — GLA 65/11355.

Gedruckte Quellen und Literatur:

Bader, J., 1. Der älteste Güterbesitz des ehemaligen Reichsstifts Salem, ZGO 1/1850, S. 318 ff. 2. Der älteste salemische Kirchenlehen- und Zehentbesitz. Von 1139 bis 1300, ZGO 3/1852, S. 458 ff.

Baumann, F. L. (Hrsg.), Acta Salemitana, ZGO 31/1879, S. 47 ff. (bes. S. 100 f.).

Boeck, W., Feuchtmayer Meisterwerke, Tübingen 1963, S. 17 ff.

Elm, K. (u.a.), Die Zisterzienser, Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Köln 1980, (bes. S. 203 ff.).

Ginter, H., Beiträge zur Salemer Kunstgeschichte des Barock, FDA 62/1934, S. 215 ff.

Gloning, M., Stephan I. Jung. Abt des Reichsstiftes Salem (1698—1725), FDA 33/1905, S. 77 ff.

Kraus, F. X., Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Bd. 1 (Kreis Konstanz), Freiburg 1887, S. 520 ff.

Krieger, A., Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. 2, Heidelberg² 1905, Sp. 160.

Möhrle, H., Die Cistercienser — Propstei Birnau bei Überlingen am Bodensee, Überlingen 1920.

Oréans, K., Aus der Frühgeschichte Maurachs, Birnauer Kalender 9 / Überlingen 1929, S. 27 ff.

Rösener, W., Reichsabtei Salem, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Zisterzienserklosters von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Sigmaringen 1974.

Rommel, G., Kirchweih-Festschießen zu Birnau-Maurach im Jahre 1764, FDA 73/1953, S. 219 ff.

Schmid, H., 1. Die Säkularisation des Reichsstifts Salem durch Baden und Thurn und Taxis 1802—1804, Überlingen 1980, (bes. S. 34 ff.).

2. Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811, Überlingen 1980, (bes. S. 61 ff.).

Staiger, X., Salem oder Salmansweiler ehemaliges Reichskloster Cisterzienser-Ordens jetzt Großh. Markgräfl. Bad. Schloß und Hauptort der Ständeherrschaft Salem sowie die Pfarreien Bermatingen, Leutkirch, Mimmenhausen, Seefeldten und

Weildorf mit ihren Ortschaften und Zugehörungen, Konstanz 1863, (bes. S. 439 ff.).
Weech, F. v. (Hrsg.), Codex Diplomaticus Salemitanus, Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem, Bd. 1, Karlsruhe 1887, (bes. S. 37 ff.).

Tor des Sommers

*Von duftiger Blüten Fülle
träufeln die Teller des Holunder,
der Ähren gelbe Last,
der Wiesen schwankes Meer
schwillt über Weg und Rain.*

*Angezogen von den Strahlungen
unendlich verschwendeter Liebe
gehe ich durch die warme Nacht,
ruhlos unter dem glitzernden Himmel,
bis ich hinsinke
in das rauschende Gras,
und die Wellen des Sommers
schlagen über mir zusammen . . .*

Otto Gillen

Sommer

*Ich gehe eilends vor dir her,
ich wende mich nicht um,
esse nicht von dem Korn
und strecke die Hand nicht aus
nach den vollen Ähren —
denn hinter mir her wandelst du,
Schnitter mit dem Tuch und der Sichel,
und deine Brauen dunkeln wie Gewitter
vom Ernst der Ernte.*

Otto Gillen

Die Wiedereröffnung der Straßburger Universität 1872

Ein Augenzeugenbericht von Wilhelm Deecke

Gustav A. Ungerer, Heidelberg

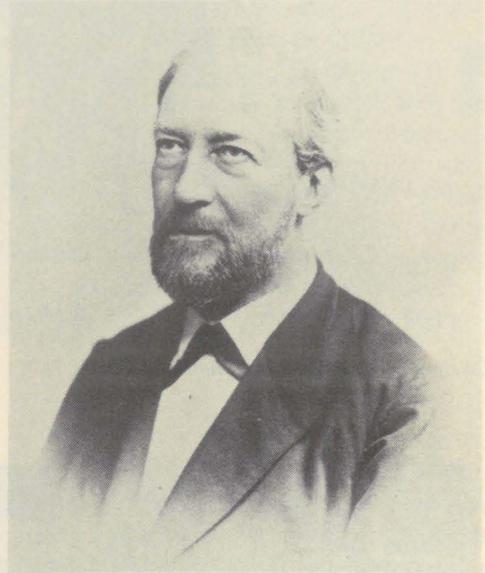
Ein zwiespältiges Ereignis

Selbst nach mehr als 100 Jahren ist das Geschehen für den Historiker nur schwer zu durchschauen. Welche politischen, ideellen und persönlichen Bestrebungen kreuzten sich bei der Wiedereinrichtung der Straßburger Universität nach dem Krieg 1870/71? Das Ereignis wurde mit vielen Ressentiments von deutscher und französischer Seite begleitet, so daß man erst das Gestrüpp der politischen Propaganda roden muß, um anhand verlässlicher Quellen zum tatsächlichen Geschehen vorzudringen.¹⁾

Hilfreich ist dabei die literarische Form des Tagebuches. Deeckes Aufzeichnungen (bisher unveröffentlicht) erstrecken sich von 1872 bis 1897, begleiten also einen wesentlichen Zeitraum der elsässischen Geschichte unter deutscher Verwaltung. Der kurze Auszug über die Feier am 1. Mai 1872 mag einen Einblick in die ‚gezügelte Subjektivität‘ des Autors geben.

Der Bericht Deeckes ist auch in anderer Hinsicht von Interesse:

- Sowohl in der Gesamtbeurteilung als auch in Einzelheiten weicht seine Darstellung vom offiziellen Festbericht ab.²⁾
- Seine Beschreibung spiegelt die lebendige Nähe dessen, der unmittelbar am Geschehen beteiligt war und verlangt vom Leser das nachträgliche Miterleben.
- Deeckes Darstellung ist kritischer als es die damaligen Medien in ihren Berichten sein wollten.



Wilhelm Deecke im Alter von 65 Jahren

Fotorepr.: I. L. Klinger

Über den kurzen Tagebuchbericht hinaus gewinnt man bei der Durchsicht weiterer Quellen den Eindruck, daß einige Elemente der französischen Akademie sich in den Institutionen der deutschen Universität wiederfinden. Es gab also, hinter der Fassade deutsch-tümelnder Reden, differenzierte Traditionen, die auch über die spektakulären politischen Ereignisse hinweg Fortbestand hatten. Man darf ebensowenig verkennen, daß die langersehnte Reichsgründung sich focusartig auf Straßburg konzentrierte als Ort des Er-



Primus 1874

x Wilhelm Deecke

Oberprima des Lyceums mit Konrektor Deecke 1874

Fotorepr.: I. L. Klinger

win von Steinbach, Goethe, der Humanisten, des Austauschs von deutscher und französischer Kultur. Die Gründung stand dennoch ganz unter dem Aspekt der nationalen Strebungen.

Stimmen zur Begründung der Universität

Die Reden, die an jenem 1. Mai 1872 gehalten wurden, entsprechen dem Stil des 19. Jahrhunderts, sie sind pathetisch, die der deutschen Teilnehmer patriotisch, geprägt von den Siegen im Krieg und der Reichsgründung.³⁾ Es gab auch mahnende Worte von ausländischen Festgästen, die Autorität genug besaßen, die Feier losgelöst vom augenblicklichen Überschwang zu sehen. So sprach als Vertreter der österreichischen Hochschulen Prof. Tomaschek (Wien) die Worte: „Das erste friedliche Fest, welches Deutschland (nach dem Kriege. Verf.)

feiert.“ Und als Abgeordneter der deutschsprachigen Schweizer Universitäten sagte Prof. v. Wyss (Zürich) in seinem Grußwort: „... im Gefühle der Gemeinsamkeit, welche die Wissenschaft über Staats- und Stammesgrenzen hinaus zwischen allen ihren Vertretern begründet...“

Ein Jahr zuvor hatte Prof. Köchly (Heidelberg) zusammen mit Abgeordneten des Reichstags eine Motion zur Begründung einer Reichsuniversität in Straßburg eingebracht. Er befürwortete darin eine Musteruniversität: „... mit möglichster Beibehaltung bisher erprobter und bereiter Lehrkräfte und mit gebotener Rücksicht auf die Eigentümlichkeit jener Grenzlande.“ „Vielleicht eine Anstalt, auf deren Boden der deutsche und französische Geist in den friedlichen Künsten der Wissenschaft und höheren Bildung wetteifern, also eine internationale

Universität, in welcher eine Anzahl Lehrstühle von ausgezeichneten deutschen und französischen Gelehrten besetzt werden.“⁴⁴) Diese Vorstellungen ließen sich nicht verwirklichen.

Die Übergangszeit

Rückblickend ist man versucht, die Universität Straßburg im Jahre 1872 als eine akademische und kulturelle Enklave im Elsaß zu bezeichnen, gäbe es nicht eine Reihe Verbindungslinien, die die ältere französische mit der neuen deutschen Universität verknüpft. Während des Krieges und weiter bis zur formellen Aufhebung der Académie (April 1872) hielten Professoren der protestantischen und der medizinischen Fakultät weiterhin Unterricht. Aus der protestantischen Fakultät stammte auch der erste Rektor der neuen Universität. (S. u.)

Zu dieser offenkundigen Fortsetzung der Académie kamen weniger deutlich erkennbare Zusammenhänge.

Dazu ist ein Blick auf das französische System nötig. Durch Napoleons I. Dekret von 1808 wurden alle Universitäten und Schulen — zentralistisch — in Akademien umgewandelt, die in sich die gesamten Einrichtungen der Erziehung, von der Volksschule bis zur Hochschule vereinigten. Die regionale Zusammenfassung entsprach den Oberlandesgerichtsbezirken. Der Akademie stand der Grand Maître vor, dem als ‚Kanzler‘ der Récuteur beigeordnet war. Straßburg war innerhalb Frankreichs ein Sonderfall, weil die breite Fächerung der Fakultäten, Seminare und Fachschulen erhalten und erweitert werden sollte. So bestanden nach 1818 — und nach einigen Umformungen — folgende Fakultäten innerhalb der Akademie: Theologie, Jura, Medizin, Philosophie, Naturwissenschaften, Pharmazie, Sanitätswesen. Weitge-

Das Kollegium des Lyceums in Straßburg 1874

Fotorepr.: I. L. Klinger





Freiherr von Roggenbach, bad. Staatsminister a. D.,
Organisator der Straßburger Universität
Foto: I. L. Klinger

hende Reformen waren für 1869 angekündigt, aber nicht mehr ausgeführt worden, wegen der Kriegsereignisse.

Die Besonderheit der deutschen Universität ab 1872 liegt nun darin, daß sich die Traditionen der Akademie und Reformvorstellungen im neugegründeten Reich ergänzten. C. Dietzel hatte schon bald nach Kriegsbeginn eine Schrift verfaßt, in der er die ‚Gunst der Stunde‘ auch für eine Reform des deutschen Fakultätensystems kommen sah: und zwar in Straßburg. Es sollte die juristische Fakultät erweitert werden um eine

staatswissenschaftliche Abteilung, was auch geschah. 1877 trennten sich die philosophische und die naturwissenschaftliche Fakultät, so hatte sich das Beispiel der *faculté des lettres* und *faculté des sciences* durchgesetzt. Das pharmazeutische Institut behielt seine Eigenständigkeit über die Schwelle der Neugründung hinweg, schließlich kam 1905 noch eine katholische Fakultät hinzu. Auch personell gab es eine Kontinuität. Von 54 neuen Ordinarien waren 17 aus der alten Universität übernommen worden. Über diese Verbindungen hinweg darf nicht täuschen, daß die Gründung der Straßburger Universität ganz anderen offiziellen Zwecken dienen sollte: ein Instrument der Reichseinigung, eine Kadenschmiede für Beamte der Reichsämter zu sein, zugleich Elsaß-Lothringen für das Reich zu gewinnen.⁵⁾

Freiherr v. Roggenbach hatte den Auftrag erhalten, die personelle Organisation der neuen Universität zu bewerkstelligen. Er zog vor allem junge Dozenten und Professoren nach dem Elsaß, die z.T. hervorragende Wissenschaftler waren.

Der Augenzeuge Wilhelm Deecke (1831—1897)

Deecke kam aus Lübeck — wo er Gymnasiallehrer war und seine ehemalige Schülerin Therese Struve heiratete — über Elberfeld nach Straßburg. Sein Freund Baumeister, der das Schulwesen in Elsaß-Lothringen nach 1871 neu ordnen sollte, hatte ihn empfohlen.⁶⁾ Seine Hoffnung, Direktor des Lyzeums zu werden, zerschlug sich, weil ein zweisprachiger Lehrer eingestellt wurde — Dr. Benguerel aus Neufchâtel — aus Rücksicht auf die Bevölkerung. Er selbst wurde nach dem Weggang Benguerels Rektor (1874). Unter dem Statthalter Manteuffel kritisierte er die Schulpolitik und wurde an das kleinste Gymnasium (Bouxwiller) als Direktor strafversetzt. Die Jahre 1884 bis 1889 verbrachte er in ländlicher Abgeschiedenheit. Sein wissenschaftliches Werk (Etruskologie)

gedieh fort, obwohl der Tod des Sohnes Adolf ihn bis zu seinem Lebensende in eine seelische Krise führte.

Deecke war von Ausbildung Altphilologe, hatte in Berlin und Leipzig studiert. Die Semesterferien verbrachte er zeitweilig bei seinem Vater in Frankfurt, der dem Nationalparlament als Abgeordneter Lübecks angehörte. Aus der Fülle der Veröffentlichungen seien die beiden erwähnt, die seine Stellung innerhalb des Faches deutlicher erkennen lassen:

Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik. Stuttgart 1875. Mit dieser Untersuchung erneuerte sich die wissenschaftliche Frage nach der Herkunft der Etrusker. Bekannt wurde er durch die Umarbeitung des Buches von K. Otfried Müller: Die Etrusker. 2 Bände, Stuttgart 1877, Nachdruck Graz 1965; Deecke ließ den Text unangetastet und arbeitete alles an neuerer Forschung als Kommentar ein.

Deecke starb 1897, nach achtjähriger Tätigkeit am Gymnasium in Mühlhausen, im Diakonissenkrankenhaus zu Straßburg. Albert Schweitzer hat ihm in seinen Erinnerungen einen verständnisvollen Nachruf gewidmet. Auch sein wissenschaftlicher Kontrahent Carl Pauli schrieb im Nekrolog: „Sein Tod war nicht nur bloß für Elsaß-Lothringen ein Verlust, sondern auch die wissenschaftlichen Kreise betraurten sein Hinscheiden.“

Der Bericht über das Gründungsfest

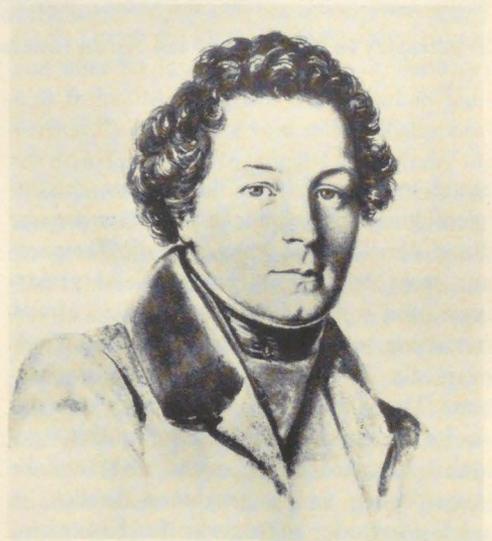
„Mittwoch d. 6. Mai. (1872)

Endlich ist die Festzeit mit ihren Nachwehen so weit vorbeigerauscht, dass ich wieder ein paar Zeilen der Erinnerung niederzuschreiben imstande bin.⁷⁾ Mittwoch um 9 Uhr früh versammelten wir uns,⁸⁾ sämtliche Lehrer und die Schüler bis Quinta incl. abwärts, auf dem Schulhofe, die Lehrer im Frack, weisse Halsbinde (ich trug doch eine schwarze), weissen Handschuhen (auch die waren bei mir schwarz) und Cylinder und zogen um 9¹/₂ Uhr in feierlicher Prozession unter Füh-

rung des Direktors über die Strasse ins Schloss.⁹⁾ Die Teilnahme der sämtlichen Lehrer und erwachsenen Schüler (c. 120) war als Bedingung gestellt für das Leihen des Zeltes zum Überdecken des Schlosshofes.¹⁰⁾ Denn da kein Saale in Strassburg gross genug war, um die auf c. 3000 angewachsene Zahl der Festteilnehmer aufzunehmen, hatte man, mit Hilfe jenes unseres Preisverteilungszeltens den inneren Schlosshof in einen Saal verwandelt.¹¹⁾ Zwei ungeheure Masten, der Fuss mit Stricken umwickelt, trugen die Mitte des Zeltes; da es ganz nicht gross genug war, war der hinterste Raum mit Brettern überdacht, in die Glasfenster eingelegt waren. Um den hässlichen Anblick der Zeltleinwand zu verdecken, waren unter das Zelt Wolken von weissem leichten Zeug mit schwarzen und blauen Längsstreifen befestigt. Die Arkaden rechts und links waren mit Brettern verschlagen, doch so, dass oben die Rundung frei blieb, um Licht und Luft von den Nebenhöfen aus hereinzulassen. Da hierdurch ein ungehinderter Luftzug ent-

Ernst Deecke, Vater des Autors, Portrait 1839.

Foto: I. L. Klinger





Frühschoppen im Café Lips nach dem Fest der Gründung

Foto: I. L. Klingler

stand und auch durch die lockere Zusammenfügung der Zeltstücke und deren unterer Rand der Wind eindrang, war die Temperatur, trotz der Menschenmenge, eine gemässigte, und wohligh empfand man die Luftverbesserung, wenn einmal ein stärkerer Windstoss die Zelte und Wolkendecke erschütterte. Deren fortwährendes Wogen und das sanfte Schaukeln der Mastenspitzen gewährte ausserdem für nicht seekränkliche Augen einen sehr angenehmen Anblick, ja mich störte oder ängstigte es durchaus nicht,

als mehrmals das Zelt in frischer Brise sich aufwallte und sich an einer Strecke donnernd losriss. Die innere Decoration der Wände, der das hintere Holzdach tragenden Säulen, war weiss und roth. An der Hinterwand waren Medaillons mit den Wappen der Universität und der früheren Fakultäten,¹²⁾ an den Seitenwänden grosse Schilde mit den Wappen der elsässisch-lothringischen Städte. Die Zwischenräume füllten Tannenzweige und -gewinde, Fahnen aller Art. Unter dem hinteren Holzdache war ein in 2 Stufen ansteigen-

des Podium: auf der oberen, an der Hinterwand, sass das von Hrn. Stockhausen dirigierte Orchester, auf der unteren der gemischte, von Hrn. Sering geleitete Gesangsverein, unter den Damen an einer Säule rechts meine Frau.¹³⁾ Vor der Mitte des Podiums stand die rothsamte Rednertribüne, an ihren Seiten höhere Postamente mit Büsten, darunter links zunächst die des Kaisers. Etwas vorgerückt, auch erhöht, zwischen der Bühne und der Kaiserbüste stand der Tisch für die Urkunden, rechts hatten die Stenographen ihren Sitz. In der Ecke beim Eingang rechts war ein großer, halb verhüllter photographischer Apparat aufgefplant, der seine Öffnung drohend wie ein Kanonenrohr der Rednertribüne zugewendet hielt. — Wir fanden den Saal bei unserem Eintritt noch fast ganz leer und erhielten durch die Festordner, der Verabredung gemäss, unsere Plätze an den beiden Seitenwänden entlang. Ich, ziemlich nach vorne, stieg später auf meinen Stuhl, sodass ich den herrlichsten Überblick des Ganzen hatte und Alles aufs Genaueste hören konnte. Ein müder Student sass meist auf meinem Stuhl. Die Anordnung der Plätze war so dass zunächst in Halbkreisen um die Rednertribüne rechts die neuen Professoren, links die Deputationen und fremden Festgäste, in der Mitte die offizielle Welt sass, d. h. die Regierungs- und Stadtbehörden. Hinter diesen, in längeren, schon gerade werdenden Reihen sassen die Damen, dann die Studenten, hinter ihnen das übrige Publicum. Der Saal füllte sich nach unserem Eintritt rasch. Die Farbenstudenten kamen in bunten Zügen mit wallenden Barretten, breiten Schärpen und grossen Schlägern und lehnten ihre Fahnen an den Baldachin der Rednertribüne. Die Anordnung war gut getroffen, so dass nur selten ein vorübergehendes Gedränge entstand.

Dienstag d. 7. Mai. Fortsetzung

Die Feier begann um 11 Uhr präzise mit einem Festmarsch¹⁴⁾ des Orchesters, während dessen die Professoren und Docenten und

Deputationen und hervorragenden Festgäste, die sich im Nebensaale links versammelt hatten, unter Vortritt zweier Pedellen — mit Silberstäben — einzogen und ihre reichlich bemessenen Plätze einnahmen. Es folgte eine Ouverture,¹⁵⁾ nach welcher der Oberpräsident von Möller hinter den Tisch trat, auf dem die Führer der Deputationen die Glückwunsch-Rollen und -Tafeln zu den offiziellen Urkunden gelegt hatten, und die Eröffnungsrede für die Universität hielt, indem er nach wenigen, einleitenden Worten die Kaiserliche Gründungsurkunde verlas und mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser schloss. Er spricht leider unbedeutend und las, da er eigentlich der Brille bedarf, stotternd und ohne Ausdruck, so dass viel von der gewünschten Feierlichkeit verloren ging. Schön, und fast wie ein berechneter Effekt, machte es sich, dass gerade während seiner Rede und lange nachher durch einen Spalt des Holzgebälks ein breiter Sonnenstrahl ihn, den Tisch mit den Urkunden und die Büste des Kaisers hell beleuchtete. Während der Rede war der photographische Apparat in lebhafter Thätigkeit.¹⁶⁾ Zum Schluss verlas der Ob.Präs. noch ein Glückwunschtelegramm des Kronprinzen¹⁷⁾ und übergab die Stiftungsacte dem neuernannten Rector Bruch, Decan der theolog. protestant. Fakultät.¹⁸⁾ Dieser ein kleiner, schwächtiger Mann von über 80 Jahren, geborener Strassburger und früher Mitglied der französischen Universität,¹⁹⁾ antwortete vom selben Platze hinter dem Tische her in langer Dankesrede, für viele unverständlich wegen seiner altersmatten, oft von Husten unterbrochenen Stimme. Er gestikulirte noch lebhaft, aber unschön. Der Inhalt war angemessen, aber wenig erhebend, doch behauptete das Ganze die nötige Würde.²⁰⁾ Schliesslich verlas er die Beglückwünschungsadresse des Reichstags²¹⁾ und dankte für das Album der Damen, und übergab die Stiftungsurkunde dem Senatssecretär Dr. Schricker. Der Gesangsverein stimmte darauf den Chor an „Die Himmel erzählen des Ewigen Ehre . . .“. Dann betrat



Der Einzug zum Fest der Gründung. Im Hintergrund das Schloß Rohan. Zeitgenöss. Zeichnung.

Foto: I.L. Klinger

Prof. Springer, geb. Böhme, aus Bonn berufen, Kunstlehrer und Historiker, die Rednertribüne und hielt die Festrede.²²⁾ Leider las er gegen seine Gewohnheit, wohl aus Scheu vor der grossen Feierlichkeit und aus Furcht, im Schwunge der Begeisterung ein ungeeignetes Wort zu sagen. Die Rede offenbarte daher zu sehr die kunstvolle Ausarbeitung und auch seine Stimme reichte nicht aus. Er sieht schon ältlich aus und war nachher ganz erschöpft. Der Stil war gut, die zweite Hälfte, welche die Freiheit der Wissenschaft betonte, etwas lang, aber mehrfach erhebend. Es folgte der Chorgesang ‚Der Herr ist gross . . .‘. Im Namen der deutschen Hochschulen begrüßte dann Prof. Waitz aus Göttingen die neue Schwester, unvorbereitet, in gewöhnlichem rhetorischen Pathos, mit feierlich geschwenktem Cylinder;²³⁾ ihm folgte Prof. Tomaszek²⁴⁾ aus Wien im Namen der österreichischen Universitäten, be-

geistert, schwungvoll, politisch, daher von der empfänglichen Versammlung jubelnd begrüßt; um so vorsichtiger, abgemessener, ausdrucksloser sprach Prof. v. Wyss aus Zürich²⁵⁾ im Namen der Schweizer. Nachdem der Rector im Namen der neuen Universität gedankt hatte, spielte die Musik noch eine Overture²⁶⁾ und ging dann in die Hymne ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ über, in die das Publicum einfiel. Damit schloss die Feier. Sie war streng officiell, würdig, aber etwas matt u. nüchtern. Weder ein Prinz, noch Bismarck, noch ein Vertreter des Reichskanzleramts war gekommen, auch kein Vertreter des Preuss. Unterrichtsministeriums, keine Deputation des Reichstags.²⁷⁾ Auffällig war, dass Roggenbach²⁸⁾ nicht sprach, noch irgend Jemand von der Mairie oder als Vertreter des Reichslandes; auch kein Führer einer Studentendeputation. — Auch der Schulrath Baumeister kam nicht zu Wort und übergab

unsere Adresse später privatim dem Rector. So endete die Feier bald nach 1 Uhr. Bescheidenheit war ein lobenswerther Charakterzug derselben; mit Ausnahme Möller's sprach kein Nationalpreuse.²⁹⁾“

Mein Dank gilt den Damen und Herren der Universitätsbibliothek Heidelberg sowie Frau I. L. Klinger für die Fotoarbeiten, vor allem aber Frau Gertrud Ungerer, Freiburg, die die Tagebücher in leserliche Form überträgt.

Anmerkungen:

Zu Straßburgs Geschichte und Universität:

¹⁾ P. Ahne: Strasbourg 1850—1950. Métamorphoses et développement. Strasbourg 1959

L. Brentano: Elsässer Erinnerungen. Berlin 1917. Alte Strassburger Universitätsreden. Hrsg. Vorstand der Vereinigung ehem. Strassburger Dozenten. Frankfurt a. M. 1932.

A. Schricker: Zur Geschichte der Universität Straßburg. Straßburg 1872.

Statistische Mitteilungen über Elsaß-Lothringen. Heft 1—3. Straßburg 1873.

O. Berger Levrault: Annales des professeurs des Académies et Université alsaciennes. 1523—1871. Nancy 1892.

G. Meyer: Die Entwicklung der Straßburger Universität aus dem Gymnasium und der Akademie des Johann Sturm. Frankfurt a. M. 1926.

Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Universität Straßburg für das Sommer-Halbjahr 1873. Straßburg 1873.

A. Nöldeke: Jugenderinnerungen aus dem Deutschen Elsaß. Hamburg 1934.

O. Mayer: Die Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg. Berlin/Leipzig 1922.

E. Anrich: Zur Geschichte der deutschen Universität Straßburg. Straßburg 1941, S. 118—148.

G. Anrich: Die Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft 1872—1918. Berlin/Leipzig 1923.

C. Dietzel: Straßburg als Deutsche Reichsuniversität und die Neugestaltung des juristischen und staatswissenschaftlichen Studiums. Frankfurt a. M. 1871.

Straßburg und seine Bauten. Hrsg. Architekten- und Ingenieurverein für Elsaß-Lothringen. Straßburg 1894.

²⁾ Die Einweihung der Straßburger Universität am 1. Mai 1872. Officieller Festbericht. Straßburg 1872. (Im Folgenden: Festbericht . . .)

³⁾ S. Alte Straßburger Universitätsreden.

⁴⁾ Reichstagsverhandlungen vom 24. Mai 1871. Stenographischer Bericht S. 292 ff.

⁵⁾ Der Etat der Universität betrug 1871/72 600 000 Mark und 1876 873 000 Mark. Damit lag Straßburg an dritter Stelle hinter Berlin und Leipzig. Der Gehaltsetat lag sogar an zweiter Stelle hinter Berlin. Die Sonderzulagen im ersten Jahr für Beamte veranlaßten eine Reihe Neuankömmlinge in Saus und Braus zu leben und sich zu verschulden.

⁶⁾ Zur Biographie von W. Deecke und seinem wissenschaftlichen Werk:

C. Pauli: Wilhelm Deecke. Nekrolog. In: Beiträge zur Kunde der Indogermanischen Sprachen. 25. Band 3/4 Heft 1899, Sonderdruck.

Th. Deecke, A. Baumeister: Wilhelm Deecke. In: Jahresberichte über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaften. 1897. Sonderdruck.

In beiden Beiträgen ein Verzeichnis der Schriften Deeckes.

Th. Deecke: Erinnerungen aus meinem Leben. Masch.-schriftl. Manuskript. Unveröff.

⁷⁾ 1. Mai 1872. Das Datum sollte an den 1. 5. 1567 erinnern, an dem Kaiser Maximilian II. Straßburg das Privileg der Akademie erteilt hatte.

⁸⁾ Gemeint ist das Lyceum. Deecke hatte einen Text in lateinischer Sprache verfaßt, der die Glückwünsche aller elsässischen Schulen und Lehrer beinhaltet. Der endgültige Text wurde wegen Zeitmangel des Kalligraphen um 32 Wörter gekürzt. Abdruck im Festbericht.

⁹⁾ Dr. Benguerel stammte aus Neufchâtel, beherrschte die deutsche Sprache nicht vollkommen, was zu Disziplinarschwierigkeiten mit den Schülern führte, die z. gr. T. den zugezogenen Beamtenfamilien entstammten.

¹⁰⁾ Das Schloß Rohan.

¹¹⁾ Auf der Abbildung ist im Hintergrund links ein Teil der provisorischen Überdachung des Schloßhofes zu erkennen.

¹²⁾ Es handelt sich um die Fakultätswappen der Zeit von 1621—1793.

¹³⁾ Therese Deecke, die Frau Wilhelm Deeckes, war seit ihrer Lübecker Zeit mit dem Dichter E. Geibel (1815—1884) bekannt, der — wie V. v. Scheffel und A. Stöber — einen Festbeitrag lieferte.

¹⁴⁾ Dieser Programmpunkt fehlt im Festbericht.

¹⁵⁾ Nachweis fehlt ebenfalls.

¹⁶⁾ Die historischen Aufnahmen konnten bisher nicht gefunden werden.

¹⁷⁾ Text im Festbericht.

¹⁸⁾ Die Stiftungsurkunde und die Anstellungsurkunden der Professoren und Dozenten datieren vom 22. April 1872.

¹⁹⁾ Aus dem protestantischen Seminar wurden fast alle Dozenten übernommen.

S. E. Anrich: Zur Geschichte der deutschen Universität Straßburg. Anm. 1.

²⁰⁾ Prof. Dr. Joh. Friedrich Bruch (1792—1874), geboren in Pirmasens, nicht wie Deecke vermutet Elsässer. Theologe.

²¹⁾ Festbericht.

²²⁾ Prof. Dr. Anton H. S. Springer (1825—1891), Kunsthistoriker und politischer Schriftsteller, war wegen seiner Nationalbestrebungen und öffentlichen Reden aus Österreich vertrieben, später in Bonn Professor. Er war bei der Gründung 1872 zum Prorektor ernannt worden.

²³⁾ Prof. Dr. Georg W. Waitz (1813—1886), Historiker. Ein gesuchter Festredner, der u. a. 1865 zum Universitätsjubiläum nach Wien entsandt wurde, um die Grüße der Göttinger Universität zu übermitteln.

²⁴⁾ Prof. Dr. Tomaschek — so die Schreibweise — (1828—1878), breite Darstellung in: Biografisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Wien 1882, 46. Teil, S. 49—56.

²⁵⁾ Prof. Dr. Georg von Wyss (1816—1893), nach Umhabilitation Historiker in Zürich, vielfach in der Politik seines Kantons verflochten. Biographie in: Historisch-Biografisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg 1934, S. 612.

²⁶⁾ Kein Nachweis im Festbericht.

²⁷⁾ Die Texte der Telegramme im Festbericht.

²⁸⁾ Freiherr v. Roggenbach hatte im Auftrag Bismarcks die Gründung und die Berufungsverhandlungen mit viel Fingerspitzengefühl vorbereitet. Das Amt des Universitätskurators — vergleichbar dem jetzigen Kanzler an deutschen Hochschulen — in Straßburg lehnte er ab. „Das Dienen unter Bismarck war ihm schwer geworden“, wie er sagte.

²⁹⁾ Die Statthalter:

Möller Eduard v. (1814—1880),

Manteuffel Edwin v. (1809—1885),

Hohenlohe(-Schillingsfürst) Chlodwig v.

(1819—1901).

Kirchheim unter Teck — eine Zähringer Stadtgründung?

Quellenkritische Betrachtungen

von Karin Peters

Im Gegensatz zu unserer Zeit, die von Nachrichten und Informationen geradezu überflutet wird, ist das frühe und hohe Mittelalter — was Orts- bzw. Stadtgeschichte angeht — oft durch eine auffallende Quellenarmut gekennzeichnet. Daher sind die wenigen schriftlichen Quellen, die uns über die frühe Zeit Kirchheims Auskunft geben, besonders sorgfältig zu interpretieren, wobei manches Hypothese bleiben muß. So wird immer wieder die Frage gestellt, ob Kirchheim überhaupt je zähringisch gewesen sei. Diese Frage ist um so berechtigter, weil es urkundliche Belege dafür nicht gibt. Andererseits wird oft mit viel Wunschenken Kirchheim als eine zähringische Stadtgründung anhand zähringischen Besitzes in oder bei Kirchheim bezeichnet.

Im Jahre 960 ist Kirchheim erstmals urkundlich erwähnt¹⁾ und dies gleich mit dem wichtigen Hinweis auf eine bereits bestehende Kirche, die zu den frühen Urkirchen des Neckargaues gezählt werden muß. Als Kaiser Otto der Große sich im Mai 960 auf einem Reichstag in Clofheim aufhält²⁾, überläßt er dem Bischof Hartbert von Chur den Churer Königshof mit Einkünften aus verschiedenen Ortschaften. Gewissermaßen im Austausch dafür, nimmt er das von Chur entfernt in Schwaben gelegene Chiriheim zusammen mit der zehntberechtigten Basilika in Besitz. In dieser sprachlichen Form, Chiriheim, wird unser Kirchheim erstmals schriftlich genannt.

Die in der Urkunde verwendete Bezeichnung „basilica decimalis“³⁾ weist darauf hin, daß

diese Kirche Zehnteinkünfte besaß, auf welche in jener Zeit nur eine Pfarrkirche anspruchsberechtigt war. Die Kirchheimer Pfarrkirche hat das Martinspatrozinium, und Martinskirchen gehören zu den ältesten Kirchen in unserem Raum. Daher läßt dieses alte, fränkische Martinspatrozinium den zwingenden Schluß zu, daß es sich bei der „basilica decimalis“ nur um die Kirchheimer Martinskirche handeln kann.

Wie aber kam Kirchheim samt seinem Kirchengut zuvor in den Besitz des Churer Bistums? Auch darüber gibt die Urkunde Auskunft: ein König Konrad hatte es vor dem Jahre 960 an den Bischof von Chur übertragen.

Bislang wurde dieser König Konrad immer mit dem deutschen König Konrad I. (911—918) gleichgesetzt. Thomas Zotz hat jedoch in seiner Arbeit über das Alemannische Herzogtum nachgewiesen⁴⁾, daß dieser König Konrad identisch ist mit dem König Konrad von Burgund. Dieser König Konrad von Burgund ist der Sohn der Berta von Schwaben, die als Tochter des Schwabenherzogs Burchard I. den Burgunderkönig Rudolf geheiratet hat⁵⁾. Sie hat neben anderen Gütern auch Kirchheim als Mitgift in die Ehe eingebracht. Der Ehe entstammte außer Konrad von Burgund noch eine Tochter, Adelheid, die mit Kaiser Otto I., dem Großen, verheiratet war. König Konrad von Burgund war also der Schwager des Kaisers. Mit dem 960 vorgenommenen Austausch Kirchheims kehrt es gewissermaßen aus dem Churer Besitz zur Familie wieder zurück, ist



Kirchheim unter der Burg Teck. Ansicht von Norden mit Martinskirche und Rathaus

Foto: Hans-Joachim Stotz, Kirchheim u. T.

nun aber in der Hand Otto des Großen Reichsgut. Dies ist es sicher für die nächsten hundert Jahre auch geblieben.

Es fragt sich allerdings, ob Kirchheim von 960 an nicht über einen wesentlich längeren Zeitraum hinaus Königs- bzw. Reichsgut geblieben ist, oder ob zumindest nicht immer wieder versucht wurde, diesen Anspruch aufrecht zu erhalten, wenngleich sich diese Vermutung nur auf sporadische Hinweise stützen kann. Bereits die zweite urkundliche Erwähnung Kirchheims wirft diese Frage auf. 1059, also knapp hundert Jahre nach der ersten schriftlichen Nennung Kirchheims, schenkt König Heinrich IV. seinem Ratgeber Graf Eberhard, den wir heute als Eberhard von Nellenburg und Stifter des Klosters Schaffhausen kennen, die „moneta in villa quae vocatur Kirchheim“ mit allen sich daraus ergebenden Nutzungen⁶⁾. Die Urkunde sagt nichts darüber aus, daß Graf Eberhard die „villa“ selbst, also das Dorf, als Eigentum erhielt, unter dem man sich im Zusammenhang mit der Münze bereits einen Marktort vorzustellen hat.

Man kann nun annehmen, daß Reichsgut schon 1059 an die Nellenburger gelangt ist

und später, 1102, im Erbgang in zähringischen Besitz kam. Allerdings ist der Einwand berechtigt, daß in der Wortwahl der Vergabungsurkunde von 1059 es sicherlich einen Hinweis dafür hätte geben müssen, falls in diesem Rechtsgeschäft Reichsgut berührt, vergeben oder ausgeklammert worden wäre. Außer der Münze und den damit verbundenen, aber nicht näher bezeichneten Rechten und Nutzungen sind jedoch keine weiteren Anhaltspunkte für die Übertragung von Reichsgut an die Nellenburger zu finden. Wäre dies aber geschehen, so dürfte man doch wohl auch eigens die Erwähnung der Kirchheimer Kirche mit ihrem Zehentzubehör erwarten, die 960 Gegenstand des Tauschgeschäfts zwischen Otto dem Großen, König Konrad von Burgund und dem Bistum Chur gewesen ist.

Hier beginnen die Fragen, die zu beantworten die Quellenlage nicht zuläßt und wodurch diese Überlegungen im hypothetischen Bereich bleiben müssen: darf man Eberhard von Nellenburg als Vogt von Kirchheim ansehen, das heißt als Verwalter königlichen, also Reichsguts? Haben die Nellenburger

darüber hinaus weiteren, nicht näher faßbaren Eigenbesitz bei Kirchheim gehabt, den die Zähringer nach 1102 im Erbwege in ihren Besitz brachten?

Das Geschlecht der Bertolde, der Breisgau-Grafen, ist mit dem Bau der Limburg um 1060 im Weilheim-Kirchheimer Raum faßbar⁷⁾. Der um Weilheim reich begüterte Graf Bertold mit dem Bart, der sich schon vor dem Tode des Schwabenherzogs Otto III.⁸⁾ Hoffnung auf das schwäbische Herzogtum machte, erhielt 1061 als Entschädigung das Herzogtum Kärnten mit der Markgrafschaft Verona zugesprochen, ohne jedoch dieses Herzogsamt antreten und ausüben zu können. Immerhin, seinen Herzogstitel behielt er auch in seinen Besitzungen in Schwaben und

im Breisgau bei und von dieser Würde leiten sich später die Titel seiner Nachkommen, der Herzöge von Zähringen, der Herzöge von Teck und der Markgrafen von Baden ab⁹⁾. Er selbst nannte sich seit 1061 Herzog Bertold I. von Kärnten. Die Geschichtsschreibung bezeichnet ihn als den Stammvater des Hauses Zähringen, wengleich erst sein Sohn Herzog Bertold II. nach der Übersiedlung auf die Reichsburg Zähringen über dem gleichnamigen Dorf sich von 1100 an Herzog Bertold II. von Zähringen nennt. Herzog Bertold I. ist auch der Stifter des Klosters St. Peter in Weilheim, das er zur Grablege seines Geschlechts bestimmt hat und das im Weilheim-Kirchheimer Raum zahlreiche Besitzungen hatte.

Blick von der landschaftsbeherrschenden Burg Teck nach Norden

Foto: Robert Holder, Urach/Württ.



Ein zweites Mal, während des Investiturstreits, versucht ein Angehöriger dieser Familie das Herzogtum Schwaben für sich zu gewinnen. Bertold II., gestützt von der päpstlichen Partei und vor allem von seinem Schwiegervater, dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden und legitimen Inhaber des Herzogtums Schwaben, wird von diesem zum Gegenherzog von Schwaben berufen. Als Gegenmaßnahme setzt König Heinrich IV. Rudolf von Rheinfelden als Schwabenherzog ab und belehnt seinen Schwiegersohn Friedrich von Staufen mit diesem Herzogtum. Nach dem Sieg Heinrichs IV. über Rudolf von Rheinfelden, der in der entscheidenden Schlacht in Sachsen fällt, muß auch Rudolfs Parteigänger, Bertold II., seine Ansprüche auf das Herzogtum Schwaben aufgeben. Nach der Aussöhnung Herzog Bertolds II. mit dem König und mit den Staufern 1098, verlagern sich die politischen Aktivitäten Bertolds zunächst in den Breisgau, wo er, wie schon erwähnt, auf der Lehenburg Zähringen seinen Sitz nimmt. Durch das reiche Erbe, das Bertolds II. Gemahlin, Agnes von Rheinfelden, einbringt, wächst ihm, der vom König bereits die Reichsvogtei über die bedeutende Stadt Zürich erhalten hat, weiterer Besitz im Thurgau und im Aargau zu. Mit dieser Schwerpunktbildung zähringischer Politik wird auch verständlich, weshalb Bertold II. 1093 das von seinem Vater gegründete und während des Investiturstreits zerstörte Kloster St. Peter in Weilheim in seinen Eigenbesitz im Schwarzwald verlegte¹⁰). Dieses Schwarzwaldkloster St. Peter fertigte im 13. Jahrhundert für seine Besitzungen ein Güterverzeichnis an, den bekannten Rotulus Sanpetrinus. In ihm sind güterrechtliche Vorgänge, also Käufe, Schenkungen und Verpfändungen, in der Zeit vom 12. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts verzeichnet¹¹). Für den Bereich der späteren Herrschaft Teck lassen sich in dem sanpetrinischen Güterrodel mehrere Nachrichtengruppen feststellen. Das sind zunächst einmal die Schenkungen der Zähringer selbst. Sie beschrän-

ken sich aber auf Güter in Jesingen, Weilheim und Nabern mit dem wichtigen Recht des Kirchensatzes (d.h. die Ernennung des Pfarrers) in den beiden letztgenannten Orten¹²). Dagegen sind Vergabungen von Gütern aus Kirchheim durch die Zähringer nicht belegt. Eine weitere Gruppe von Nachrichten bezieht sich auf Güterveräußerungen durch die ortsansässigen kleineren Herren aus mehreren Ortschaften im Kirchheimer Raum. Aber auch hierbei sind keine Gütervergabungen aus Kirchheim festzustellen, obwohl die Zähringer ihren Ministerialen grundsätzlich Güterveräußerungen an das Hauskloster St. Peter im Schwarzwald gestattet haben¹³). Zwar sind in dem Güterverzeichnis zahlreiche Kirchheimer Einwohner aufgeführt, meist jedoch nur als Zeugen in Rechtsgeschäften mit dem Kloster. Mehrmals treten sie sogar als Verkäufer von Gütern an das Kloster auf. Dabei handelt es sich aber überwiegend um Besitzungen, die in Jesingen liegen¹⁴).

Es ist schon auffallend, daß für Weilheim — um nur einen Ort herauszugreifen — sich Gütervergabungen sowohl durch die Zähringer selbst als auch durch ihre Dienstmänner in dem Rodel nachweisen lassen, während sich für Kirchheim darin keinerlei Belege finden lassen. Von daher gesehen stellen sich auch Zweifel ein, ob die Klostergüter von St. Peter schon im 12./13. Jahrhundert von Kirchheim aus verwaltet worden sein sollen¹⁵).

Nur ein einziges Mal geben uns die Aufzeichnungen im Rodel von St. Peter darüber Auskunft, daß Güter bei Kirchheim in den Besitz der Zähringer gelangt sind. Dieser Beleg jedoch befindet sich auf einem besonderen Blatt, das die Forschung heute als einen Bestandteil des Güterrodels identifiziert hat und das im Stadtarchiv Freiburg verwahrt wird¹⁶). Es wurde 1913 als Einband einer Baurechnung des 17. Jahrhunderts entdeckt und enthält Hinweise auf den Übergang nellenburgischen Besitzes in Kirchheim und Nabern in die Hand der Zähringer.

manare solet in hanc. ideo post
 loci partem uno ab antecessoribus nostris
 et sic. tale predium quod est apud Nabern
 erat. nulli quod populo diocesis sub
 instans pro sua manu dedit.
 etiam cum suis ultigardi quia
 videtur in quod in eodem allodio
 habet. Cum autem predium comes natus
 etiam non solum apud Chilheim sita.
 subiecto hereditario. ac in
 in beneficium cessit. Quod
 etiam defuncto successit.
 etiam ardentiori pietatis
 in beneficium. eodem essent

Textstelle im Rotulusblatt mit der Erwähnung Kirchheims:

„apud Chilheim sita“
 (6. Zeile von unten)

Als 1102 Graf Burkhard von Nellenburg starb, unterwarf sich Herzog Bertold II. nicht nur dessen Güter bei Kirchheim, sondern auch die Kirche zu Nabern mit dem zugehörigen Grundbesitz im Erbgang. Diesen Transaktionen in Nabern sind in den Aufzeichnungen des Klosters St. Peter ein auffallend breiter Raum gewidmet, was sich daraus erklärt, daß das Kloster St. Peter hier eben Eigentum erwarb. Dem Übergang der Kirchheimer Güter an die Zähringer widmete dagegen der Chronist nur eine vergleichsweise bescheidene Notiz. Der lateinische Text dieser Aufzeichnung spricht hier ausdrücklich von „den Gütern (des Burkhard von Nellenburg) bei Kirchheim gelegen“ („ipsius predia . . . apud Chilheim sita“¹⁷). Die Interpretation des lateinischen Begriffs „predia“ führt hier nicht zu weiteren Erkenntnissen, da er sowohl für umfangreiche

Güterkomplexe mit wichtigen Rechten wie Kirchensatz, Mühlen- und Fischereirechten stehen kann wie beim „predium Badon“¹⁸), als er auch die Möglichkeit offenläßt, daß es sich bei den „predia“ nur um kleinere Güter handeln kann, wie wir ihnen im Rodel selbst ebenfalls begegnen. Dort ist z. B. von „predia apud villam Bissingen“¹⁹) die Rede oder auch ein „predium apud Owen“²⁰) aufgeführt. Gerade aber die Formulierung „predia apud villam“ läßt m. E. eine synonyme Verwendung der Bezeichnungen von „predia“ und „villa“ nicht zu.

Dagegen könnte uns möglicherweise die Formulierung „apud Chilheim sita“ weiterhelfen. Es ist zwar nicht unüblich, in mittelalterlichen Texten „apud“ mit „in“ zu übersetzen. Andererseits gibt Hans Jänichen in seiner Arbeit über die Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes²¹) einen bemerkenswerten Hinweis. Danach wird bei Lagebeschreibungen von Gütern in lateinischen Rodeln und Urbaren das jeweilige Angrenzen an eine Ackerflur unterschiedlich beschrieben. Grenzen zwei Güter mit ihren Längsseiten aneinander, so wird dies meist durch das Verb „contingere“ oder durch ein einfaches „apud“ wiedergegeben. Stößt dagegen das beschriebene Gut an die Längsseite eines anderen, so ist dies meist mit „tendere“ super oder „in“ verbunden. Somit erscheint es auf Grund der Formulierung „predia apud Chilheim sita“ zweifelhaft, ob darunter tatsächlich der ganze Ort zu verstehen ist.

Damit ist aber immer noch nicht die Frage geklärt, um welche Güter es sich gehandelt hat, die von den Zähringern kraft Erbrechts in ihren Besitz gelangten. Hermann Flamm hat schon 1913, als er das Rotulus-Blatt edierte, gefordert, durch eine umfassende Durchmusterung des nellenburgischen Besitzstandes den Anfall der Kirchheimer und der Naberner Güter an die Nellenburger und später an die Zähringer in ihrem Ausmaß zu klären.

Kurt Hils hat sich dieser Aufgabe in seiner Dissertation über die frühen Nellenburger

unterzogen, ohne daß es ihm gelungen wäre, den Kirchheimer Besitz durch weitere urkundliche Hinweise als die oben schon vorgestellte Münzübertragungsurkunde von 1059²²⁾ genauer zu fassen.

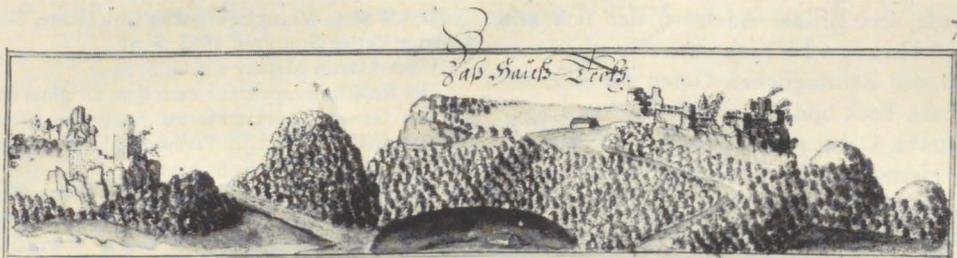
Man wird daher folgern müssen, daß Kirchheim 1059 und auch noch nach 1102 im wesentlichen Reichsgut gewesen und erst im Verlauf des 12. Jahrhunderts in den Einflußbereich der Zähringer übergegangen ist, so wie es Walter Grube im Heimatbuch des Kreises Nürtingen beschrieben hat²³⁾.

Noch auf zwei weitere wichtige Quellen wäre im Hinblick auf unser Thema einzugehen: 1152 trifft Friedrich Barbarossa eine Übereinkunft mit Herzog Bertold IV. von Zähringen, dem Enkel Bertolds II. über seinen Zug nach Burgund und Italien. Friedrich Barbarossa setzt darin Herzog Bertold IV. als königlichen Statthalter (rector) von Burgund und der Provence ein, überträgt ihm die Gerichtsbarkeit über die Grafschaft Macon und das Investiturrecht in diesem Gebiet²⁴⁾. Bertold IV. hat Barbarossa für diesen Burgunder- und Italien-Zug 500 gepanzerte Reiter und 50 Bogenschützen zu stellen. Um sein Versprechen einhalten zu können, verpfändet der Zähringer Herzog dem König sein Eigengut: die Burgen Teck, Ötlingen, Wellingen und das nicht näher lokalisierbare Erstein mit allem Zubehör.

Man fragt sich, weshalb unter diesen Pfändern gerade Kirchheim fehlt, setzt man ein-

mal voraus, Kirchheim sei nach 1102 ganz in den Besitz der Zähringer gelangt und durch Erbgang Eigengut der Zähringer geworden. Man könnte zwar einwenden, daß die Zähringer Kirchheim als Marktort und damit als wichtige Einnahmequelle nicht aus der Hand geben wollten. Dafür gibt es aber weder einen Hinweis noch einen Beleg. Ebenso ist denkbar, daß bei Herzog Bertold IV., wenn er schon seinem Herrschaftsbereich im Breisgau und in der Ostschweiz nun auch noch die Statthalterschaft in Burgund und in der Provence hinzufügen konnte, das zähringische Gebiet um Weilheim und die Teck in den Hintergrund seines territorialpolitischen Interesses gerückt sein dürfte. Warum also hätte er Kirchheim nicht auch mitverpfänden sollen, wenn es ihm tatsächlich gehört hat? Neigt man aber der Ansicht zu, daß Kirchheim nach wie vor noch Reichsgut war und als solches allenfalls der Vogtei des Zähringers unterstand oder ihm als Lehen übertragen war und als solches nicht an das Reich verpfändet werden konnte, dann wäre für die Nichterwähnung Kirchheims unter den verpfändeten Gütern nur noch die Möglichkeit eines Lehensentzuges denkbar. Lehensentzug wäre aber einer exemplarischen Strafe gleichzusetzen, zu der kein Anlaß bestand, zumal Bertold IV. seinen Verpflichtungen gegenüber Barbarossa nachgekommen ist. Die Einsetzung Herzog Bertolds IV. als rector burgundiae stand jedoch mit Vorgängen

Zeitgenössische Abbildung der Burg Teck in Kiesers Forstlagerbuch 1685, HSTA Stuttgart



im Staufischen Hause in unmittelbarem Zusammenhang. Friedrich Barbarossa war seit 1146/47 mit Adelheid von Vohburg verheiratet, von der er sich im März 1153 wegen angeblich zu enger Verwandtschaft scheiden ließ. Sieht man sich die Stammtafel an, die Hans Martin Decker-Hauff im Staufer-Katalog aufgestellt hat, so scheint der Grund der Scheidung eher in der Kinderlosigkeit der Ehe gelegen zu haben. Die Untersuchungen Decker-Hauffs erwähnen auch die Heiratspläne Friedrich Barbarossas mit einer byzantinischen Prinzessin um 1154. Die Heirat sollte das Bündnis mit dem byzantinischen Kaiser Manuel Komnenos festigen. Der Plan, eine Ehe mit Beatrix, der Erbin von Burgund einzugehen, bestand also zur Zeit der Übereinkunft Barbarossas mit Herzog Bertold IV. von Zähringen im Jahre 1152 überhaupt noch nicht²⁵). Erst als die Heirat Barbarossas mit der Prinzessin Maria Komnena nicht zustande kam — sie starb 1154 — warb Barbarossa um Beatrix von Burgund, eine Werbung, die dann zu der bekannten Heirat von 1156 in Würzburg führte. Damit hatte sich aber auch das politische Interesse der Staufer auf Burgund und auf die Provence verlagert, was 1152 noch gar nicht abzusehen war. Nur aus der Situation von 1152 ist die Einsetzung Bertolds IV. zum burgundischen Statthalter überhaupt zu verstehen. Den Titel „rector burgundiae“ führte auch noch Bertolds gleichnamiger Sohn Herzog Bertold V. als letzter seines Geschlechts. Von der burgundischen Statthalterschaft blieben ihm jedoch nur die Vogteirechte über die Bistümer Lausanne, Genf und Sitten. Nach dem Tode Herzog Bertold IV. 1186 wurde sein Bruder Adalbert, der sich seit 1187 Herzog von Teck nennt²⁶), mit einem Teil der Zähringischen Güter am Albrauf um die Teck und am oberen Neckar ausgestattet²⁷). Dabei gelangte auch Kirchheim an die Herren von Teck, die ihren Herzogstitel von 1187 an weiterführten. Daß diese Herzöge von Teck erst nach dem Tode des letzten Zähringer Herzogs 1218

ihren Besitz Kirchheim zwischen 1220 und 1230 mit Freiburger Stadtrecht zur Stadt machten, war nurmehr eine zwingende, logische Konsequenz. Aber eben darum ist der für Kirchheim eingangs in Frage gestellte Begriff einer „Zähringer Stadtgründung“ etwas differenzierter und so zu interpretieren: Es gibt keinen schlüssigen Nachweis dafür, daß Kirchheim als zähringischer Eigenbesitz schon von den Zähringer Herzögen zur Stadt erhoben worden wäre. Erst nach dem Aussterben der Zähringer haben die Herzöge von Teck, eine Nebenlinie der Zähringer, ihren Besitz Kirchheim mit zähringischem Stadtrecht ausgestattet.

Anmerkungen

¹) WUB 1, S. 213 (960)

²) Clofheim ist das heutige Kloppenheim bei Mannheim

³) Haberkern-Wallach, *Hilfswörterbuch für Historiker*, Franke Verlag Bern, 1964

⁴) Thomas L. Zotz, *Der Breisgau und das alemannische Herzogtum*, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Bd. 15, S. 64 f.

⁵) Heinz Bühler, *Richinza von Spitzenberg und ihr Verwandtenkreis* in: *Württembergisch-Franken*, Jahrbuch Bd. 58 (Festschrift für Gerd Wunder), S. 321

⁶) WUB 1, S. 275 (1059 Nov. 22)

⁷) *Heimatbuch des Kreises Nürtingen* Bd. 1 S. 285 und Hans-Martin Maurer, *Weilheim bis zur Stadtgründung*, Beiträge zur älteren Geschichte (Weilheims) im: *Heimatbuch Weilheim an der Teck*, 1969 Bd. 3 S. 20

⁸) Chr. Fr. Stälin, *Württembergische Geschichte*, Cotta'scher Verlag Stuttgart, 1841, Bd. 1 S. 489 ff Neudruck Scientia Verlag Aalen, 1975

⁹) Karl Weller, *Württembergische Geschichte*, Silberburg Verlag Stuttgart, 1963, S. 41

¹⁰) Hans-Martin Maurer a. a. O. S. 31

¹¹) *Der Rotulus Sanpetrinus nach dem Original im Großh. Generallandesarchiv zu Karlsruhe* hrsg. von Friedrich v. Weech in: *Freiburger Diözesanarchiv* Nr. 15, 1882, Vorbemerkung

¹²) Irene Gründer, *Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck*, Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 1, Müller & Gräff, Stuttgart, 1963, S. 9

- ¹³⁾ Hermann Flamm, Ein neues Blatt des Rotulus San petrinus aus dem Freiburger Stadtarchiv in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) NF 28 (1913), S. 82
- ¹⁴⁾ Der Rotulus Sanpetrinus a. a. O. S. 163, 170 ff
- ¹⁵⁾ Heimatbuch des Kreises Nürtingen, hrsg. v. Hans Schwenkel, 1953, Bd. 2, S. 397
- ¹⁶⁾ Flamm a. a. O. S. 83
- ¹⁷⁾ s. Textstelle in Abb.
- ¹⁸⁾ Flamm a. a. O. S. 80
- ¹⁹⁾ Der Rotulus Sanpetrinus a. a. O. S. 145
- ²⁰⁾ Der Rotulus Sanpetrinus a. a. O. S. 149
- ²¹⁾ Hans Jänichen, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes, Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde, Kohlhammer Verlag, 1970, S. 188
- ²²⁾ Kurt Hils, Die Grafen von Nellenburg im 11. Jahrhundert in: Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte Bd. XIX, Eberhard Albert Verlag, 1967, S. 30 Anm. 36
- ²³⁾ Heimatbuch des Kreises Nürtingen Bd. 2 S. 397
- ²⁴⁾ MGH Dipl. Rerum Imperatorum Germaniae Tom X Pars 1 (D Fr. 1, S. 22—24)
- ²⁵⁾ Hansmartin Decker-Hauff, Das Staufische Haus, in: Die Zeit der Staufer (Katalog der Ausstellung 1977) Band 3, S. 351 f
- ²⁶⁾ Eduard Heyck, Geschichte der Herzoge von Zähringen, Freiburg 1891, S. 418
- ²⁷⁾ Irene Gründer a. a. O. S. 3

Kleine Nachtmusik

*Das Cello singt
so tief vor Nacht.
Die Quelle klingt
und schluchzt und lacht.*

*Und dann und wann
ein dunkles „Du“.
Das Lied hebt an:
Du bist die Ruh . . .*

*Gelöstes Haar,
gelöster Mund —
O wunderbar
gelöste Stund!*

*Vom Felde steigt
bestirnt die Nacht.
Das Cello schweigt.
Das Schweigen wacht . . .*

Otto Gillen

Die Reise eines Göttinger Universitätsrates nach Baden-Baden und in den Schwarzwald im Jahre 1836.

Volker Schupp, Freiburg

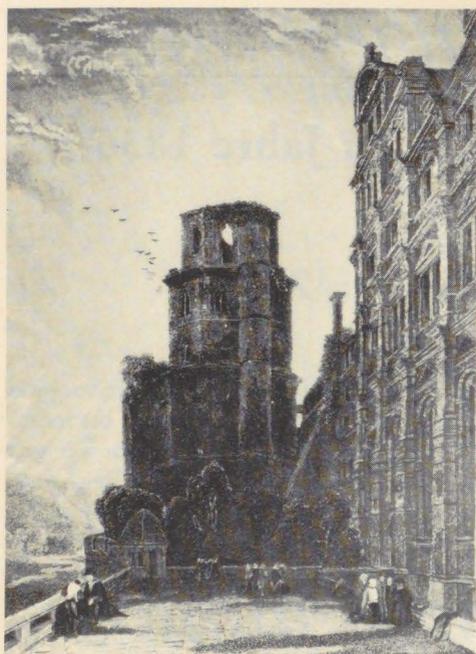
I

Der September 1836 war von Grund auf verregnet. Die Kurgäste in Baden-Baden — sie hatten sich so zahlreich eingestellt wie nur eh und je; die Fremdenliste zählte in diesem Jahr schon über 14 000 — konnten kaum den Fuß vor die Tür setzen, da goß es schon wieder in Strömen, wenn es auch einen Augenblick geschienen hatte, als ob sich der Himmel nun aufheitern wollte. Das widerliche Wetter und die behagliche Atmosphäre am Mittagstisch im ‚Hirschen‘ brachte die Gäste rasch miteinander ins Gespräch. Zwei Herren mittleren Alters saßen einer Familie aus Freiburg gegenüber, später kam noch ein ehemaliger Offizier aus Bielefeld dazu. Der Freiburger, ein dicker alter Herr mit Frau und Tochter war Jurist, die Mutter trug Trauerkleidung und die hübsche Tochter war offensichtlich ziemlich krank. Nach dem man das leidige Wetterthema abgehandelt hatte, wechselte man ins Literarische und kam auf Johann Peter Hebel zu sprechen; es stellte sich heraus, daß die Mutter „aus dem Lande der alemannischen Gedichte“ stammte — freilich auch nicht direkt, ihre Heimat war der Bodensee, immerhin hatte sie Hebel noch „persönlich gekannt und theilte vieles darüber mit, meinte auch, daß es selbst ihr nicht möglich sey, die Gedichte mit der Anmuth vorzulesen wie die Sprache des Landvolks in jenem südlichen Theile des Schwarzwalds wirklich sey“ (12. 9.).¹

Möglicherweise hat sie also in Baden-Baden damals kein Gedicht vorgelesen, doch war dieses Thema ganz nach dem Herzen des ei-

nen der beiden Herren, dem die Freiburgerin wegen solcher Mitteilungen gleich besonders sympathisch erschien. Als es vor nur wenigen Tagen ernst werden sollte mit der Reise nach Baden-Baden, von der er sich viele Anregungen und die Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit versprach, hatte er neben einer „blechernen Dose mit trefflichem Obst“, Wilhelm Müllers ‚Wanderlieder‘ und Goethes ‚Wilhelm Meister‘ die ‚Allemannischen Gedichte‘ in seine Reisetasche gesteckt, dazu freilich auch einige Landkarten und ein Reisebarometer für Höhenmessungen. Das alles vertraute er seinem Reisetagebuch an, damit er während der Reise schon etwas an die zurückgebliebene Gattin Elise, die Kinder Wilhelm und Angelika zu berichten habe. Seinen eigenen Namen brauchte er den Blättern nicht hinzuzufügen, so daß die 48 engbeschriebenen Seiten, die wegen des Durchschlagens der Schrift von der Rückseite nicht immer leicht zu entziffern sind, kaum das Interesse des Verfassers dieser Zeilen erregt hätten, als er sie zufällig in der Universitätsbibliothek Münster fand, als anonymen Irrläufer in einem noch nicht geordneten Nachlaß, wäre nicht die Überschrift „Tagebuch einer Reise nach Baden und . . .“² vor der abgerissenen Ecke auf der ersten Seite gewesen.

Wie aber sollte man ermitteln, wer der Autor war und wann er geschrieben hatte? Die Erwähnung eines 1827 bei Ostende angetriebenen Wals, dessen riesiges Skelett der Reisende aus Bielefeld soeben bei einer Ausstel-



Schloß Heidelberg, Aus Karl Geib, *Malerische Wanderwege*. Kalender 1837

lung in Frankfurt gesehen hatte³, und die im ‚Tagebuch‘ als noch bevorstehend dargestellte Übernahme des Baden-Badener Rouletts durch Pariser Pächter nach der geplanten Schließung der dortigen Spielbanken 1838 bildeten den zeitlichen Rahmen. Die Erwähnung der Opernaufführungen ‚Wilhelm Tell‘ und ‚Don Juan‘ brachten das genaue Jahr 1836 und schließlich konnte der Umgang der beiden Reisegefährten durch die im ‚Badeblatt für die Großherzogliche Stadt Baden 1836‘ zu jedem Tag abgedruckten Listen der neu angekommenen Kurgäste festgestellt werden. Das ‚Badeblatt‘ bringt nämlich die Namen zweier (angeblicher) Engländerinnen, die am 11. September im Hirschen abgestiegen waren. Sie werden im ‚Tagebuch‘ als die beiden häßlichen Amerikanerinnen Miss Blackburn und Miss Home aus Philadelphia erwähnt. Damit gab sich

auch der dicke alte Jurist aus Freiburg als Hofgerichtsrat Severin Wollmann mit Frau und Tochter zu erkennen⁴, und für den Autor der Tagebuchblätter selber kamen von den Namen des ‚Badeblattes‘ Herr Kreuzhage, Universitätsrat, oder Herr Henrici, Domänenpächter aus Göttingen in die engste Wahl.

Mit Hilfe des Universitätsarchives Göttingen konnte das Rätsel gelöst werden. Dort liegt noch heute in der Handschrift des ‚Tagebuchs‘ der Urlaubsantrag des Universitätsrates Albert Kreuzhage „zu einer Reise nach Baden“, in dem der Antragsteller ausführt: „Günstige Umstände machen es mir möglich, diese Reise ohne Kostenaufwand als Begleiter eines Freundes machen zu können, und so wünsche ich sehr, dieselbe zur Erholung und Befestigung meiner Gesundheit benutzen zu mögen.“ Der Prorektor Dahlmann befürwortete den Antrag, er wurde am 1. September 1836 bewilligt.

Am 7. September ging es los. Die Stimmung war vorzüglich, wenn es Kreuzhage auch schmerzte, Frau und Kinder zurückzulassen. „Die Aussicht nach dem Süden, dort die herrlichsten Wanderungen in die reizendsten Gegenden Deutschlands, wo die Natur nicht nur wie bei uns eben genug, sondern noch Überfluß hat, die duftenden Matten und duftenden Wälder des Schwarzwalds, die Aussicht nach den Alpen — welche Lust gewährt das Reisen!“ —, das konnte schon das Herz höher schlagen lassen. Bei der ersten Übernachtung in Kassel frappte ihn der Gedanke, „daß wir morgen hier in Norddeutschland in den Wagen steigen und morgen abend in Süddeutschland am Taunus, in der Wetterau, vielleicht gar schon in Frankfurt wieder heraus. So vom Norden nach dem Süden in einem Tag“ (7. 9.). Bei der Ankunft freilich schien sich die Lage weniger verlockend darzustellen. In der ersten Nacht begann es zu regnen, und der Regen währte den ganzen Tag ohne Unterbrechung. „Dabei ist die Luft so kalt, daß unser Thermometer nur 11 Grad Reaumur zeigt. Wir sind in

geduldiger Resignation — von allen Zuständen auf einer Reise der fatalste. Denn es ist so schlecht, daß man nicht einmal die Energie der Hoffnung hat.“ (13. 9.) Aber gerade dieser ständige Regen, der die Reisenden zur Verzweiflung trieb, macht den eigentlichen Reiz des Tagebuches für uns Heutige aus, einmal weil der Autor dadurch die Muße gewann, im Tagebuch zu schreiben, was er selbst verärgert bemerkt, zum andern weil das Wetter die Gefährten zwang, ihre Pläne zu ändern.

„Baden, Donnerstag 15. September.

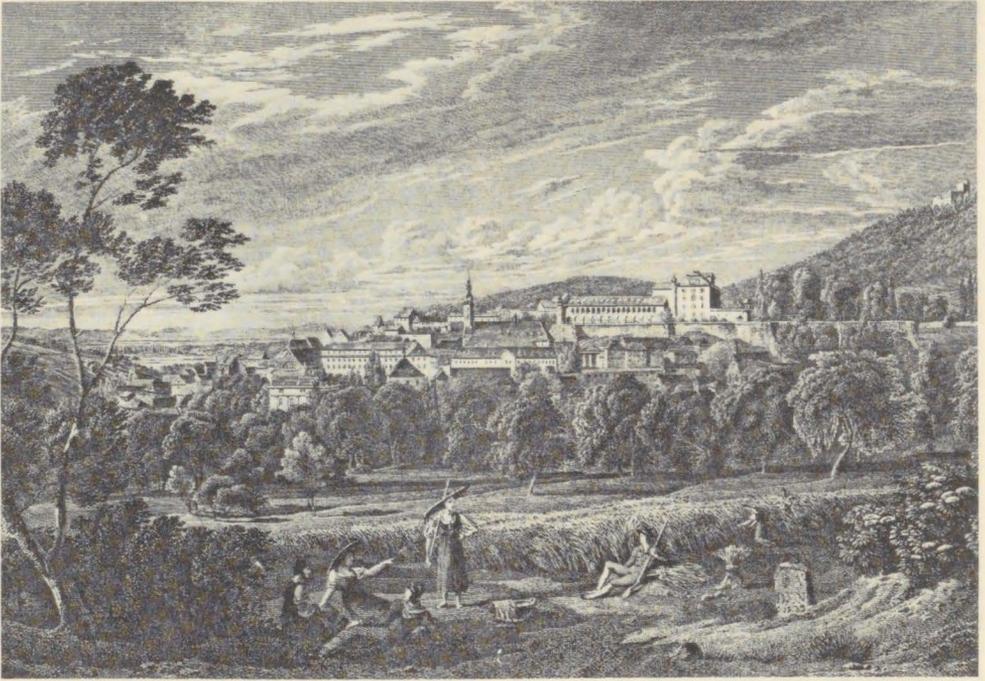
Heute morgen ist der ganze Himmel wieder trübe und fahl. Es regnet unaufhörlich und ist wieder sehr kalt. Unser Plan, heute nach Geroldsau und dem Yberg zu gehen muß aufgegeben werden. Wir haben eben beschlossen, Baden zu verlassen und nach Freiburg zu fahren, wenn es morgen nicht besser wird. Wir bleiben dann doch in der Nähe des Schwarzwaldes um, falls gutes Wetter eintritt, es benutzen zu können.

Abends. Es hat wieder den ganzen Tag unaufhörlich geregnet, und noch dazu ist die ganze Gegend in Nebel gehüllt, sodaß es so grau und finster ist wie möglich. Unsere Fahrt nach Freiburg wollen wir noch versuchen. Wird es nicht besser, so kehren wir nach Hause zurück . . .“ (15. 9.).

Die Reise führte durch das Renchtal über Bad Griesbach, Oberkirch zum Kniebis empor. Von dort über Rippoldsau, Hornberg nach Triberg. Über Neustadt und das Hölental kam man schließlich nach Freiburg. Für den Rückweg allerdings wählte man die Straße durch die Rheinebene. Am 22. September abends waren die Reisenden wieder in Baden-Baden und hörten zum Abschluß ihres Ausfluges Mozarts ‚Don Juan‘ im Theater.

Was für uns den Wert dieser Beschreibung ausmacht, ist der rein private Charakter der Aufzeichnungen, die niemals zur Veröffentlichung bestimmt waren, sondern lediglich im Familienkreise gelesen werden sollten. Sie

nahmen die Funktion ein, die heute die Diavorträge vom letzten Urlaub ausfüllen. Der Autor ist zwar derjenige, der eine Reise getan hat und darum etwas erzählen kann. Er berichtet nicht gerade von exotischen Absonderlichkeiten, ist aber doch fremd genug, daß er das Charakteristische einer Landschaft und ihrer Bewohner aufzunehmen imstande ist. Vertrautheit und Distanz stehen so in einem ausgewogenen Verhältnis. Da der Reisende auch keine Anleitungen nach der Art eines Reiseführers geben will, hat er es nicht nötig, mit Bildungsgütern zu prunken, das und jenes mitzuteilen, was man „gesehen haben muß“. Die Aufzeichnungen sind ganz subjektiv und ohne jeden äußeren Zwang, für den Autor selbst, seine Frau und die Kinder verfaßt, nicht für das besserwisserische, durch Reisebeschreibungen bekannter Autoren verwöhnte literarische Publikum; dabei ist Kreuzhage nicht ohne literarischen Anspruch. Als gebildeter Mann hatte er sich besonders für landschaftsschöpfende Literatur wie etwa Jean Paul interessiert. Auch war die Reise nach Baden nicht seine erste. 1819 oder 1820 hatte er schon eine sechswöchige Wanderung nach Dresden und der sächsischen Schweiz unternommen, die er ebenfalls im darauffolgenden Winter „für die Meinigen“ ausgearbeitet hatte. „Diese erste geregelte Produktion, der ich hier und da einen allgemeinen Standpunkt zu geben versuchte, gewährte mir großen Genuß . . .“ Sie ist offenbar nicht erhalten geblieben. Eine weitere ‚Reise in die Schweiz‘ mißriet bei der Ausarbeitung; er konnte nur „in schwachen Zügen jene Natur schildern und nahm mehr das äußerlich Erlebte auf“. Erst eine weitere Schweizerreise, die bis nach Oberitalien führte, zeitigte wieder literarische Früchte. Sie ging ein in Kreuzhages erstes Buch, die „Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Entwicklung des inneren Lebens“, Münster 1831, in denen das Thema in Briefen von literarisch nachempfundenen Örtlichkeiten und Landschaften der Alpen und Oberitaliens aus abgehandelt wird.



Baden-Baden aus C. Frommel u. A. Schreiber, *Baden und seine Umgebungen in malerischen Ansichten*, Karlsruhe 1825

Wer sich heute über Albert Kreuzhage in einschlägigen Lexika informieren will, sucht ihn vergebens. Die ‚Allgemeine deutsche Biographie‘ ist wohl das letzte größere Lexikon, das ihn 1883 im Band 17 aufführt: „Albert Kreuzhage, philosophischer Schriftsteller, geb. am 12. April 1797 zu Melle bei Osnabrück, gest. am 19. August 1848 zu Hannover. K. hatte sich anfangs in Münster dem Kaufmannsstande gewidmet, ging aber dann 1818, durch Privatunterricht vorbereitet, nach Göttingen, um Jura zu studieren. Nachdem er 1822 promoviert hatte, wurde er Auditeur in Katelnburg, 1825 Assessor in Iburg, 1831 Universitätsrath in Göttingen. 1848 wurde er als Referent für die katholischen Angelegenheiten in das Ministerium nach Hannover berufen, starb aber bald darauf. Er ist Verfasser einiger kleinen philosophischen, speciell die Hermes’sche und Günther’sche

Philosophie berücksichtigenden Schriften: „Mittheilungen über den Einfluß der Philosophie auf die Entwicklung des inneren Lebens“, 1831; „Über die Erkenntniß der Wahrheit“, 1836; „Beurtheilung der Hermesischen Philosophie mit Beziehung auf das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum, 1838.“

Die dürren Zahlen und Angaben lassen die Einschnitte und den besonderen Charakter seines Lebens gerade nicht erkennen. Albert Kreuzhage hat für seine Kinder und Nachkommen eine ‚Familien-Chronik‘²⁵ geschrieben, die uns sein Leben als den nie ausgeglichenen Zwiespalt von geistiger Existenz und amtlicher Stellung bedrückend erfahren läßt. Obwohl sein Vater schon promovierter Jurist gewesen ist, muß man ihn doch eigentlich als Aufsteiger sehen, denn er mußte sich aus der unendlichen Not, die die französische Be-

satzungszeit vor den Befreiungskriegen verursachte, selbst, als Halbweise, emporarbeiten. In Münster war er Kaufmannslehrling, seine Bildung bekam er durch schlechten Privatunterricht in Musik, Latein und Französisch. Durch zwei Menschen ist sein späterer Lebenslauf wesentlich bestimmt gewesen: seine Mutter, die ebenfalls nach Münster umgezogen war, hatte Zugang zum Kreis der Fürstin Gallitzin⁶. Zum andern bestimmte ihn die lebenslange intensive Freundschaft mit „Stoffer“ (Christoph) Schlüter, der auch als ‚blinder Philosoph‘ einer der engsten Vertrauten der Annette von Droste-Hülshoff gewesen ist⁷. Aus dem philosophischen Briefwechsel mit diesem Freund sind schließlich die fiktiven Briefe der ersten Publikation zusammengestellt worden. Ob Kreuzhage Annette von Droste-Hülshoff selber kennengelernt hat, ist nicht ganz sicher, immerhin gehörte er zu den ersten, die durch ‚Das geistliche Jahr‘ fasziniert wurden, wie wir aus einem Brief Schlüters an die Dichterin wissen⁸.

Die Göttinger Zeit begann 1831 gleich mit dem Auftakt der Schwierigkeiten, die wohl lebenslang das dienstliche Leben Kreuzhages bestimmten. Als jungem Universitätsrat oblag ihm auch die Wahrnehmung der Funktion des Polizeidirektors. Er hatte beim Aufruhr von 1831 einzugreifen, bei dem Blutvergießen glücklicherweise verhindert werden konnte. Obwohl er später die Polizeidirektion abgeben konnte, blieb ihm doch der Vorsitz im Universitätsgericht eine ständige Quelle des Ärgers.

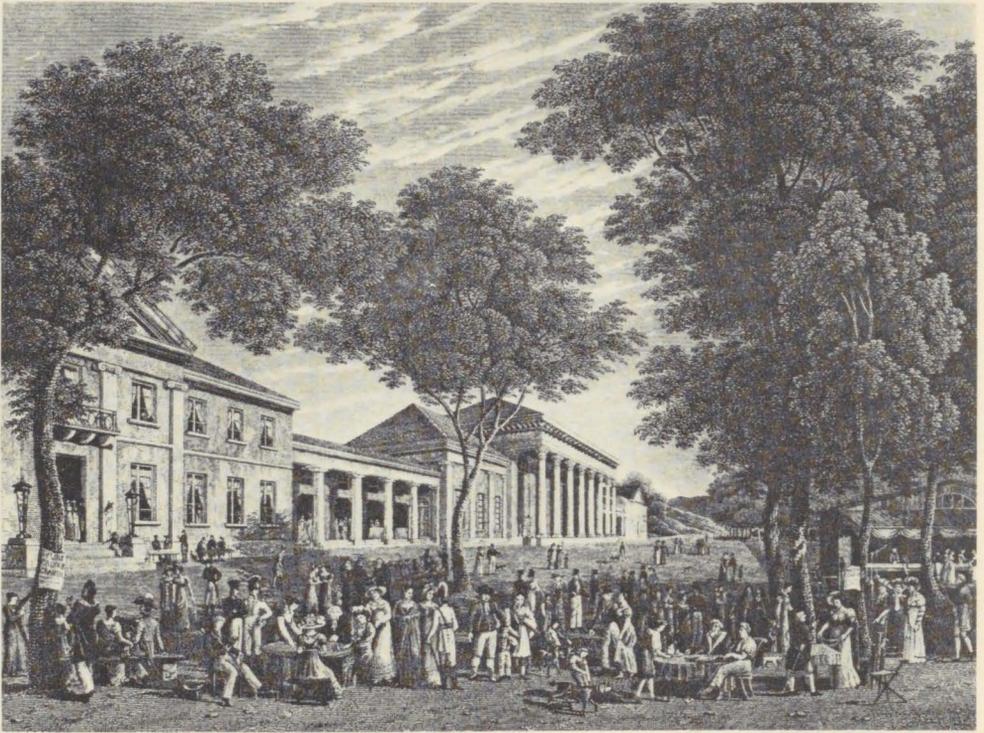
Neben seiner amtlichen Tätigkeit widmete er jede freie Stunde den geliebten philosophischen Studien und stand im ständigen Kontakt mit Schlüter, der inzwischen Dozent für Philosophie geworden war. Die Abfassung der einzigen systematischen erkenntnistheoretischen Schrift „Über die Erkenntnis der Wahrheit“, die unter die Bestrebungen zu zählen ist, Hegels Philosophie zu verkraften und den Subjektivismus in der Erkenntnistheorie mit Hilfe der christlichen Offenbar-

ung zu beheben, zehrte so sehr an seinen Kräften, daß es 1836 notwendig wurde, eine Kur in Baden-Baden anzutreten. Und damit wären wir wieder bei unserem Reisebericht angelangt.

II

Eine kurzfristige Besserung des Wetters gestattete den Reisenden einen Spaziergang zum Pavillon der Großherzogin Stephanie, einem schlichten rechteckigen Gebäude, das Stephanie durch einen halbrunden Vorbau hatte erweitern lassen. Leider ist es noch im 19. Jahrhundert abgebrochen worden.

„Es ist vielleicht der reizendste Ort, den es giebt. Mitten im Thale auf einer sanften geringen Anhöhe an der Stadt erhebt sich das schöne Gartenpalais. Der Hügel ist zu einem Park umgeschaffen, an dessen Abhang Baumgruppen mit Rasenstücken und Blumen wechseln. Ganze Felder blühender Monatsrosen, die bei der Milde des Klimas im Winter unbedeckt im Freien bleiben, ziehen sich an den Wegen hin, die schönsten blühenden Topfgewächse heben ihre feurigen Blumen aus dem Grün. An den Pavillon lehnen sich Gruppen von blühenden Orangen, Granaten, Oleander und anderen hochstämmigen Blüthengewächsen. Der freie Platz um den Pavillon ist mit blühenden Rosenfeldern umgeben, die sich den Abhang hinabziehen und von Veilchen eingefaßt sind, welche im Frühling die ganze Luft durchduften müssen. Der Gartensaal im Pavillon hatte zwischen den Säulen campanula pyramidatis in Töpfen, deren hoher bis zur Decke reichender Blütenstengel, von unten bis oben mit Blüten bedeckt, reizende lillafarbene Pyramiden auf der blaßrothen Wand bildete. Wir konnten uns nicht losreißen von der Schönheit dieses kleinen Parks. Und dazu nur einer jener glücklichen Momente an Regentagen, wo das Gewölk sich zu gewitterfarbigen Haufenwolken ballt, die Sonne durchbricht, und ihr Strahl eine feuchte Wärme verbreitet. Das ganze Thal schimmerte in diesem Sonnenglanz, auf den Blättern und Blüten fun-



Das Neue Gesellschaftshaus in Baden

kelten die Tropfen wie Krystalle. Der grüne Rasen duftete, es war ein Licht, ein Glanz, eine Frühlingswärme und frische Frühlingsnatur, von hinreißender Schönheit“ (14. 9.). Der Regen zwang die beiden Freunde jedoch bald wieder, Innenräume aufzusuchen. Dem verdanken wir Beobachtungen und Impressionen von der Spielbank in Baden-Baden aus der Zeit, bevor durch die Spielpächter Bénazet und Dupressoir der Aufstieg Baden-Badens zum Weltbad eingeleitet wurde.

„Abends im Conversationshause war großes Menschengedränge. Alle Sprachen hörte man durcheinander. Die Zahl der Reisenden ist noch jetzt sehr groß, die Badeliste enthält täglich noch gegen hundert neue Namen. Es wurde stark gespielt. Ein alter Herr verlor am Roulet in etwa 20 Minuten gegen 200 Louisdor. Er spielte auch so waghalsig und sinnlos, wie ichs nie gesehen habe. Mehrere

Damen spielten mit großer Leidenschaft. Der Kurfürst von Hessen⁹ spielte auch. Er pointierte bloß mit jedesmal einem Röllchen doppelter Louisdor und verlor viel. In einem Nebensaal wurde getanzt. Die Engländer und Engländerinnen walzen zu sehen, war sehr komisch, dagegen wurden schöne Françaises getanzt. Auffallend ist die Häßlichkeit der Frauen und die fast gänzliche Abwesenheit von Schönheit bei den Mädchen . . .“ (14. 9.).

„Mittags an der Wirthstafel erfuhren wir, daß der alte Herr, der gestern Abend an der Bank so stark verlor, der reiche Duc de Montmorenci¹⁰ ist. Er hat heute Vormittag wieder gespielt und mit einem Satze im Roulet auf einer Nummer 240 Louisdor gewonnen . . .“ (15. 9.).

Auch den nächsten Abend verbrachten die Freunde wieder im Konversationshaus:

„Im Cursaale war, wie gewöhnlich Abends, großes Gewühl. Die Spieltische waren umdrängt. Der Kurfürst, der Herzog de Montmorenci, der russische Graf Demidoff, einer der reichsten Adlichen Rußlands, dem die Silbergruben am Ural gehören¹¹, und eine Fürstin Pougatscheff waren die stärksten Spieler. Montmorenci verspielte einen Haufen Goldes in kurzer Zeit, dann gewann er wieder große Summen. Für den unbefangenen Zuschauer hat solche Spielwuth etwas Grauenhaftes. Wo das Glück so kühn herausgefordert wird, daß seine Wandelbarkeit in so raschem Wechsel und in so starken Zügen hervortritt, da macht es den Eindruck, als ob sein Organ, der Zufall, von bösen Mächten beherrscht werde.“ (16. 9.).

Mit diesen Worten schildert der Autor implizit sich selber. Er ist ein distanzierter Beobachter, der den Einfluß der Vorgänge auf den Charakter des Menschen notiert. Selber spielt er nicht, auch nicht mit kleinen Summen. Sein Charakter ist eher darauf ausgerichtet, Leidenschaften und schwer zu bezähmende innere Erschütterungen zu vermeiden, bei allem Biedermeierlichen der Oberfläche also wohl doch eine innerlich gefährdete Natur. Seine Sehnsucht nach Harmonie und Schönheit wird von der Realität leider gewöhnlich nicht erfüllt.

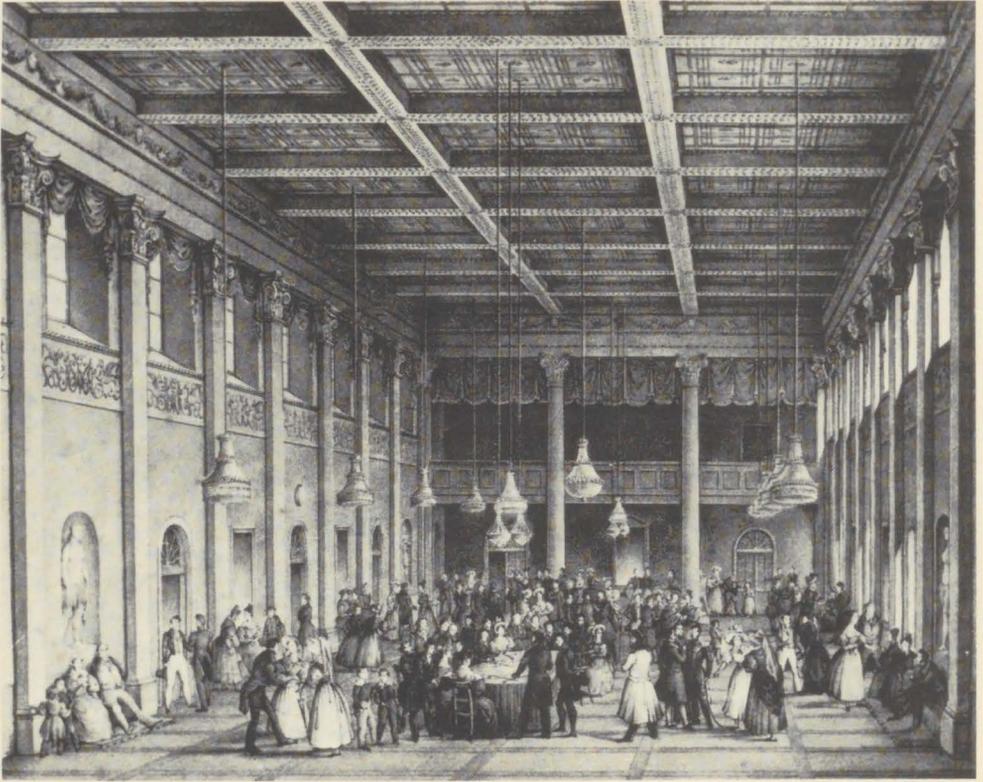
Wohler als im Kursaal fühlt sich Kreuzhage in der Landschaft, die zu beschreiben er das Instrumentarium der literarischen Epochen der Klassik und Romantik mitbringt. Er sieht mit den Augen eines Malers, aber ebenso aus der Distanz wie bei den Vorgangsbeschreibungen. Romantisches Aufgehen in der Natur ist nicht seine Sache; er empfindet mit dem Sensorium des gebildeten christlichen Philosophen, der das Erlebnis geistig zu durchdringen sucht. Dabei gelingen ihm Landschaftsbeschreibungen, die heute um so wertvoller sind, als diese Landschaft so nicht mehr erlebt werden kann, denn sie ist ebensowenig dieselbe geblieben wie die Sehweise des beschreibenden Individuums. Kreuzhage beschreibt im Jahre 1836 als Reisender aus

der fahrenden Kutsche. Ein Jahr zuvor war die erste Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth eröffnet worden, und damit hatte sich für die Ästhetik der bewegten Landschaftswahrnehmung eine grundsätzlich neue, eine mechanistische Epoche angebahnt. Nicht als ob alles nur schneller geworden wäre. Den Rausch der Geschwindigkeit kennt auch der Postkutschenreisende, er wird mehrmals angedeutet, und ebenso kommt es durch eine überhöhte Geschwindigkeit beinahe zum Verkehrsunfall.

Der Postkutschenreisende unterscheidet sich in seinem Wahrnehmungsvermögen grundsätzlich vom Bahn- oder Autoreisenden, indem er bei aller Bewegung den Rundblick des Fußgängers hat¹². Nähe und Ferne sind ihm noch verbunden. Für den Bahnreisenden werden sie getrennt; der Raum zerfällt in einen vorüberhuschenden nahen Bereich und einen Fernbereich, der sich in seiner Isolation kulissenhaft flächig ausnimmt; und beide werden gleichsam im Guckkasten erlebt.

Dem Reisenden in der Kutsche steht die Umsicht in alle Himmelsrichtungen zu Gebote; der Rückblick gibt ihm das Gefühl des bewußten und organischen Zurücklassens, Nah- und Fernblick ergänzen sich. Er sieht die Nähe so präzise wie der Wanderer und die anschließende Ferne verschimmt ihm schließlich in ihrem atmosphärischen Dunst. Ist der Fernblick reduziert, so sorgt das rasche Nacheinander der Gegenstände des Nahbereichs für Spannung und lösenden Kontrast. Sein Wissen von der physikalischen Beschaffenheit der Erdoberfläche vermittelt Kreuzhage die organische Einfügung der gesehenen Landschaft in die gekannte. Als gebildeter Reisender versäumt er nicht, sich seine Beobachtungen zur Erkenntnis der Lebensweise der Menschen zusammenzusetzen. Er notiert deren Beschäftigungen und bevorzugte Berufstätigkeit, er beschreibt die Trachten und die Gestalten der Menschen.

„Hier verlassen wir das Kinzigthal und wenden uns wieder dem hohen Gebirge zu in das Guttachthal. Der Charakter dieses Thales



Conversationssaal in Baden
Städtische Sammlungen Baden-Baden

Foto: Tschira, Baden-Baden

kündigt sich gleich interessant an. Die Guttach schäumt mit starkem Getöse zwischen schönen Wiesen. Bauernhäuser von außerordentlicher Größe, den größten im Osnabrückschen gleich und auch mit Strohdächern, aber sonst nach bernischer Bauart bloß von Holz, mit weit herüberragendem Dach und Corridor draußen, liegen an den Abhängen. Die Weiber tragen nicht mehr die entstellende Kleidung¹³, die Flechten hängen den Rücken hinab. Schöne, blühende Kinder spielen überall umher. Hohe Gebirge scheinen das Thal zu schließen, die Ruine von Hornberg tritt vor ihnen hervor. Kaum sind wir durch den engen schmutzigen Flecken Hornberg mit Mühe hindurch, so ändert sich der Character des Thales durchaus. Die unabsehbar hohen, steilen, dicht mit Fichten be-

wachsenen Felsenwände treten von beiden Seiten bis in die Guttach, welche nicht mehr bloß stark rauschend, sondern mit wüthendem, donnerndem Brausen sich über ihre Felsgeschiebe wälzt, ein Stundenlanger Strom von weißem Schaum, dessen rasendes Brüllen wahrhaft betäubend wirkt. Die Straße führt an dem einen Bergabhang nahe über dem Strom hin. Jeden Augenblick scheinen schwarze himmelhohe Wände jeden Ausweg zu versperren, so daß man durchaus nicht errathen kann, wo der Ausweg ist. Dann und wann erscheint ein Haus in irgend einem Winkel in der Felswand, die Felsen hängen zuweilen über unsern Häuptern, daß ihre schlanken Fichten in der Luft zu schweben scheinen. Oft stürzen schäumende Bäche aus dem Walde der Guttach zu, die diese fin-

stre Wildniß mit ihrem Brausen belebt. Alles ist dunkel, schaurig. Dazu der bedeckte Himmel, die eintretende Dämmerung. Das zum Erschrecken enge werdende Thal, worin endlich selbst der Strom eingequetscht wird, daß er heulend dahinschießt, Felsblöcke mit sich hinabreißend, der schmale Fahrweg immer hart am Abgrunde hin, die immer mehr zunehmende Dunkelheit, welche die schwarzen Fichtenwälder noch schwärzer und wilder macht, daß endlich nur noch der weisschäumende Strom und die ungeheuern schwarzen Gebirgsmauern, welche uns von allen Seiten einschließen, zu unterscheiden sind — da wendet sich der Weg um den Felsen, Lichter erscheinen, wir fahren in ein hübsches Städtchen hinein“ (18. 9.).

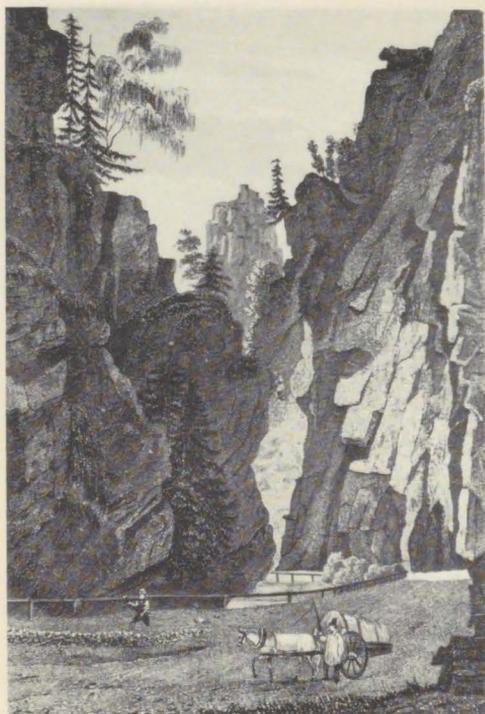
Die Reisenden übernachteten in Triberg im Gasthaus ‚Zum Löwen‘. Das 1826 erbaute Wirtshaus war eine gastronomische Attraktion und wurde von Gästen von weither, besonders offenbar aus der Straßburger Gegend aufgesucht. Seinen beachtlichen Wohlstand hatte der Löwenwirt erworben, weil sein Lokal auch das Abrechnungshaus der Uhrenhändlerkompanien war. Der Löwenwirt Johann Faller (1771—1838), Holzspediteur und Händler von Uhrenzubehör, konnte kaum lesen und schreiben. Sein ungeheures Vermögen erlaubte ihm aber, für die Uhrenmacher der Bankier des Schwarzwaldes zu sein¹⁴. Seinen Reichtum konnte man als Gast gleich in der Wirtsstube sehen, denn er war einer der ersten, die sich ein Orchestrion des genialen Martin Blässing (1774—1847) leisten konnten, des Begründers der Schwarzwälder Orchestrionfabrikation. Der Reisebericht bringt eine Beschreibung des Eindrucks, den die heute offenbar nicht mehr erhaltenen Spielwerke auf den Zuhörer machten.

„An einem andern langen Tische saß unsere Gesellschaft, die sich gleich bemühte, uns von den Eigenthümlichkeiten des Schwarzwaldes zu unterhalten und uns auf einen großen Mahagonischrank aufmerksam machte, den ein Bauer bei Furtwangen, ein Genie in

der Mechanik, verfertigt hatte, und der eine Spieluhr enthielt. Man ließ sie spielen. Ein vollstimmiger Orgelklang überraschte uns, die Töne von einer Schönheit, daß sie sich mit der besten Kirchenorgel messen konnte, und daneben weniger schreiend, wie denn das Piano ganz herrlich war. Mehrere Stücke wurden executirt. Die Bauern ließen sich indeß in ihrer Lust nicht stören. Die dicke Wirthin war beständig geschäftig. Sie setzte sich nachher zu uns. Eine muntre Bauernfrau voll natürlichen Verstand und Witz. Die Spieluhr hat 2000 Gulden gekostet. Unser Wirth, ein Bauer, soll aber auch gegen eine halbe Million Gulden besitzen, und sein prächtiges Haus bestätigt das. Dieser Reichtum ändert in seiner Lebensweise nichts.“ (18. 9.).

Die Fahrt durch das Höllental, die als „eine wahre Höllenpartie“ erlebt wird, bringt die Reisenden schließlich nach Freiburg. Der Anteil der Beschreibung entspricht nicht ganz der Wichtigkeit dieser Station im Reiseplan. Die bekannten Gegenstände motivierten offenbar weniger zu lebendigen Darstellungen, das schlechte Wetter beeinträchtigte die Besichtigungen. Dem Münsterthurm, „nach dem Straßburger der schönste in Europa“, wird die geschuldete Reverenz erwiesen, das Münster kurz beschrieben, ohne des Altars Erwähnung zu tun.

„Nachmittags besahen wir den herrlichen Freiburger Münster, der im schönsten gothischen Style erbaut und in allen Theilen ganz vollendet ist. Das Innere des Doms zeigt prächtige Glasmahlereien, womit alle untern Fenster bedeckt sind, so daß nur durch die obern helles Licht einfällt, während die untern im Sonnenlicht in den feurigsten Farben brennen und so ein eigenthümliches Hell-dunkel in den weiten Hallen des Doms hervorbringen. Der Thurm steht mitten vor der Kirche, deren reich verziertes hohes Portal sein unterer Bau bildet. Er erhebt sich dann schlank zu sehr bedeutender Höhe, ungefähr 350 Fuß empor, ganz aus Spitzbögen, Säulen und durchbrochenem Laubwerk bestehend



*Eingang der Hölle
Aus Karl Geib, Malerische Wanderwege*

bis zur äußersten Spitze hinan, die eine von Stein gemeißelte Blume bildet. Ueberall sieht man durch das Laubwerk des Thurms hindurch, so daß er sich leicht und frei den Augen in allen seinen Theilen darstellt. Ohne Holzwerk im Innern, hält sich alles durch eiserne Klammern, die von außen nicht bemerkt werden, so daß er wie ein aus einem Stück aus Stein gegossenes wunderbares Kunstwerk sich darstellt, wie eine aus der Erde gen Himmel dringende, plötzlich erstarrte und zu einer schlanken Pyramide von durchbrochener Arbeit geronnene Flamme. Man kann das Auge gar nicht wieder von ihm wenden und da man ihn fast in allen Straßen der Stadt sieht, so muß man alle Augenblick stehen bleiben, von seinem Anblick gefesselt.“ (20. 9.).

Daß der Hochaltar übergangen wird, ist freilich auffallend, nicht als ob die Malerei

Kreuzhage nicht interessiert hätte, es ist aber möglich, daß seine klassizistische-moderne Geschmacksbildung, ihm den Wert mittelalterlicher Malerei noch verstellte. Für die sakrale Architektur gab er allerdings der Gotik den Vorzug vor dem Klassizismus, die Karlsruher Stefanskirche gefiel ihm darum nicht. Dafür ist er einer der ersten, die sich für die gerade aufgestellten Bilder der Marie Ellenrieder in Ortenberg begeisterten:

„Zuerst aber machten wir von Offenburg eine Spaziertour nach dem Dörfchen Ortenberg, das eine halbe Stunde entfernt am Eingange des reizenden Kinzigthales liegt. In der Kirche dieses Dorfes befinden sich zwei Altarbilder von der Mahlerin Ellenrieder zu Konstanz, welche wir sehen wollten. Die Kirche ist neu, hell und geräumig. Gleich beim Eintritt fällt der Blick auf das Bild des Hauptaltars, den auf einer Wolke über der getreu dargestellten Gegend und dem Dorfe schwebenden Schutzpatron der Kirche, Bartholomeus, eine höchst würdige Mannesgestalt im vorgerückten Alter. Er betet mit gen Himmel erhobenen Augen. Von zwei Engeln ihm zur Seite trägt einer das Marterinstrument. Der andere trägt ein Buch und schaut mit einem unbeschreiblich innigen Blick voll Ehrfurcht und Liebe zu ihm auf. Das zweite Bild auf einem Seitenaltar ist das Kind Jesus an der Hand seines Pflegevaters Joseph. Das Kind schaut mit einem hinreißenden Ausdruck, worin sich Kindesunschuld und hohe geistige Bedeutung auf wunderbare Weise vereinen, zum Himmel empor. Beide Bilder sind für ihre Stelle, das Gemüth zum Höhern zu erheben, ganz geeignet.“ (22. 9.).

Am 25. September traten Kreuzhage und Henrici die Heimreise an und nützten die Gelegenheit, in Karlsruhe die Stahlstichanstalt Carl Ludwig Frommels¹⁵ zu besichtigen, von der die Stiche gerade der Sehenswürdigkeiten ihrer nun vollendeten Reise verbreitet wurden.

„Er (Frommel) war der erste, der diese Kunst aus England nach dem Continent brachte und ihr hier bald einen hohen Grad der Voll-



Bild des Hochaltars in der kath. Pfarrkirche von Ortenberg. Heiliger Bartholomäus. Gemälde von Maria Ellenrieder

Foto: Arthur Herzog, Offenburg

endung gab. Jetzt ist seine Anstalt die erste in Europa. Sie beschäftigt 42 Pressen, während in Carlsruhe eine große Anzahl Künstler wohnen, die für die Anstalt in Stahl stechen. Die Stich Methode wird dadurch erleichtert, daß das harte Metall die Anwendung von Maschinen zur Gravirung der feinen Striche erlaubt, was beim Kupfer nicht zulässig ist. Die größere Härte des Metalls macht es auch möglich, daß über zwanzigtausend Abdrücke von einer Platte gemacht werden können, während von einer Kupferplatte kaum tausend gute Abdrücke zu erhalten sind. Daher die große Wohlfeilheit der Stahlstiche. Dagegen gestattet die Härte dieses Metalls auch nur eine beschränkte Anwendung, indem die vollendet freie wahrhaft künstlerische Ausarbeitung dem weichern Metalle, dem Kupfer, verbleibt.“ (26. 9.).

Das letzte große Landschaftserlebnis der Reise nach Baden war der Blick von der Terrasse des Heidelberger Schlosses beim zauberischen Übergang vom „letzten Schimmer des Abendlichtes“ zum Aufgang des Mondes. „Wir eilten auf die Terrasse des Schlosses und kamen eben noch früh genug, um Stadt und Strom und Gebirge im letzten Schimmer des Abendlichts zu erblicken. Wie wir noch versunken in diesem Anblick da standen, schoß ein heller Strahl über den Neckar hin, und erleuchtete die eine weiße Statue auf der Brücke. Der Mond gieng auf, und nun bereitete sich der zauberischste Anblick vor, den ich je gehabt habe. Immer heller wurde es im Thale; halb lagen Stadt und Strom noch im Schatten, halb im Mondlichte, das immer weiter vordrang, als ob ein leichter Schleier von den milden Schönheiten der Landschaft weggezogen würde. Endlich empfing auch die hohe Schloßruine den Strahl des Mondes, er brach durch die leise schwankenden Zweige der Bäume, und jetzt lagen Berg und Thal und Strom, die Landhäuser, die Stadt unter uns, deren viele Lichter sichtbar waren, und die Ebene am Ausgange des Thales im hellen Lichte des Mondes da. Es war eine vollkommene Verklärung der Natur, als ob

sie dem Gesetze der Schwere und Starrheit der Materie enthoben, zu einem sprechenden, geistigen Wesen, zu einem leichten, durchsichtigen Dasein der höchsten Schönheit in der Magie des Lichts vollendet wäre, wo alle Formen und Farbentöne sich zu der vollkommensten Harmonie vereinigen, und jene wunderbare Musik für das Auge und den innern Sinn hervorbringen, worin das verborgenste, innerste Leben der Natur vernommen wird, und mit dem innersten Leben des Geistes sich vereinigt, und hier Gedanken und Empfindungen hervorruft, die der laute, geräuschvolle Tag nicht kennt und sie verscheucht.“ (26. 9.).

III

Das weitere Leben des Universitätsrates Albert Kreuzhage ist rasch erzählt. Noch zwölf Jahre waren ihm beschieden. Unsere Kenntnis ist lückenhaft; so sind wir nicht orientiert über seinen Anteil an den Vorgängen um die Göttinger Sieben 1837, die, als sie gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover protestierten, ihre Lehrstühle an der Universität verloren und zum Teil des Landes verwiesen wurden. In seiner Familienchronik erwähnt Kreuzhage nichts davon, obwohl er sie als Universitätsrat und Mitglied des Senates aus nächster Nähe erlebt haben mußte und durch seine Bekanntschaft mit Grimms und Dahlmann nicht einfach darüber hinwegsehen konnte. Mit dem Juristen Wilhelm Eduard Albrecht, einem der Sieben, war er befreundet. Der hat ihn auch noch besucht, als er schon im Leipziger Exil lebte.

Das Schicksalsjahr der Familie Kreuzhage wurde das Revolutionsjahr 1848. Wiederum sind wir nur lückenhaft informiert, da die Akten des Universitätsarchivs keine Auskunft darüber geben, womit der Universitätsrat im einzelnen befaßt war, doch ist es ganz selbstverständlich, daß das Disziplinargericht, dessen Vorsitz er führte, in die Revolten verwickelt werden mußte. Seine Briefe an Schlüter zeigen, daß er in jener Zeit völlig deprimiert war. Ständige Sitzungen zermürbten ihn. Er

sah die ganze menschliche Kultur gefährdet. „Das Bestehen aller geistigen Bildung, der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, ja der ganzen Sittlichkeit und des ganzen Wertes der menschlichen Natur“ war ihm in Frage gestellt. Als seine Stellung in Göttingen infolge der März-Revolution unhaltbar geworden war, nahm man ihn aus der Schußlinie und ordnete ihn als kommissarischen Referenten für die katholischen Angelegenheiten in das Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten nach Hannover ab. Ein Brief vom 1. Juli 1848 an einen Vorgesetzten beschrieb seine Situation:

„Die Schwierigkeit meiner hiesigen Lage ist dadurch (durch die Versetzung) erleichtert worden. Diese Schwierigkeit ist indes noch immer so groß, daß ich den dringenden Wunsch hege, Göttingen so bald wie möglich verlassen zu können. Der Übermuth und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten ist seit der Versammlung auf der Warthburg unter einem Teil der Studierenden außerordentlich gestiegen. Ich habe in dieser Zeit mehrmals meine Wohnung bewachen lassen und meine Familie abends in Sicherheit bringen müssen, um sie gegen beabsichtigte Attentate zu schützen . . .“¹⁶

In Hannover konnte er nicht mehr Fuß fassen. Am 19. August 1848 erkrankte er beim Baden in der Leine. Es ist ungewiß, ob sein Tod ein Unglücksfall gewesen ist, oder ob die Kraft seiner erschöpften Nerven versagt hat. Ein Opfer der Revolution und des Zwiespaltes von Beruf und Neigung war er allemal.

Anmerkungen:

1 Die Reisebeschreibung erscheint demnächst im Verlag Jan Thorbecke, Sigmaringen; für alle Einzelheiten sei hierauf verwiesen. Da die Seitenzahlen noch nicht feststehen, wird im folgenden nach dem Datum der Tagebucheinträge zitiert. Die Orthographie der Zitate wurde belassen, die Interpunktion leicht ergänzt.

2 Die Ergänzung „und dem Schwarzwald“ ergibt sich aus dem Inhalt.

3 Das Walfischgerippe, das der Tagebuchverfasser auf dem Heimweg ebenfalls noch besuchte, war im September 1836 in Frankfurt ausgestellt. Die dortigen

Zeitungen berichteten darüber. Wissenschaftlich hatte es M. F. Cuvier in seinem Werk 'De l'histoire naturelle des Cétacés', Paris 1836, S. 328–334 behandelt.

4 BADEBLATT, 1836, S. 1142. Die Herkunft der Mutter ist in den amtlichen Papieren nicht angegeben. Da die Tochter in Meersburg geboren wurde, wird man annehmen müssen, daß die Mutter aus dem Bodenseegebiet stammte, und daß die dialektologische Schwarzwaldschränke den lautgemäßen Vortrag von Hebels Lyrik beeinträchtigte. Die Tochter Franziska starb 1896 achtzigjährig in Freiburg.

5 Die ‚Familien-Chronik‘ ist im Besitz der Nachkommen. Ich zitiere nach einer Kopie der Universitätsbibliothek Göttingen.

6 Maria Therese Honthumb, geb. 1769 in Münster, gest. 1842, ist mir bisher in der einschlägigen Literatur nicht begegnet.

7 Vgl. Josefine Nettesheim, Christoph Bernhard Schlüter. Eine Gestalt des deutschen Biedermeier, Berlin 1960 (Quellen und Forschungen NF 5).

8 Josefine Nettesheim, Schlüter und die Droste. Dokumente einer Freundschaft. Briefe von Christoph Bernhard Schlüter an und über Annette von Droste-Hülshoff, Münster 1956, bes. S. 79.

9 Wilhelm II. 1821–1847 lebte mit seiner morgantisch angetrauten Gattin, der Gräfin Reichenbach-Lessonitz, in Baden-Baden, nachdem er 1830 gezwungen worden war, Kassel zu verlassen.

10 Wahrscheinlich Eugène Alexandre de Montmorency 1773–1851.

11 Die Demidoffs waren die Waffenproduzenten des Zaren.

12 Zur veränderten Ästhetik der mechanisierten Reise vgl. Wolfgang Schivelbusch, Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München/Wien 1977.

13 Im Vergleich zur Wolfacher Tracht, wo die Frauen, „durch eine entstellende Kleidung verunstaltet“ sind. „Sie tragen nämlich die Taille mitten auf dem Rücken, fast gleich unter der Achselhöhle und statt einer schmalen suchen sie eine möglichst breite Taille zu haben. Deshalb sind die dicken faltigen wollenen Röcke fast unter der Achsel am Mieder befestigt und dann noch unter den Armen und auf dem Rücken dick ausgepolstert, so daß sie alle bucklicht aussehen.“ (18. 9.)

14 Gerd Bender, Die Uhrenmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke, 2 Bände, Villingen 1975/78, hier Bd. 2, S. 316 f.

15 Vgl. Margot Fuß, Carl Ludwig Frommel (1789–1863). Maler und Kupferstecher, Ekkhart, Jahrbuch fürs Badner Land 1970, S. 95–100.

16 Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv in Hannover, Hann 113A, Nr. 315.

Schmetterling

Hinter den Vorhang, zugezogen,
hat sich ein Schmetterling verfliegen,
haftet, die Flügel ausgebreitet,
dicht an der Scheibe. Und draußen weitet
zauberisch sich die Schönheit im Lande.
sonnendurchglutet. Er begreift nicht die Bande,
die ihn, gläsern, am Schweben hindert
und seines Wesens Freudigkeit mindert.
Geht's uns nicht öfters ebenso? —
Als ich die Hand das Tierlein zu fassen,
ausstrecke, es in die Freiheit zu lassen.
flattert es ängstlich auf, sich erwehrend
tödlichem Zugriff, nur Leben begehrend.
Schicksals Werkzeug dünkt ihn der Greifer
und meiner Absicht zitternder Eifer. —
Endlich behutsam faß ich den Falter,
werfe ihn hoch in die Luft. — Und ein Psalter,
scheint mir, ertönt in der silbernen Weite. —
Glücklich dehnt seiner Schwingen Breite
nun der Befreite, in seligem Schrecken
taumelt er hin über Raine und Hecken,
wieder einmal dem Verhängnis entronnen.
Was er liebt, hat er neu sich gewonnen.
Geht's uns nicht öfters ebenso?
Manchmal muß uns am Fluge hemmen
Widerpart, die Freiheit uns nehmen,
um uns gelöster dann in den reinen
Raum zu entlassen, fern dem Gemeinen.

Friedrich Roth

Der Dreifürstenstein

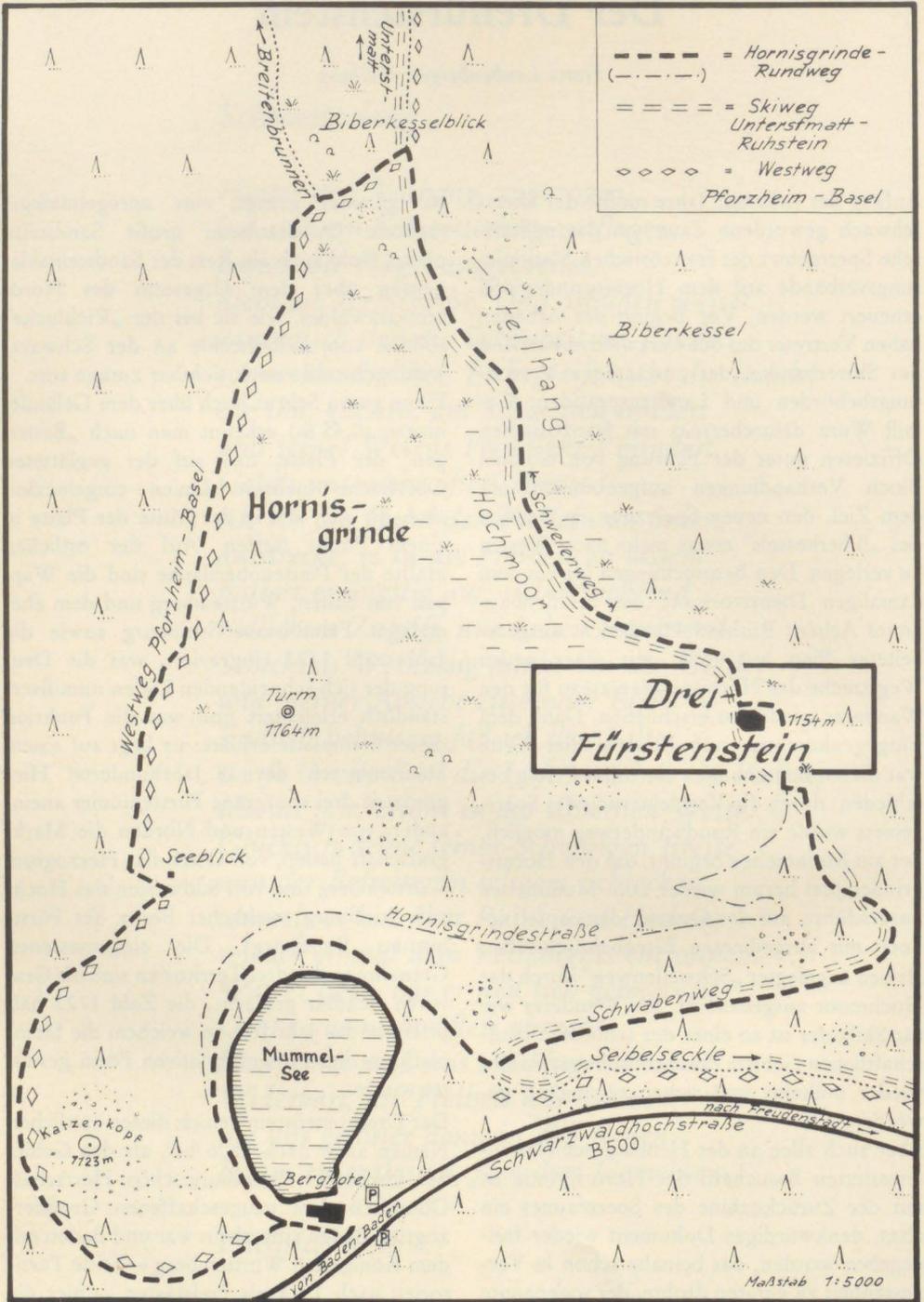
Franz Laubenberger, Freiburg

Anfang der siebziger Jahre mußte der altersschwach gewordene Zaun um das militärische Sperrgebiet der französischen Stationierungsverbände auf dem Hornisgrindegipfel erneuert werden. Vor Beginn der Arbeiten haben Vertreter des Schwarzwaldvereins und des Skiverbandes, der zuständigen Verwaltungsbehörden und Landtagspräsident Camill Wurz deutscherseits mit französischen Offizieren unter der Führung von Colonel Bloch Verhandlungen aufgenommen mit dem Ziel, den neuen Sperrzaun im Bereich des „Biberkessels“ etwas mehr nach Westen zu verlegen. Den Besprechungen lag ein vom damaligen Dienstvorstand des Straßenbauamtes Achern Ruthard Hambrecht ausgearbeiteter Plan zugrunde, mit einer neuen Wegstrecke das Hornisgrindeplateau für den Wanderer wieder zu erschließen. Dank dem Entgegenkommen auf französischer Seite war diesen Bemühungen ein voller Erfolg beschieden: durch die Verkleinerung des Sperrgebiets wurde ein Rundwanderweg möglich, der am Mummelsee beginnt, um den Hornisgrindegipfel herum wieder zum Mummelsee zurückführt, auf der Ostseite des Gipfels jedoch mit ausgedienten Eisenbahnschwellen als neu angelegter „Schwellenweg“ durch das Hochmoor ausgebaut ist. Für Wanderer wie für Skiläufer ist so eines der schönsten landschaftlichen Gebiete des Nordschwarzwaldes wieder mühelos und sicher zugänglich geworden.

Aber auch allen an der Heimatgeschichte interessierten Besuchern der Hornisgrinde ist mit der Zurücknahme des Sperrzaunes ein altes, denkwürdiges Dokument wieder freigegeben worden, das beinahe schon in Vergessenheit zu geraten drohte, der sogenannte „Dreifürstenstein“. Dieser Dreifürstenstein

ist, genauer gesagt, eine unregelmäßige, mehrere Quadratmeter große Sandsteinplatte, wohl auch ein Rest der Sandsteinablagerung über dem Urgestein des Nordschwarzwaldes, wie sie bei der „Viehlucke“ südlich vom Seibelseckle an der Schwarzwaldhochstraße noch sichtbar zutage tritt. Einen guten Schritt hoch über dem Geländeniveau (0,45 m) erkennt man nach „Besteigen“ der Platte, daß auf der geglätteten Oberfläche mehrere Linien eingemeißelt sind, die sich alle in der Mitte der Platte in einem Punkt treffen. Auf der östlichen Hälfte der Plattenoberfläche sind die Wappen von Baden, Württemberg und dem ehemaligen Fürstbistum Straßburg sowie die Jahreszahl 1722 eingraviert, was die Deutung der sich schneidenden Linien unmißverständlich erleichtert und was die Funktion dieser Steinplatte erklärt: sie liegt auf einem Dreiländereck des 18. Jahrhunderts! Hier grenzten drei souveräne Fürstentümer aneinander, von Westen und Norden die Markgrafschaft Baden, von Osten das Herzogtum Württemberg und von Südwesten das Hochstift Straßburg (weltlicher Besitz des Fürstbistums Straßburg). Die eingemessenen Grenzlinien der drei Territorien sind als Gravuren sichtbar gemacht, die Zahl 1722 hält offenbar das Jahr fest, in welchem die Steinplatte in dieser repräsentativen Form gestaltet wurde.

Der Dreifürstenstein behielt diesen amtlichen Namen auch nach 1806 bei, als das Gebiet der bischöflich Straßburgischen Herrschaft Oberkirch dem neugeschaffenen Großherzogtum Baden einverleibt war und Baden mit dem Königreich Württemberg — beide Territorien nach 1918 als Freistaaten — hier die alte gemeinsame Grenze unverändert beibe-



Lageplan vom Dreifürstenstein

Zeichnung: R. Hambrecht

hielten. Und welcher „Schwabe“ weiß heute noch, daß dieser alte Grenzstein zugleich die höchste Erhebung Württembergs 1154 m über Meereshöhe markiert? Seit Bestehen des Landes Baden-Württemberg (1952) gehört nun auch diese letzte Grenze der Geschichte an. Jedoch der historische Eckpunkt in der Mitte der Platte ist heute ein wichtiger Punkt für die Landvermessung.

Es verstand sich nahezu von selbst, daß der Dreifürstenstein, nachdem er nun wieder der Öffentlichkeit zugänglich war, seiner historischen Bedeutung gemäß die ihm gebührende und auch notwendige „heimatpflegerische“ Behandlung im wahrsten Sinne des Wortes erfuhr. Mitglieder der Achner Ortsgruppe des Schwarzwaldvereins haben unter fachkundiger Anleitung von Oberbaudirektor Hambrecht den Stein gesäubert und sie von Verwitterungsspuren befreit. Der gelernte Diplom-Ingenieur hat die Steinplatte und alle Gravuren selbst genau vermessen und

nachgezogen. Dabei hat er noch einige weitere eingravierte Linien festgestellt, die einstweilen noch Rätsel aufgeben, desgleichen die ebenfalls zum Vorschein gekommenen Gravuren „Hohenheim 1837“ und „1821 NI“. Dank dieser Feinarbeit konnte insbesondere die Jahreszahl 1722 eindeutig identifiziert werden, nachdem es wegen des Verwitterungszustandes zunächst zweifelhaft war, ob die Zahl 1722 nicht auch als 1727, 1772 oder 1777 hätte gelesen werden können.

Schon 1972, während der oben erwähnten Verhandlungen um die Rücknahme des Sperrzaunes, hatte R. Hambrecht mit dem Landesverein Badische Heimat Verbindung aufgenommen, um anzuregen, daß der Verein sich mit der Erforschung der Historie des Dreifürstensteins näher befasse, was auch unverzüglich geschah. Leider war in den zuständigen Landesarchiven kein einschlägiges Archivmaterial vorzufinden, das etwa über die Gründe, politischen Aspekte, die Motiva-

Hinweistafel am Dreifürstenstein

Aufnahme: Der Verfasser



tionen für die Gestaltung der Steinplatte und über die Jahreszahl 1722 hätte näheren Aufschluß geben können. Immerhin konnte festgestellt werden, daß bei den meist jährlich stattfindenden gemeinsamen Grenzbegehungen des Großherzogl. Bad. Bezirksamts Achern und des Württ. Oberamts Freudenstadt die beteiligten Dienstvorstände, Bezirksförster, Gemeindebürgermeister und Gemeinderäte ihren Treffpunkt jeweils beim Dreifürstenstein verabredeten. So heißt es z. B. im Protokoll über die gemeinsame Grenzbegehung am 17. September 1835: „Bei Nr. 17, wo das Großherzogl. Bad. Bezirksamt Gernsbach aufhört und das Amt Achern anfängt, ging man abwärts bis Nr. 1, welcher Stein bei dem sogenannten Dreifürstenstein auf dem Kreuzkopf sich befindet. Nach Nr. 1 beim Dreifürstenstein fangen die Steine mit Nr. 88 an. Man ging von da an bis zu Nr. 24 abwärts, wo das Großherzogl. Bad. Bezirksamt Achern aufhört und das von Oberkirch anfängt.“

In seiner Abhandlung über „Alte Grenzzeichen zwischen Hornisgrinde und Zwieselberg“ (1933) hat Prof. Dr. M. Eimer dem Dreifürstenstein eine noch weitaus ältere und vielseitigere Bedeutung und Funktion zugeschrieben: „Hier stießen drei Gaue aneinander, der Ufgau, die Mortenau, der Nagoldgau. Drei Bistümer schied diese Steinplatte — Speyer, Straßburg und Konstanz. Als dann aus den alten Herzogtümern die Territorien der Reichsstände entstanden waren, meißelte der Steinmetz die Wappen dreier Fürsten des Reichs in den Stein: das des Bischofs von Straßburg, das des Grafen von Eberstein und

das des Herrn zu Württemberg. Auch ihre drei Forsten grenzten hier aneinander. Im Wandel der Zeiten trat Baden an die Stelle von Eberstein; und so ist der Dreimarkstein geblieben, wenschon er seit mehr als hundert Jahren nur noch zwei Länder scheidet.“ Ein mit so viel geschichtsträchtiger Vergangenheit behafteter Grenzstein durfte in Anbetracht des in unmittelbarer Nähe vorbeiziehenden neuen Wanderweges nicht achtlos liegen bleiben. Darum kamen der Schwarzwaldverein und die Badische Heimat überein, mit einer witterungsbeständigen Hinweistafel den Wanderer über diesen interessanten, früher auch „Dreilach“ bezeichneten Grenzstein zu informieren.

Die Hinweistafel, nach dem Entwurf von R. Hambrecht von den Dambach-Werken GmbH in Gaggenau gefertigt, ist von dieser Firma in dankenswerter Weise auch zugleich gestiftet worden. Der Text wurde von der Bad. Heimat erarbeitet. Für Transport und Aufstellung der Tafel beim Dreifürstenstein haben sich wiederum Mitglieder des Schwarzwaldvereins in Freizeitarbeit an mehreren Wochenenden im Sommer 1978 zur Verfügung gestellt.

Wer immer sich die Naturschönheiten des Nordschwarzwaldes heute erwandert und dabei den Rundweg um den Hornisgrindegipfel benützt, wird dort oben unter Schwarzwaldtannen nicht nur ein heimatgeschichtlich höchst interessantes Dokument aus der Vergangenheit wieder antreffen, sondern erfährt zugleich auch von unserer Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein in gemeinsamer, tätiger Heimatpflege.

Ihr seid meine Hände

Buchenberger Herrgötte lieferte den Predigttext
für den Fernsehgottesdienst am 6. Dezember 1980

Kurt Sommer, Heidelberg

Buchenberg mit seinen rund 1000 Einwohnern liegt am östlichen Hang des Schwarzwaldes an der Straße zwischen Peterzell und dem Luftkurort Königsfeld, je eine gute Wegstunde entfernt. Der Name Königsfeld ist bekannt im Zusammenhang mit dem Urwalddoktor Albert Schweitzer und dem dort befindlichen, weltbekannten Friedhof der Brüdergemeinde.

Der Ort Buchenberg dehnt sich auf einer großen Gemarkung aus und hat viele verstreute Bauernhöfe und einige Waldhöfe. Als der Ort gegründet wurde, lagen die Bauernhöfe unten im Tal, dem Glasbachtal. Der Name des Glasbaches deutet auf die frühere Beschäftigung der Einwohner hin. Es gibt auch heute noch am Glasbach einen besonders feinen, zur Glasbereitung geeigneten Sand- und Kiesel-Quarz. Bei Ausschachtungen findet man immer wieder Teile von geblasenen Glasgefäßen, die ihrer Form nach im 15. oder 16. Jahrhundert entstanden sein dürften. Die noch gebräuchlichen Flurnamen „Kohlwald, Kohlplatz“ sowie Kohlenmeilerstellen weisen auf das einst wirtschaftlich bedeutsame Köhlergewerbe in dem Ort hin. Der Dreißigjährige Krieg mit all seinen Schrecken und Verwüstungen vertrieb die Einwohner des friedlichen Glasbachtals; bis heute ist das Glasbachtal fast noch unbesiedelt. Später siedelten sich die zurückgekehrten Einwohner auf der Hochebene an, so daß unser Kirchlein heute nicht mehr der höchste Punkt ist. Von der Höhe hat man einen schönen Blick zur Schwäbischen Alb und bei klarem Wetter bis zur Alpenkette. Nach

der Rückkehr wandten sich die Einwohner Buchenbergs dem einbringlicheren Ackerbau zu, den sie heute noch neben der Waldwirtschaft betreiben, soweit sie nicht in das nahe gelegene St. Georgen zur Arbeit fahren.

Die St. Nikolauskirche, wie das kleine Kirchlein in Buchenberg genannt wird, soll sich aus einer frühchristlichen Zelle entwick-

*Die St. Nikolauskirche bei Buchenberg
(Schwarzwald)*



kelt haben. Ob sie vom Kloster Hirsau oder vom benachbarten 1084 gegründeten Benediktinerkloster St. Georgen abhing oder ob ein Zusammenhang mit dem Kloster Reichenau oder einem Kloster in Villingen bestand, ist nicht nachweisbar. Aus der Verehrung des Heiligen Nikolaus kann man aber schließen, daß Buchenberg Beziehungen zu Hirsau hatte, da man dort 1091 die Reliquien des Heiligen erwähnt.

Als das Zisterzienserinnenkloster in Rottenmünster bei Rottweil a. N. (heute Irrenanstalt) viele Güter im Schwarzwald erwarb, ist auch Buchenberg in seinen Besitz gekommen. Der Chronist berichtet, daß im Jahre 1445 Bernhard Hagg (oder Hauk) den Burgstall Waldau, dessen Ruine heute noch steht, verkaufte und mit anderen Orten an Graf Ludwig von Württemberg kam. Nachdem Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1534 zum Protestantismus übergetreten war

und die Reformation in seinen Landen eingeführt hatte, kam es zu einem langwierigen Streit zwischen dem Herzog und der Äbtissin von Rottweil. Diese wollte weiterhin ihre Rechte ausüben und den Nikolausheiligenfond verwalten sowie die Pfarrer in Buchenberg einsetzen. Im Jahre 1556 verlegte dieserhalb Herzog Christof von Württemberg die Pfarrei Buchenberg nach „Evangelisch-Tennenbronn“, das bisher eine Filiale von Buchenberg gewesen war und zum Kloster St. Georgen gehörte und in württembergischem Besitz war. Das seinerzeitige Pfarrhaus, das östlich der Kirche gelegen war, wurde verkauft und in ein Gasthaus umgewandelt; es brannte 1786 ab.

Im Dreißigjährigen Krieg war auch St. Georgen vorübergehend katholisch und der Pfarrer aus Tennenbronn wurde vertrieben. Er floh nach Buchenberg, wohin ihm seine Gemeinde zum Gottesdienst folgte. Die St.

Das Innere der Kirche



Nikolauskirche in Buchenberg wurde bewaffnet bewacht und vielleicht sogar verteidigt. 1630 wurden nach Kriegsbränden und Pestfällen der Abendmahlskelch und die Kirchenschlüssel aus Sicherheitsgründen nach Hornberg (Gutachtal) verbracht.

Während des spanischen Erbfolgekrieges (1701 —1714) wurde das Dorf Buchenberg teilweise eingäschert.

Die während der Jahre 1676 —1718 aufgetretenen Erdbeben beschädigten das St. Nikolauskirchlein; auch ein Blitzschlag im Jahre 1793 richtete Schaden an der Kirche an. Der Dachreiter wurde dabei so schwer beschädigt, daß er abgerissen und durch einen mit Holzschindeln gedeckten Turm, der heute noch steht, ersetzt werden mußte. Als Buchenberg im Jahre 1810 zu Baden kam, befaßte man sich mit dem Gedanken, die durch Feuchtigkeit baufällig gewordene Kirche teilweise abzureißen, um damit Platz für weitere Emporen zu schaffen. Zum Glück kam man von dem Gedanken wieder ab und baute dafür 1902 im Dorf eine neue Kirche. 1903 übernahm der Badische Staat die Denkmalspflege der St. Nikolauskirche; damit war der Fortbestand der Kirche gerettet, sie kam aber leider immer mehr in Vergessenheit.

Als man 1926 in einem Gewölbezwickel über dem Chor den Torso des romanischen „Buchenberger Herrgöttle“ fand, erinnerte man sich wieder der Kirche. Der Kruzifixus hat Arme und Beine unterhalb der Knie, die Dornenkrone und das Kreuz verloren. Trotz seiner Verstümmelung ist er ein bedeutendes Kunstwerk und dürfte aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen, also aus der Zeit, in der die ältesten erhaltenen Bauteile der Kirche entstanden sind. Der aus Lindenholz geschnitzte Kruzifixus dürfte vermutlich jahrhundertlang unbeachtet auf dem Chorgewölbe gelegen haben; er hat eine Höhe von 49,5 cm. Das Original wird heute aus Sicherheitsgründen im Rathaus zu Buchenberg aufbewahrt. An der Nordwand der Kirche hängt eine Kopie.



Der Torso des romanischen „Buchenberger Herrgöttle“

Während der Jahre 1951 bis 1957 wurden ausgiebige Renovierungsarbeiten durchgeführt und dabei 1,40 m hohe alte Wandmaleereien aufgedeckt.

An der Nordwand links befindet sich das Fragment einer Anbetung der Heiligen Drei Könige. Auf der gegenüberliegenden Seite (Südseite) ist die Darstellung einer Kreuzigung; leider durch die nachträgliche Einfügung;



Blick zum Chor

gung eines Fensters teilweise zerstört. Lediglich der böse Schächer, dessen Seele ausgehaucht und vom Teufel geholt wird, ist gut erhalten geblieben sowie auch die geharnischten Knechte und der zum Kreuz Christi gewandte Edelmann. Das Gemälde endet an der östlichen Eingangstür, deren Leibung allerdings erst 1957 erweitert wurde, nachdem beim Entfernen der Seitenempore fast unversehrte Wandmalereien auf der rechten Leibung eines Fensters zutage traten. Durch den Einbau eines Betonsturzes konnte das Mauerwerk über dieser Nische so aufgefangen werden, daß die Gestalt des Hl. Leonhard sichtbar bleiben konnte. Er ist als Schutzpatron der Gefangenen mit einer Kette dargestellt. Oberhalb der Türe ist neben Rankenwerk das Fragment einer figürlichen Malerei erhalten, das vermutlich zu einer Abendmahldarstellung gehört haben

dürfte. An der Stirnwand des Chores wurden unter verschiedenen Vignetten mit Psalmtexten und mehreren Tüncheschichten Teile des Jüngsten Gerichts herausgearbeitet. Links oberhalb der Kanzel empfängt Petrus an der Paradiespforte die Seligen, angeführt von einem unbedeckten Papst mit Tiara. Auf der rechten Seite werden die Verdammten von Teufeln in die Hölle gezogen, die durch züngelnde Flammen und einem Ungeheuer dargestellt wird. Die Mitte des Jüngsten Gerichts, der Weltenrichter, fehlt.

Das in rechteckiger Form gehaltene Kirchenschiff mißt 12,3 × 5,33 Meter. Ursprünglich betrug die Höhe des Schiffes nur 4 m. Erst im Jahre 1722 wurde die Höhe um 1,20 m erweitert. Dabei wurde auch die Empore eingebaut sowie die bemerkenswerten Sitze in Blockbau geschaffen. Auch die in der Kirche befindliche Kanzel wurde erst 1720 eingebaut; sie stand vorher in einer Kirche in Rottweil.

Auf der Empore befindet sich in einem kleinen hölzernen Wandschrank eine aus dem Jahre 1719 stammende Kleinorgel ohne Pedale. Sie ist im süddeutschen Raum das älteste spielbare Positiv. Da in der Kirche kein elektrischer Strom vorhanden ist, muß der Blasebalg vom Organisten mit dem Fuß betätigt werden.

Der Chor mit seinem sechsteiligen Gewölbe dürfte im 15. Jahrhundert entstanden sein. In seinem Mittelpunkt steht ein aufgemauerter Altar. Vor ihm ragt der Taufstein auf, dessen sechzehneckige Form aus einem Stein vermutlich vor dem Jahr 1450 entstand. Der Schlußstein des Chors trägt das Wappen der Familie von Falkenstein.

Ob die sehr alt wirkende Sakristei einst die Urzelle der Kirche war, ließ sich bisher nicht feststellen. In ihr befinden sich auf einer Konsole ein altarartiger Stein sowie eine Lavabo Nische. 1936 entfernte man den vom Schwamm befallenen Holzfußboden und ersetzte ihn durch Steinplatten, um dadurch das alte Kirchengestühl — steile hohe Bänke — der Nachwelt zu erhalten.



Emporenbänke der Buchenberger St. Nikolauskirche

1958 erwarb die Gemeinde eine frühgotische Glocke, die früher in Bretzenheim an der Nahe hing und jetzt an zwei Sonntagen im Monat zum Andenken an gefallene und vermißte Buchenberger aus zwei Weltkriegen geläutet wird.

Kunstmaler Feuerstein aus Neckarsteinach befreite während der Renovierungsarbeiten Empore, Kanzel, Orgel, Bänke usw. von blauroten Anstrichen und gab der Kirche eine einheitliche Tönung.

In dem ehrwürdigen Kirchlein werden in der Regel zwei Gottesdienste im Jahr abgehalten, und zwar am Heiligabend bei Kerzenschein die Christvesper mit Abendmahl und am dritten Sonntag im August. Zu den Gottesdienstbesuchern zählen neben den einhei-

mischen Buchenbergern auch viele aus der näheren und weiteren Umgebung. Außerdem lassen sich zahlreiche Brautpaare aus ganz Deutschland hier trauen. Während der Sommermonate finden des öfters kirchenmusikalische Feierstunden statt.

Ein Besuch der kleinen Kirche lohnt sich.

Literatur:

Buchenberg (Schwarzwald) von Dr. Elfriede Schulze-Battmann in der Reihe Kunstführer aus dem Verlag Schnell & Steiner, München.

Kraus: Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, B. 2 Villingen Südkurier: 5. u. 6. Dez. 1980
Fotos u. Reproduktionen: Kurt Sommer

Holunderblüte

*Die Erde ein Rund, das All ein Rund.
Am Wiesenrain blüht der Holunder.
Was tut er kund, was spricht ein Mund?:
Das Leben ein heiliges Wunder.
Millionen Sonnen scheinen im All.
Am Kugelbaum stehen die Dolden,
Lichtteller in nicht zu zählender Zahl
mit Blühfiligran weißgolden.
Der hohe Sommer glüht über dem Land,
Geheimnis von Fülle und Reifen.
Die Erde schweigt im Feiergewand.
Im Schweigen liegt alles Begreifen.*

Friedrich Roth

Das Klima im Markgräflerland

Sein Einfluß auf die Vegetation und den Menschen*)

Hermann Trenkle, Freiburg

1. Einleitung

Klima und Landschaft stehen in enger Wechselwirkung zueinander. Das Klima bestimmt wesentlich das Bild einer Landschaft. Auch Kultur und Lebensgewohnheiten der Bewohner spiegeln den Einfluß des Klimas deutlich wieder. Andererseits prägt auch die Landschaft das Lokalklima und künstliche Eingriffe in das Landschaftsbild können entsprechend positive oder negative kleinklimatologische Änderungen zur Folge haben.

2. Klimazonen

Das südliche Oberrheingebiet und die Vorbergzone des Schwarzwaldes liegen in der Klimazone der gemäßigten Breiten Mitteleuropas. Hier strömen vom Atlantik und Mittelmeer her häufig feuchte, vom östlichen Kontinent und aus dem Polargebiet relativ trockene Luftmassen ein.

Außerdem treffen in den gemäßigten Breiten warme subtropische Luftmassen aus südlicher Richtung mit kalten aus der Polarkalotte zusammen. An der Grenzfläche der verschiedenen temperierten Luftmassen kommt es zur Ausbildung von Wirbeln und Tiefdruckgebieten, die mit ihren Fronten auch unser Gebiet überqueren und in Verbindung mit eingelagerten Hochkeilen den Witterungsablauf wechselhaft gestalten.

Längere Perioden mit beständigem Hochdruckwetter, die im Sommer wie im Winter extreme Verhältnisse mit sich bringen, sind die Ausnahme. In der gemäßigten Zone ist das Unregelmäßige im Witterungsablauf das einzig Regelmäßige. Das haben wir gerade dieses Jahr mehr als deutlich zu spüren bekommen.

Im Einzelnen wird das Klima des Markgräflerlandes stark von der geographischen Lage und der Orographie geprägt. Die Oberrheinebene, die Vorbergzone, in welcher Sulzburg liegt, und die sich im Osten anschließenden Höhenlagen des südlichen Schwarzwaldes unterscheiden sich entsprechend des großen Höhenunterschiedes, der vom Rhein bei Griefßheim bis zum Belchen 1200 m beträgt, klimatisch beträchtlich. Die charakteristischen Eigenheiten dieser 3 Klimaregionen und ihre Auswirkungen auf die Pflanzenwelt und den Menschen möchte ich in meinem Referat in geraffter Form beschreiben.

2.1 Das Oberrheintal und tiefere Lagen der Seitentäler bis etwa 300 m Seehöhe

Die südliche Oberrheinebene zählt zu den wärmsten und sonnenscheinreichsten Landschaften Deutschlands. Nirgendwo in Deutschland setzt der Frühling zeitiger ein, entfaltet sich die Vegetation früher, blühen die Obstgehölze eher und dauert die frostfreie Zeit länger. So nimmt es nicht wunder, daß hier auch Pflanzengesellschaften angetroffen werden, deren Hauptverbreitungsgebiet südlich der Alpen liegt und daß eine ganze Reihe von Sonderkulturen ideale Wachstumsbedingungen vorfinden.

*) Festvortrag, gehalten anlässlich der Sulzburger-Laufener Weinkurtag am 16. 8. 80 (Kurzfassung)

Das Oberrheintal verdankt die Gunst des Klimas seiner relativ tiefen und südlichen Lage, der schützenden Wirkung des Schwarzwaldes und der Vogesen, der relativ häufigen Zufuhr von warmer Luft aus dem Mittelmeer durch die Burgundische Pforte, Föhnerscheinungen, die im Lee der Vogesen auftreten und teilweise bis in die freie Rheinebene, in Einzelfällen bis zum Schwarzwaldrand reichen und lokalen Windsystemen, die eine ausgleichende, meist temperaturerniedrigende Wirkung haben.

2.2 Vorbergzone (300–500 m)

In der Vorbergzone, die eine Fülle bekannter Weinorte aufweist, werden mit Jahresmitteltemperaturen zwischen $9,2$ und $9,5^\circ$ nicht die hohen Werte der freien Rheinebene oder gar der Freiburger Bucht und des Kaiserstuhls erreicht. Im Verein mit Niederschlagsmengen von 900 bis 980 l/m^2 und einem reichen Sonnenscheinangebot schaffen diese Temperaturen günstige klimatische Voraussetzungen für den Wein- und Obstbau. Die Weinberge, die zum Teil bis in Höhenlagen von 400 m hinaufreichen, liegen meist oberhalb der Nebelfelder, die sich im Winterhalbjahr bei austauscharmen Hochdrucklagen in der Rheinebene einstellen.

In der Vorbergzone vereinigt sich der Einfluß der auslaufenden wärmebegünstigten Rheinebene mit der abkühlenden Wirkung der Wälder und dem Reizklima der Schwarzwaldhöhen oberhalb 500 – 600 m . Dabei kommt in Tal- und Hanglagen lokalen Windsystemen große Bedeutung zu, die einerseits temperatúrausgleichend wirken und andererseits bei windschwachen Wetterlagen für Lufterneuerung sorgen.

2.3 Schwarzwaldlagen oberhalb 500 m

Die sich in östlicher Richtung an das Markgräflerland anlehnenden Höhen des südlichen Schwarzwaldes, die im Belchen die Oberrheinebene um ca. 1200 m überragen, sind entsprechend der Temperaturabnahme mit der Höhe, die je nach Wetterlage $0,5$ bis

$0,8^\circ/100 \text{ m}$ beträgt, um 3 bis $7,5^\circ$ kälter als die wärmebegünstigten Inseln in den Niederungen. Gegenüber den anderen deutschen Mittelgebirgen liegen aber die Temperaturen in vergleichbaren Lagen des Schwarzwaldes besonders im Spätherbst und in den Wintermonaten höher. So weisen im Schwarzwald Höhenlagen um 900 m Temperaturen auf, wie sie im Harz und im Fichtelgebirge bereits in 600 – 700 m auftreten. Die jährlichen Niederschlagsmengen nehmen von der Vorbergzone zum Gipfel des Belchens auf einer Entfernung von 10 – 12 km von 980 auf 1800 – 2000 l/m^2 zu und erreichen in der Region zwischen Feldberg und Belchen den dreifachen Betrag der Mengen, die im rheinischen Trockengebiet anfallen. Bei der nun folgenden Betrachtung der einzelnen Klimatelemente werde ich auf die orographischen Unterschiede näher eingehen.

3. Temperatur

Wie schon erwähnt, nimmt die Temperatur bei normaler atmosphärischer Schichtung je 100 m Höhenzunahme um $0,6^\circ$ ab. Dieser Temperaturrückgang ist allerdings erst oberhalb 450 m deutlich zu erkennen. Speziell bei extremen Hitzelagen oder Kältelagen sind die Temperaturunterschiede bis in Höhenlagen von 450 m gering, weil dann das Rheintal unter einer regelrechten Hitzeglocke oder in einem Kaltluftsee liegt. Die Hanglagen und die Tallagen der Vorbergzone sind im Frühjahr, im Herbst und im Winter wärmer als es der Höhenlage entspricht. Dies gilt für Badenweiler, Sulzburg und Untermünstertal. Im Winterhalbjahr bilden sich im Bereiche von Hochdruckgebieten in der Oberrheinebene häufiger sogenannte „Inversionen“ aus, deren Obergrenze meist zwischen 600 und 800 m NN anzusetzen ist. In solchen Fällen liegt oberhalb einer bodennahen Kaltluftschicht, die sich in klaren Nächten infolge starker Ausstrahlung bildet, wärmere

Tabelle 1 Monats- und Jahresmittel der Temperatur (1931—1960)

Ort	Seehöhe	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Freiburg	255	1,1	2,1	6,3	10,3	14,5	17,7	19,4	18,8	15,6	10,1	5,4	1,9	10,3
Bad Krozingen	238	0,7	1,4	5,4	9,7	13,8	17,4	19,0	18,2	15,2	9,7	5,0	1,5	9,8
Bad Bellingen	254	0,4	1,3	5,2	9,4	13,5	16,9	18,5	17,8	14,8	9,5	5,0	1,4	9,5
Sulzburg	340	0,5	1,5	5,3	9,1	13,0	16,4	18,2	17,7	14,7	9,4	4,9	1,5	9,3
Badenweiler	450	0,5	1,4	5,3	8,9	12,8	16,1	17,9	17,5	14,6	9,4	4,9	1,5	9,2
Obermünstertal	540	0,0	1,2	4,3	7,6	11,8	15,2	16,9	16,6	13,4	8,6	4,1	0,4	8,4
Marzell	828	-1,0	-0,2	2,8	6,2	10,2	13,3	15,2	14,9	12,1	7,3	3,0	-0,3	7,0
Schauinsland	1218	-2,5	-2,0	0,3	3,3	7,5	10,6	12,6	12,4	9,7	5,2	1,3	-1,4	4,8
Belchen	1414	-4,0	-3,5	0,9	1,7	6,0	9,3	11,0	11,0	8,7	4,3	0,6	-2,5	3,5

Tabelle 2 Durchschnittliche Zahl der Tage mit besonderen Temperaturverhältnissen

Ort	Sommertage	Heiße Tage	Frosttage	Eistage	Tage mit Wärmebelastung
Freiburg	46	10	72	17	34
Bad Krozingen	42	9	75	16	32
Badenweiler	37	6	78	20	25
Obermünstertal	30	3	88	22	23
Feldberg	0,3	0	163	84	0

und trockene Luft. Unterhalb der Hochnebeldecke, die sich im Bereiche der Inversionen befindet, können bei solchen Lagen in der Rheinebene Temperaturen von -5 bis -8° auftreten, während oberhalb der Sperrschicht in trockener Luft und bei ungehinderter Sonnenstrahlung Temperaturen von $+5$ bis $+10^\circ$ gemessen werden. Außerdem sind solche Wetterlagen wegen der großen Luftreinheit, die oberhalb der Inversion anzutreffen ist, in höheren Lagen mit einer außergewöhnlich guten Fernsicht verbunden.

Einen Überblick über die Temperaturverhältnisse vermittelt auch Tab. 2, in welcher die Anzahl der Sommertage, der heißen Tage, der Frosttage, der Eistage und der Tage mit Wärmebelastung (Äquivalenttemperatur $> 49^\circ$) aufgeführt ist.

Man erkennt deutlich die Höhenabhängigkeit der Temperatur bei der starken Abnahme der Sommertage und heißen Tage sowie der Zunahme der Frosttage und der Eistage mit der Höhe. Gleichzeitig erkennt man die starke Wärmebelastung in Lagen unter-

halb 350—400 m, die mit der Höhe rasch abfällt. Auf diese Größe werde ich später noch eingehen.

Während in der Oberrheinebene die Monate Juni bis August seit Beginn der Beobachtungen im Jahre 1869 frostfrei blieben, wurde in den Hochlagen des Schwarzwaldes, so auch der Belchen, kein Monat von Frost verschont. Hier in den Höhenlagen von Sulzburg fällt der früheste Termin für Frost auf den 18. September, der späteste auf den 16. Mai.

4. Sonnenschein, Bewölkung und Nebel

Wie schon erwähnt, sind die rheinnahen Flächen der Oberrheinischen Tiefebene und vor allem der südliche Kaiserstuhl die sonnenscheinreichsten Gebiete Deutschlands. Hier fallen durchschnittlich 1810 bis 1850 Sonnenscheinstunden/Jahr an. In besonders günstigen Lagen am Fuße der Vorbergzone des Markgräflerlandes kann mit 1700, sonst mit rund 1650 Stunden Sonne gerechnet

werden. In den Tallagen und in Staulagen des Westabhanges des Südschwarzwaldes wird die Sonnenscheindauer wegen Horizont einschränkung und der stärkeren Bewölkung auf 1500 bis 1600 Stunden vermindert. Die Hochlagen des Schwarzwaldes sind dagegen im Herbst und im Winter reich an Sonnenstrahlung, da in diesen Monaten die Niederungen im Nebel oder unter einer Hochnebeldecke liegend, bei Inversionslagen kaum Sonne erhalten. In einem extremen Fall im November 1958 schien die Sonne am Feldberg 111, in Höchenschwand 54, in Freiburg, Badenweiler und Obermünstertal 38–40 und in Karlsruhe nur 12 Stunden. Die geringste Bewölkung tritt unabhängig von der Höhenlage in den Monaten Juni bis September auf, die höchsten Werte findet man im Zeitraum November bis Februar. In klaren Nächten kommt es vor allem im Rheintal im Winterhalbjahr zur Ausbildung von Strahlungsnebel, der bis in Höhenlagen zwischen 500 und 800 m reicht. Bei niedrigerer Höherer Streckung sind die Täler oft nebelfrei. Hochnebeldecken, die sich unterhalb der Inversionen ausbilden, ziehen im Herbst und Winter die Höhen zwischen 800 und 900 m zeitweilig in Mitleidenschaft. Die Höhenlagen oberhalb 1000 m sind bei Schlechtwetterlagen in Wolken gehüllt. Dieser Wolkennebel tritt in diesen Höhenlagen an 240 bis 260 Tagen auf.

5. Niederschläge

Entsprechend den großen Höhenunterschieden weist die Niederschlagsverteilung große Unterschiede auf. In der rheinnahen Trokenzone fallen pro Jahr durchschnittlich Regenmengen von nur 605–690 mm an. In der Zone zwischen freier Rheinebene und Fuß der Vorbergzone tritt bereits ein deutlicher Zuwachs auf Werte um 800 mm auf. An der Luvseite des Südschwarzwaldes nimmt die Niederschlagsmenge stetig mit der Höhe zu und erreicht im Bereiche des Belchen Werte zwischen 1900 und 2000 mm.

Auch die Häufigkeit der Tage mit bestimmten Schwellenwerten des Niederschlags nimmt wie es Tab. 4b zeigt, deutlich mit steigender Seehöhe zu. Tägliche Niederschlagsmengen von 2,5 mm sind in Untermulden etwa doppelt, solche von mindestens 20 mm etwa 7mal so häufig wie in Breisach.

In der Rheinebene wurden bei wolkenbruchartigen Niederschlägen innerhalb von 24 Stunden 85 mm, in der Vorbergzone fast 120 mm und im Hochschwarzwald (20. 5. 06) 177 mm gemessen. Regenmengen von rund 85 mm wurden auch im Jahre 1978 am 25. Mai in Badenweiler und Marzell und am 7. August in Heitersheim beobachtet.

Tabelle 3 Mittlere jährliche Sonnenscheinstunden (a), mittlere Zahl der Tage mit mindestens 5 (b) bzw. 10 Stunden Sonnenschein (c), mittlere Bewölkung in % (d) und Zahl der Tage mit Nebel (e)

Ort	a	b				c				d		e
	Jahr	Fr.	So.	He.	Wi.	Fr.	So.	He.	Wi.	Juli–Sept.	Nov.–Febr.	Jahr
Freiburg	1802	48	63	35	16	20	34	8	—	58	77	60
Badenweiler	1655	42	63	32	14	14	33	4	—	55	74	43
Obermünstertal	1492	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	34
Höchenschwand	1756	48	59	41	22	20	30	12	2	54	70	
Feldberg	1576	41	50	39	26	18	23	11	2	67	74	260

Tabelle 4 Mittlere Niederschlagsmengen in den Jahreszeiten und im Jahr (a) und Zahl der Tage mit 0,1, 2,5, 10 und 20 mm Niederschlag pro Jahr (b)

Station	a					b			
	Frühjahr	Sommer	Herbst	Winter	Jahr	0,1	2,5	10	20
Breisach	131	232	150	92	605	165	72	15	3
Bad Krozingen	156	235	169	116	676	173	78	20	6
Ehrenkirchen	203	302	228	155	888				
Sulzburg	210	312	234	157	913				
Badenweiler	219	325	246	191	971	182	105	31	8
Obermünstertal	259	385	289	239	1172				
Marzell	345	480	405	380	1610				
Untermulden	395	550	465	438	1858	225	140	62	22

6. Wind

Die Windverhältnisse werden stark von der Orographie beeinflusst. Vor allem bei wind-schwachen Hochdrucklagen dominieren lokale Windsysteme wie Hangwinde, Berg- und Talwinde. Bei kräftiger Luftbewegung, wie sie beim Durchgang von atlantischen Störungen auftritt, setzt sich die großräumige Grundströmung durch. Dabei herrscht im Oberrheintal und in der Vorbergzone eine südsüdwestliche, in höheren Lagen eine südwestliche Richtung vor. An zweiter Stelle folgen im Oberrheingraben und in der Vorbergzone nördliche bzw. südöstliche, im höheren Bergland westliche Winde.

Bei Hochdrucklagen dominieren speziell in Sulzburg entsprechend dem Talverlauf des Sulzbaches südöstliche bzw. nordwestliche Winde als Berg- und Talwind. An dritter Stelle folgen östliche Winde.

Die Windgeschwindigkeiten in Kammlagen des Südschwarzwaldes übertreffen jene in der Rheinebene gewöhnlich um das 2- bis 3fache. Besonders schwere Stürme traten auch im Markgräflerland 1935, 1951, 1955, 1957, 1962, 1967, 1974 und 1976 auf, wobei die 3 schweren Stürme des Jahres 1967 besonders in Wäldern und in Obstgehölzen große Schäden verursachten.

7. Klima und Vegetation

Langjährige phänologische Beobachtungen an wildwachsenden- und Kulturpflanzen bestätigen, daß sich die großen Höhenunterschiede in einer merklichen Verspätung der einzelnen Entwicklungsphasen bemerkbar machen. So beträgt die Länge der Vegetationszeit in den günstigsten Lagen der Rheinebene 245 Tage, in der Vorbergzone ca. 230, in Höhenlagen um 800 m ca. 190, in 1200 m nur noch 185 Tage. Diese in den Niederungen gegebene lange Vegetationszeit schafft in Verbindung mit der in den rheinnahen Gebieten eingerichteten Feldberegnung, die unter Berücksichtigung von Niederschlag, Verdunstung, Bodenfeuchte, Bodenart und Pflanzenphase optimal gesteuert wird, hervorragende Wachstumsbedingungen für den Anbau einer Vielfalt von Sonderkulturen. Die günstigen Temperatur-, Strahlungs- und Niederschlagsverhältnisse in der Vorbergzone gestatten den Anbau von Reben bis in Lagen von 400–500 m und von Zwischenfrüchten bis in Lagen von 700–800 m.

Relativ groß ist das Frostrisiko in den tiefen Lagen der Rheinebene. Immerhin bleiben etwa 200 Tage des Jahres frostfrei, während in der Vorbergzone noch 195, in Lagen um 1000 m Höhe nur noch 125–130 frostfreie

Tage zu erwarten sind. Oberhalb 1400 m Höhe kann in jedem Monat leichter Frost auftreten.

Entlang der Oberrheinischen Tiefebene von Basel bis zur Bergstraße zieht der Frühling fast gleichzeitig und so früh wie nirgends in Deutschland ein. Dabei beginnt er in Höhenlagen zwischen 300 und 500 m an weniger steilen, sanft geneigten Hängen der Vorberg-

zone, die eine geringe Frostgefährdung, eine stark verminderte Nebelhäufigkeit, aber einen relativ hohen Strahlungsgenuß aufweisen, meist einige Tage eher als in der Rheinebene.

Zu den höheren Lagen verschieben sich die Eintrittstermine bestimmter Entwicklungsphasen wie es Tab. 5 zeigt wie folgt:

Tabelle 5 Mittlere Eintrittszeiten bestimmter Entwicklungsphasen

	Rheinebene	Vorbergzone	höhere Lagen
Schneeglöckchenblüte	18. Febr.	28. Febr.	22. März
Haferausaat	15. März	25. März	15. April
Apfelblüte	20. April	28. April	25. Mai
Winterroggenernte	20. Juli	26. Juli	18. August

Anhand einer Untersuchung, die sich auf den Zeitraum 1947—1968 bezieht, konnte ich zeigen, welche Ansprüche verschiedene Rebsorten an die Temperatur- und Strahlungsverhältnisse vom Austrieb bis zur Lese bzw. von der Blüte bis zur Lese stellen. Ähnliche Untersuchungen liegen beim Wetteramt auch für andere Kulturpflanzen wie z. B. für Frühkartoffel, Mais etc. vor.

8. Klima und Mensch

Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat man erkannt, daß die vom Klima dargebotenen Mittel für die Erholung, für die Krankheitsvorbeugung und für die Genesung mit Erfolg angewendet werden können, sofern sie richtig und wohldosiert eingesetzt werden.

Dabei spielen vor allem jene Klimaelemente eine Rolle, die den Wärmehaushalt des Menschen beeinflussen und die entsprechende Auswirkungen auf das Steuerungssystem der gesamten Organfunktion haben.

In der Bioklimatologie unterscheidet man 3 Wirkungskomplexe: den thermischen, den aktinischen und den luftchemischen Wirkungskomplex.

Als Maß für den thermischen Wirkungskomplex verwendet man die sogenannte Abkühlungsgröße, die man aus Temperatur und Windgeschwindigkeit berechnen kann, und die sogenannte Äquivalenttemperatur, die den Grad der Wärmebelastung angibt und die man aus Temperatur und Dampfdruck (Luftfeuchte) bestimmt.

Der thermische Wirkungskomplex spielt bei Atemwegs-, bei Herz- und Kreislaufkrankungen aber auch bei vegetativer Dystonie eine große Rolle. Die Reaktionen sind entweder auf eine nachhaltige Unterkühlung oder auf starke Überhitzung zurückzuführen. In beiden Fällen wird der Kreislauf entweder durch eine erhöhte Wärmeproduktion oder durch einen Wärmestau im Innern des Körpers belastet.

Der aktinische Komplex erfaßt die gesamte Umweltstrahlung und deren biologische Wirkung auf den Organismus. Als Elemente gelten die Sonnenscheindauer, die verschiedenen Strahlungsarten (Globalstrahlung, UV-Strahlung, Infrarot-Strahlung, Gegenstrahlung), die Bewölkungs- und Nebelverhältnisse.

Therapeutisch wird dieser Wirkungskomplex in Form der Dosierung der UV-Strahlung

genutzt, um einen erhöhten Grundumsatz, vermehrten Eiweißabbau, verbesserte Sauerstoffzufuhr, Blutdrucksenkung, Anstieg der roten Blutkörperchen, Funktionssteigerung der Schilddrüse und geringere Anfälligkeit gegen Rheumatismus und Erkältungskrankheiten zu erreichen.

Der lufthygienische Wirkungskomplex befaßt sich mit der Luftreinheit. Man unterscheidet hinsichtlich der Aerosole natürliche und anthropogene Beimengungen.

Für eine Beurteilung des Bioklimas einer Landschaft müssen neben anderen meteorologischen Größen diese drei Wirkungskomplexe zu Rate gezogen werden. So nimmt es nicht wunder, daß die Rheinebene, die Vorbergzone und die Schwarzwaldlagen oberhalb 600 m typische bioklimatische Eigenheiten aufweisen, auf die ich noch kurz eingehen möchte.

Entsprechend der Wirkung auf den Menschen spricht man von Belastungsklima, Schonklima und Reizklima.

8.1 Belastungsklima (unterhalb 300 m)

Im Rheintal und in den tiefen Lagen der Seitentäler kommt es im Sommerhalbjahr infolge hoher Sonneneinstrahlung, relativ schwacher Luftbewegung und bei Zufuhr von Warmluft aus südlicher Richtung während sommerlicher Hochdrucklagen an durchschnittlich 33—40 Tagen zu einer Wärmebelastung, deren Häufigkeit über dem für einen kranken Menschen verträglichen Grenzwert liegt.

Als weiterer Belastungsfaktor muß im Rheintal die relativ große Nebelhäufigkeit in den Herbst- und Wintermonaten angesehen werden. Speziell bei Inversionslagen mit vermindertem vertikalen Austausch und schwacher Luftbewegung bildet sich in klaren Nächten infolge starker Ausstrahlung bei gleichzeitig hoher Luftfeuchte Nebel aus, der das ganze Rheintal anfüllt und besonders für Asthmatiker, Bronchitiker und Rheumatiker, aber auch für Herz- und Kreislaufkranke bela-

stend wirkt. Die Rheinebene bringt es auf rund 60 solcher Tage mit Nebel.

Ältere Leute sollten wegen der Wärmebelastung im Sommer und der Nebelhäufigkeit im Spätherbst deshalb Kuren in diesem Gebiet im April/Mai oder in der Zeit Ende August/September antreten.

8.2 Schonklima (300—600 m)

Die Vorbergzone weist bereits einige bioklimatische Vorzüge auf, wird aber andererseits je nach Höhenlage von den Belastungsfaktoren der Rheinebene berührt. Bei extremen Hitzelagen ist bis in Lagen um 400 m mit Wärmebelastung zu rechnen, diese tritt aber je nach Höhenlage nur noch an 20 bis 28 Tagen im Jahr auf. Günstig wirken sich hinsichtlich der Wärmebelastung lokale Windsysteme aus, die abends einen merklichen und raschen Temperaturrückgang und Frischluftzufuhr aus den angrenzenden Höhenlagen bringen.

Solche lokalen Windsysteme wirken auch der Nebelbildung entgegen, da sie ein Stagnieren der Kaltluft verhindern und trockene Luft heranführen. So geht die Nebelhäufigkeit in Lagen oberhalb 300 m bis in Höhenlagen von 600 m rasch zurück, was sich speziell im Herbst und Winter in einer höheren Sonnenscheindauer zu Buche schlägt.

Speziell für Klimakuren von Kranken mit größerer Ruhebedürftigkeit und für ältere Leute bieten die Höhenlagen zwischen 400 und 600 m in diesem Schonklima in den Monaten Mai bis September günstige bioklimatische Verhältnisse an.

8.3 Reizklima

Oberhalb 600 m befinden wir uns je nach Höhenlage in verschiedenen Stufen des Reizklimas (schwach, mäßig, stark).

Selbst bei extremen Hitzelagen sind diese Lagen frei von Wärmebelastung. Die Häufigkeit von Strahlungsnebel ist niedrig und die eigentlichen Wolkennebel treten erst oberhalb 800 m häufiger auf. Die Reinheit der

Luft, die wegen des Waldreichtums Duftstoffe abgibt, die Terpene und ätherische Öle enthalten, übt einen stimulierenden Einfluß auf die Atmung aus und wirkt heilend auf die Schleimhäute der Luftwege.

Im Herbst und Winter bieten diese Lagen, speziell bei tiefer gelegenen Inversionen anstelle von Nebel und Luftverschmutzung, wie es in den Niederungen zu erwarten ist, reine Luft, Sonnenschein und gute Sicht.

Hingewiesen werden muß auf die vor allem im Sommerhalbjahr häufiger auftretenden Wolkennebel, die vor allem auf der Luvseite durch Staueffekte auftreten. Sie wirken psychisch unangenehm auf den Kurgast, bioklimatisch sind sie aber weitaus günstiger einzuschätzen als die mit Schadstoffen aller Art angereicherten Strahlungsnebel der Niederungen.

Über die im Luv des Schwarzwaldes mit der Höhe stark ansteigenden Niederschläge wurde bereits gesprochen, auch über die Zunahme der Niederschlagstage mit der Höhe. „Niederschlagstag“ heißt nicht, daß es den ganzen Tag regnet, sondern daß zu irgendeiner Zeit an diesem Tag Niederschlag aufgetreten ist. Würde man alle Niederschlagszeiten eines Jahres zusammenziehen, so blieben immerhin etwa 70% der Tage niederschlagsfrei. Hingewiesen werden muß noch auf die relativ hohe Schneesicherheit in Lagen oberhalb 1000 m Höhe, wo man in den Monaten Dezember bis März im Mittel an 85 bis 95 Tagen eine Schneedecke von 20 cm erwarten kann. Oberhalb 1200 m (Schauinsland und Belchen) treten solche Schneehöhen bereits an 105 Tagen auf. Gerade in den letzten Jahren hat man die Bedeutung einer Winterkur mehr und mehr erkannt. Selbstverständlich stellt das Reizklima der

Schwarzwaldhöhen über 800 m für den Nichtadaptierten höhere Anforderungen an den Organismus, es wirkt aber durch die heilsame Störwirkung der Klimareize stimulierend und bringt über das Regulationstraining des Organismus nachweisbare günstige Veränderungen im Kreislauf und Stoffwechsel sowie hinsichtlich der vegetativen Reaktionslage. Daran haben neben höheren Abkühlungsreizen der verringerte Sauerstoffpartialdruck, der niedrige Wasserdampfgehalt, große Luftreinheit und vermehrte Sonneneinstrahlung Anteil.

Zusammenfassend darf ich sagen:

Die tiefer gelegenen Lagen der Raumschaft Markgräflerland zählen zwar klimatisch aber nicht bioklimatisch zu den allerbesten in der Bundesrepublik Deutschland. Sie schaffen unter Einschaltung der Feldberegnung in den rheinnahen Trockengebieten die Voraussetzungen für den Anbau einer ganzen Palette von Sonderkulturen. In der Vorbergzone herrschen ebenso gute Voraussetzungen für den Anbau von Reben, sowie für Kuren und für die Erholung in den dort beheimateten Bädern, heilklimatischen Kurorten und Erholungsorten.

Die höheren Schwarzwaldlagen zählen entsprechend den für ein Mittelgebirge günstigen Klimaverhältnissen zu den besten Waldgebieten der Bundesrepublik und bieten mit ihrer Mischung von Schon- und Reizklima und ihrer Luftreinheit für Rekonvaleszente und Erholungssuchende beste Voraussetzungen. Auch für Gesunde kann ein normaler Ferienaufenthalt in Lagen zwischen 800 und 1200 m im Heilklima unbewußt zu einer Kur werden.

Das ehemalige Gipswerk in Au bei Freiburg

Anton Merkle, Merzhausen

Früher Bergbau in Au

Von einem Stollen in Au hören wir erstmals im Jahre 1480¹⁾ mit folgenden Worten:

„Item Hans Faden huß, hoff usw. der gart' stoßet der lengi nach an Ow almeid vnd an der and' sit vff den bach, oben an die Engi mat gegen Butzikofen. Das huß stosset an d' vnd' siten vff der Horwen zinsgut, das zu der mily gehet, vnd ober sich gegen die burg, stosset ob' an den Stollen vff den weg, der gen Selden got, das vor zietn hieß des Schitters gut. 1 huß, hoff, gart' usw.“

Unter einem Stollen wird im Alemannischen — den Personennamen Stoll kann man nach dem Satzzusammenhang wohl ausschließen — einmal ein alleinstehender Felsen oder ein kleiner Berghang in ebenem Gelände verstanden²⁾. Da Au aber topographisch durch Vorberge und Ausläufer des Schwarzwaldes reich gegliedert ist, dürfte eher an die bergmännische Deutung dieses Wortes zu denken sein: Vortreiben eines waagrechten oder schwach geneigten Ganges von außen in die Bergwand. Will man heute die Lage dieses Stollens näher lokalisieren, so stößt man zunächst auf einige Schwierigkeiten, denn Au umfaßte, jedenfalls im 14. und 15. Jahrhundert, auch Teile der heutigen Gemarkungen Horben, Wittnau und Sölden. Aus der Erwähnung der Engi, Biezychofen, Burg und Weg nach Sölden kann man mit Gewißheit zunächst feststellen, daß der Stollen nicht im Norden von Au, also gegen Merzhausen zu, gelegen sein muß, sondern mehr im Süden von Au.

Ein heutiger Betrachter der geschilderten Szenerie könnte auf den Gedanken verfallen, aus den Worten „stosset . . . vff den weg, der gen Selden got“ sowie aus der Erwähnung

der Enge und Biezychofen die heutige Landesstraße 122 von Au nach Sölden, vorbei an der Enge und Biezychofen, zu vermuten und den also beschriebenen Stollen auf der Schauinslandseite zu suchen. Der Hinweis auf eine Mühle würde sich dann auf die heutige Selzenmühle oder die ehemalige Schwabenmühle oder die Stöckenmühle beziehen. Unterstellt man dies, dann könnte unter der genannten Burg vielleicht das „Bürgle“ in Sölden verstanden werden. Unweit hiervon, beim Wittnauer Schützenhaus, wurde — nach Kern — 1972³⁾ ein gut erhaltener, mannshoher, noch auf 20 m begehbarer Stollen freigelegt. Außerdem weiß Kern von einem weiteren 103 m langen Stollen unterhalb des Mühlenweges in Sölden zu berichten.

Und er stellt weiter die Frage: „Hat man auch in Sölden wie um die Birchiburg an der jungen Möhlin in St. Ulrich Erz, gar Silbererz, gegraben und diente die Höhenburg auch zur Sicherung desselben?“ Unterstellt man einen frühen Bergbau auf der Schauinslandseite, dann gewinnen auch andere Gewannamen von Au im Mittelalter eine neue Deutung. Da ist einmal der Gewinn- und Bachname Reichenbach im heutigen Wittnau, Ortsteil Biezychofen, der vom Wohlstand, den der Betrieb eines Bergwerks den Bewohnern brachte, sich herleiten könnte²⁾. Kurz nach dem Verlassen des Gewanns Reichenbach fließt das gleichnamige Gewässer an der Stöckenmühle vorbei. Die Leute in der Stöckenmühle wohnen in den Augen der alten Wittnauer heute noch „im Loch“. Schon am 21. 1. 1316⁴⁾ ist ein „Cunrat, der Lochmann“ erwähnt. Als Loch wird in unserer Gegend ein Talkessel im Bergland bezeichnet. Der Flurname Loch ist aber immer auch bergbauverdächtig, weil er auf einen of-

fenen Grubenabbau hindeuten könnte²⁾. Daß der Lochmann auf Lache (= Grenzbäume mit eingebrannten Kennzeichen) zurückgehen könnte, ist wenig wahrscheinlich, denn in der gleichen Urkunde ist von einem „Johannes in der Lachen“ die Rede, d. h. die Urkunde unterscheidet zwischen Lache und Loch. Tatsächlich befindet sich nördlich der Stöckenmühle ein ehemaliger Steinbruch, auf den die Bezeichnung „im Loch“ und Lochmann zutreffen könnte. Unweit der Stöckenmühle liegt im Südwesten das Gewann Walke, wahrscheinlich die im Günterstaler Güterbuch für das 14. Jahrhundert erwähnte Bleuelmatte. Unterstellt man Bergbau in diesem Gebiet, so könnten diese Bezeichnungen statt auf Begriffe bei der Fasergewinnung eher auf Stätten verweisen, wo das Erz durch Walzen zerdrückt (Walke) oder zerkleinert (Bleuel) wurde. Bei den Stöckenhöfen, auf dem Gelände Lgb. Nr. 649 der Gemarkung Wittnau, welches Frau Numsen geb. Freiin von Türckheim gehört, soll nach Aussage alter Wittnauer Bürger in früherer Zeit ebenfalls gegraben worden sein. Folgt man etwa 100 m dem südlich des Hauses beginnenden und zunächst in westlicher Richtung verlaufenden dann nach Süden zu drehenden Wiesenweg, so kommt man linkerhand an eine Stelle, wo ein eingefallener Stollen in den Berg getrieben worden sein könnte. Nach was gegraben wurde, konnten die Befragten nicht angeben.

Vorstehende Ausführungen lassen auf Unter- und Übertagebau auf der Schauinslandseite des mittelalterlichen Au schließen. Sie bringen uns jedoch auf der Suche nach dem Stollen des Jahres 1480 nicht weiter. Denn jener Stollen lag am Weg von Au nach Sölden. Die Landesstraße 122 ist aber erst im letzten Jahrhundert gebaut worden. Es dürfte sich auch nicht um den heutigen Feldweg von den Stöckenhöfen nach Biezighofen handeln, der entlang dem Engebächle (dort steht auf Lgb. Nr. 52 mitten in den Wiesen noch ein altes Feldkreuz) führt, weil jener

Feldweg nicht von Au nach Sölden, sondern von den Stöckenhöfen nach Biezighofen geht. Es spricht mehr dafür, den Stollen des Jahres 1480 auf der Schönbergseite von Au zu vermuten. Hierfür können folgende Überlegungen angestellt werden: im Jahre 1580⁵⁾ hatte die Witwe des Clewe Schitter u. a. auch (jedoch ohne Erwähnung eines Stollens) 2¹/₂ Juchart Matten gepachtet, und zwar „inn Ower bann inn der Engy, stost zu einer seyten an Enngibach, vnd andersiit an Ower Heyden, ziicht vber siich hinvvf an des Schitters hohy.“ Engebach, Auer Heiden und der Personennamen Schiter in der Beschreibung von 1580 sowie Engematte, Burg und Schitter in derjenigen des Freiburger Karthäuserklosters von 1480 lassen, wenn man unter Burg die Auer Burg bei den heutigen Burghöfen am Schönberg von Au unterstellt, den Schluß zu, diesen 1480 erwähnten Stollen beim Heiden, auf der Schönbergseite zu lokalisieren.

Ein weiteres Indiz für diese Ansicht sind die zwei einander sehr ähnlichen Karten von Au des Jahres 1773⁶⁾, aufgenommen und in Grund gelegt durch Johann Michael Stein. Darin ist die „Stollen Gaß“ auf der Schönbergseite als Hauptverbindungsweg von Au nach dem Süden eingezeichnet. Diese Stollengäß nahm nach einer in Privatbesitz befindlichen Skizze vom 24. April 1871¹⁵⁾ am südlichen Dorfeingang in Au ihren Anfang und geht heute als Heidenweg über den Heiden nach Wittnau. In Wittnau heißt er heute noch Stollenweg, während im heutigen Au nur noch ein etwa 100 m langes Stück entlang dem Heimbach bis zu seiner Mündung in den Reichenbach beim ehemaligen Rathaus diesen Namen trägt. Die Stollengäß über den Heiden ist früher die nächste Wegverbindung von Au nach Sölden gewesen, und zwar am heutigen Cafe Kreuz in Wittnau vorbei südwärts durch die alte Gasse, wo noch ein Wegkreuz steht. Vom heutigen Heidenweg zweigt nach dem letzten Auer Haus gegen Wittnau zu ein Wiesenweg rechts ab gegen das Gewann Heimbach.



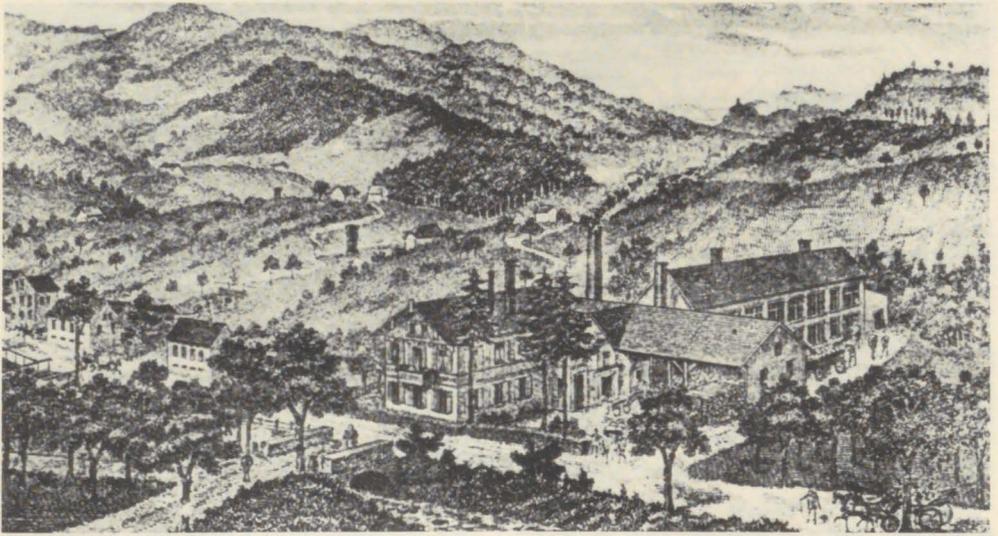
Ausschnitt aus „Die Landschaft von Freiburg im Breisgau 6 Stunden im Umkreis“

(Stadtarchiv Freiburg)

Dort dürfte der wohl erste Stolleneingang sein. Der Weg heißt nämlich heute noch im Volksmund „Gipsweg.“ Die Anfänge eines Bergbaues in Au dürften demnach zum mindesten auf das späte Mittelalter zurückgehen.

Ehe in Folgendem der durch Aktenlage besser greifbare bergmännische Gipsabbau des vergangenen und unseres jetzigen Jahrhun-

derts beschrieben wird, soll der Vollständigkeit halber noch darauf hingewiesen werden, daß am Schönberg auch nach Eisenerz gegraben wurde und daß die Erzlager am Waldrand zwischen Merzhausen und Au offen zu Tage treten. Ihr Abbau, insbesondere in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, ist von Albiez in seinem Artikel „Eisenerz-Bergbau am Schönberg bei Freiburg“⁷⁾ näher dargelegt worden.



Karl Walterspiels Gipswerke zu Au

Beschreibung des Gipswerkes in Au

Die Akten⁸⁾ beim Landesbergamt Baden-Württemberg in Freiburg geben uns näheren Aufschluß über den gewerbsmäßigen Gipsabbau in Au. Danach ist im Bergwerks-Grundbuch Band 1 Heft 5 des Grundbuchamts Freiburg⁹⁾ diese Grubenberechtigung folgendermaßen beschrieben:

„I.

Durch Lehensbrief der Direktion der Salinen etc. in Karlsruhe vom 15. Dezember 1831 ist verliehen:

Die Berechtigung ein Gipswerk auf den Gemarkungen Au und Wittnau zu betreiben. Das Grubenfeld hat eine Länge von 100 Lachter¹⁰⁾ Länge und Breite und fünfzehn Maaßen zu fünfzig L. L. und B. auf fünf Fuß per L. neu Badisch Maaß.

Durch Verfügung der gleichen Behörde vom 27. Januar 1835 wurden zu diesem Gipsgrubenfeld auf den Gemarkungen Au und Wittnau noch weitere 5 Maaßen zum Theil auf Merzhauser Gemarkung liegend als Beilehen zugegeben. Durch Erlaß der Direktion der

Forstdomänen und Bergwerke vom 1. Mai 1838 wurden zu obigem Grubenfeld noch weitere 3 Maaße von der Grenze der Vertiefung an gegen Merzhausen liegend, als Beilehen gegeben.

II.

Durch Erlaß Großh. Domänenverwaltung in Karlsruhe vom 4. Juli 1868 ist als Erblehen verliehen:

Die Berechtigung zur Betreibung einer durch Kauf erworbenen Hälfte des Gipsgrubenfelds auf den Gemarkungen Au, Wittnau und Merzhausen, im Ganzen bestehend aus einer Fundgrube von Einhundert Lachter Länge und Breite und von dreiundzwanzig Maaßen zu fünfzig Lachter Länge und Breite, das Lachter zu fünf badischen Fuß gerechnet.

Durch Verfügung der gleichen Behörde vom 30. Juli 1873 Nr. 10570 wurde die Genehmigung zum Betrieb der ganzen Gipsgrube erteilt. Durch Erlaß Großh. Domänenverwaltung in Karlsruhe vom 2. November 1877 Nr. 15652 wurde die im vorstehenden Lehensbrief erteilte Berechtigung zur Gewinnung

von Gips auch auf die Gewinnung und Verwerthung der in das Grubenfeld einbrechenden Steinkohlen ausgedehnt.

Durch Erlaß der gleichen Behörde vom 28. Oktober 1883 Nr. 17226 wurde die Berechtigung bestätigt.

III.

Durch Verfügung der gleichen Behörde vom 24. April 1886 Nr. 7106 wird obiges Grubenlehen bestätigt.“

Das oben beschriebene Bergwerkseigentum betrifft nur das durch den badischen Staat verliehene Recht, im genannten Gebiet Gips bzw. (interessanter Weise auch) Steinkohlen im Untertagebau abzubauen. Die Grundstückseigentümer mußten dies dulden und die benötigten Grundstücke, z. B. Zugang zum Stollenmund und Errichtung von Wetterschächten (das sind Schächte für die Luftzufuhr), abtreten.

Wegen des erwarteten Kohlevorkommens schrieb die Großherzog. Bad. Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg im „Betreff der Verhandlungen des am 19. Mai (1835) in der Gemeinde Au abgehaltenen Ruggerichts“ an das Landamt Freiburg^{10a)}:

„Man muß dem Landamt sehr empfehlen, darauf zu wirken, daß die Spuren von Gipslager und Steinkohlen sorgfältig verfolgt werden, vorzüglich in letzterer Beziehung wäre die Suche sehr wichtig, und sollte man daher wirklich so glücklich sein, ein bauwürdiges Steinkohlenlager aufzufinden, so erwartet man die ungesäumte Anzeige.“

Im Ruggerichtsbeschluß vom Jahr 1839^{10a)} ist unter Ziff. 5 nochmals angeordnet:

„Wegen der noch immer möglichen Gewinnung von Steinkohlen hat sich der Bürgermeister mit dem Obersteiger u. den Unternehmern der Gipslager in Berathung u. ins Vernehmen zu setzen, u. die ferneren Spuren gleich zur Anzeige zu bringen.“

Dann schweigen die örtlichen Akten über etwaige Steinkohlenlager. Es muß daher unterstellt werden, daß die Suche nach abbauwürdigen Stellen erfolglos geblieben ist.

Was neben dem Bergwerkseigentum im Jahre 1886 zum Gipswerk Au gehörte ergibt sich aus dem Vertrag vom 14. März 1886 Nr. 102¹¹⁾. Damals kaufte Fabrikant Karl Walterspiel von dem Freiburger Bankier Josef Alexander Krebs

- „1. das in der Gemarkung Au bei Freiburg gelegene Gipswerk, bestehend aus einem zweistöckigen Wohnhaus und Fabrikgebäude mit ca 72 ar Wiese, Acker und Gartenfeld beim Haus neben der Straße und dem alten Berg nebst einer Gipsstampfe oben im Dorf neben Josef Brunner und Anton Wunderle und einem Grubenfeld mit Gypsgrube im sogenannten Heimbach samt der Gips-hütte und ein Stückchen Feld dabei neben Martin Sumser und Andreas Frei
2. in derselben Gemarkung 50 Meter Ackerfeld auf der Sauermatte neben Martin Kuner und Josef Birgenmeyer
3. 54 Meter Wiesen neben sich selbst
4. Ein Wasserrecht im Dorf Au neben Martin Kaisch und Gemeindegut
5. Ein ar 76 Meter Ackerfeld auf der Sauermatte neben Bach und Straße, alles ohne Gewähr für das angegebene Gütermaß. Sämtliches eingetragen auf den Namen des Verkäufers im Grundbuch Bd. IV Seite 172 Nr. 79
6. Die zum Betrieb vorhandenen Fahrnis-einrichtungen, Wagen etc. um die Summe von 30.000 M.“

Die Erben des Karl Walterspiel veräußerten mit Kaufvertrag des Großh. Notariats IV Freiburg vom 4. 1. 1902¹²⁾ die weiter unten aufgeführten Grundstücke und Fahrnisse an den Betriebsnachfolger, die Eheleute Nold. Dieser Kaufvertrag ist deswegen so bedeutsam, weil er die Grundstücke mit Lagerbuchnummern bezeichnet und man daher auch heute noch ihre seinerzeitige Lage, wenn gleich z. T. heute durch Grundstücksteilung und -verbindung verändert, besser lokalisieren kann als die weiter oben zitierte Beschreibung vom Jahre 1886:

„Ziff. 1 Lgb. Nr. 46

67 ar 31qm	Hofraite mit Fabrikationsplatz a
2 " 94 "	Hausgarten b
3 " 62 "	Wiese c
5 " 18 "	Wiese d
6 " 64 "	Hofraite e
9 " 28 "	Gartenland f
2 " 46 "	Ackerland

97 ar 43 qm zusammen

Plan Nr. 2

Auf der Hofraite a stehen:

ein zweistöckiges Wohnhaus mit Balkenkeller Haus Nr. 1, angebauter Werkstätte, Holzschopf, Stall, Gypsmühle, Wagenschopf, drei weitere Schöpfe, Lager & Steinschopf, Trockenschöpfe.

Auf der Hofraite e stehen:

zwei einstöckige Wohnhäuser (Doppelhäuser) mit Balkenkeller und Dachwohnungen, nämlich Haus Nr. 1 b und Nr. 1 c.

Von diesen Wohnhäusern ist von dem einstöckigen Doppelhaus Nr. 1 b nur die nördliche Hälfte, das Doppelhaus Nr. 1 c, ganz in diesen Kauf miteinbegriffen, so daß also die südliche Hälfte des Doppelhauses Nr. 1 b aus diesem Kaufvertrag ausgeschlossen ist und nicht in das Eigentum des J. Nold übergeht. Es. Nr. 1 Kreisstraße und Lgb. Nr. 47 Jos. Birkenmaier Wwe as. Nr. 45 und Nr. 49 as. sodann Lgb. Nr. 1 as. Nr. 2 und Lgb. Nr. 46 a.

Ziff. 2 Lgb. Nr. 39 a

2 ar 93 qm Hofraite Plan 2

Hierauf steht eine Gypshütte es. Lgb. Nr. 38 as. Lgb. Nr. 39.

Ziff. 3 Lgb. Nr. 118 a

2 qm Hofraite

Hierauf steht ein Luftschaft. Von Lgb. Nr. 118 Kolumban Birkenmayer eingeschlossen.

Ziff. 4 Lgb. Nr. 160 e

1 qm Hofraite, Luftschaft. Von Lgb. Nr. 160 b Kolumban Birkenmayer eingeschlossen.

Ziff. 5 Lgb. Nr. 172

13 ar 64 qm Wiese,

12 " 64 " Weg

26 ar 28 qm Plan 4 Grundstück Nr. 172

geht von Lgb. No. 21 Stollenweg, bis Grundstück No. 169 Josef Michael Lorenz, Ehefrau Pauline geb. Sumser.

Gleichzeitig mit diesen oben verzeichneten Grundstücken verkaufen die Karl Walterspiel Erben an eben denselben J. Nold sämtliche auf oben genannten Anwesen vorhandenen Warenvorräte, Betriebsanlagen und das gesamte lebende & tote Inventar.“

Durch notariellen Kaufvertrag vom 13. 1. 1902¹³) gehen die Grundstücke Lgb. Nr. 25 mit 1 ar 54 qm Hofraite (Hierauf steht eine Gipshütte) und Lgb. Nr. 31 mit 36 qm Wasserleitung an Sägewerksbesitzer Aloys Peter in Au und die südliche Hälfte des südlich stehenden Wohnhauses von den beiden auf der Hofraite e des Grundstücks Lgb. Nr. 46 stehenden einstöckigen Doppelwohnhäusern nebst zu vermessender Hofraite an die Eheleute Andreas Uhl, beide in Au.

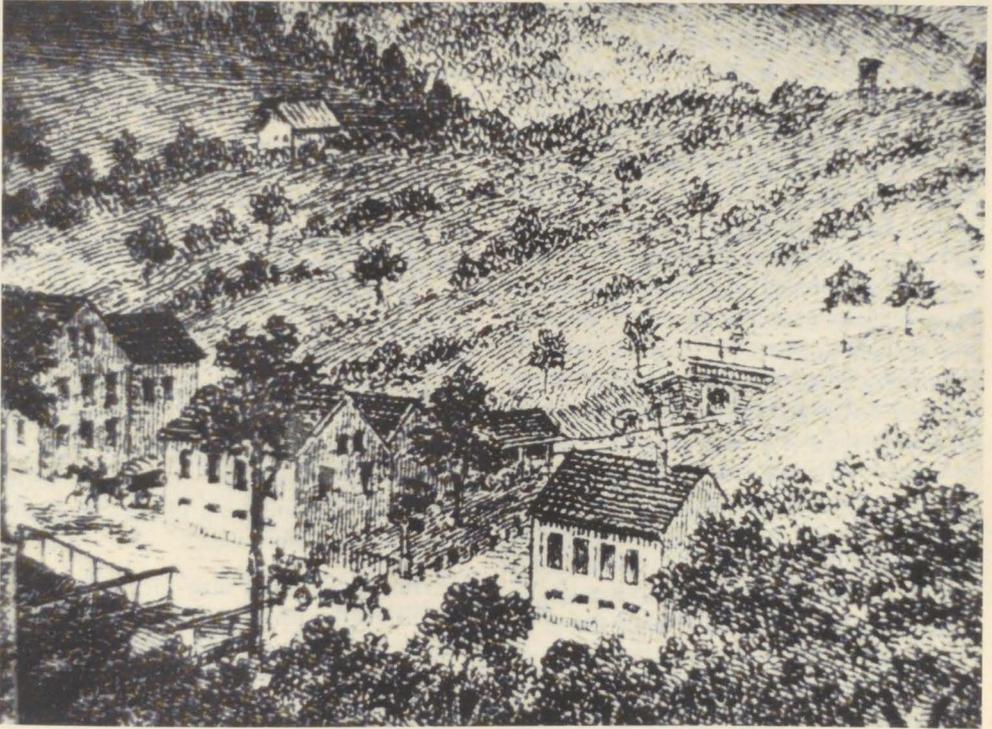
Schreiben der Carl Walterspiel's Gypswerke zu Au, z. B. vom 4. 9. 1899, sind mit einem Briefkopf versehen. Hierauf sind in einer nicht ganz der Wirklichkeit entsprechenden Landschaft deutlich der oberirdische Verarbeitungsbetrieb am nördlichen Dorfausgang, zwei Wetterschächte, das gemauerte Stollenmundloch sowie ein Wasserrad, das alte Rathaus von Au sowie das Büro in der Günterstalstraße 37 in Freiburg erkennbar. Weiter glaubt man, darinnen entlang der Straße zu ersehen:

die heutigen Anwesen

Dorfstraße 46 (Wohnhaus Menner),

Dorfstraße 50 (heute Wohnhaus Brunner Gerhard, früher Stallgebäude) und Dorfstraße 52 (heute Wohnhaus mit Lädle Brunner Pauline).

Das Anwesen in der hinteren Reihe könnte entweder die heutige Wäscherei Scherer (Dorfstraße 48) oder das Haus Anna Steiert (Heidenweg 2) sein.



Einige Häuser von Au um 1900 mit Stollenmundloch und (rechts oben) Luftschacht

Der Briefkopf ist damit zu einem wichtigen Zeugnis der Geschichte von Au des ausgehenden letzten Jahrhunderts geworden. Aus diesem Grunde sind diese Abhandlungen mit Ausschnitten daraus illustriert.

Betreiber des Gipswerkes und verantwortliche Betriebsführer

Nach dem Fahrbericht (das ist ein Bericht über das Befahren = Begehen der Grube) des Großherzoglichen Bergmeisters in Karlsruhe vom 5. 10. 1893 Nr. 2121¹⁴⁾ wurden die Gipslagerstätten der Keuperformation (also der jüngsten Formation der Triaszeit, vor etwa 180 Mio Jahren entstanden) auf den Gemarkungen Au, Wittnau und Merzhausen schon Anfang des 19. Jahrhunderts „mehrfach erschürft, bis am 15. Dezember 1831

dem Obersteiger Herpel in Oberschaffhausen ein wirkliches Lehensrecht erteilt wurde.“ Das damals verliehene Feld umfaßte eine sog. Fundgrube nebst 15 Maaßen, welches durch die Beilehen vom Jahre 1835 und 1838 um 8 Maaße noch erweitert wurde. Seit dieser Zeit (bis zu der am 8. 3. 1886 erfolgten Übertragung des Lehensrechts an den Fabrikanten Karl Walterspiel in Freiburg) „ist das Grubenlehen nicht weniger als fünfmal in andere Hände übergegangen.“

Wer alles zwischen Obersteiger Herpel und Karl Walterspiel das Gipswerk in Au betrieben hat, konnte noch nicht vollständig festgestellt werden. Jedenfalls gehörte im Jahr 1849 das Gipswerk einer „Gips-Gesellschaft.“ Dies geht aus einer Vereinbarung vom 30. März 1849¹⁵⁾ zwischen Anton Schweizer und Severin Billian, beide von Au,

hervor. Hierbei wird es sich um die Freiburger Gebr. Kuenzer gehandelt haben. Laut einer Klageschrift vom 25. 9. 1867¹⁵⁾ besaßen im Jahre 1867 die Freiburger Kaufleute G. C. Minderlin und Joseph Zivi die Auer Gipsgrube. Dem Schreiben des Großherzoglichen Bezirksamts Freiburg vom 3. August 1870¹⁶⁾ an den Gemeinderat Au ist zu entnehmen, daß dem Kaufmann Minderlin (also nunmehr Alleinbetreiber) die Genehmigung zur Errichtung einer Gipsmühle bei Au erteilt wurde. Später, etwa 1871—1882, muß der Betrieb der Gipsgrube Ferdinand Weber verliehen worden sein. Jedenfalls ergibt sich aus dem Gemeindearchiv von Au, daß das Gr. Bezirksamt Freiburg am 8. November 1871 Nr. 33 382¹⁶⁾ unter dem Betreff „Die Gewinnung der in der Gipsgrube des Ferdinand Weber in Au vorkommenden Steinkohlen“ dem Bürgermeisteramt den betreffenden Lehenbrief übersandte, „um solchen gegen anher vorzulegende Bescheinigung dem H. Ferdinand Weber zuzustellen.“ Das Schreiben der Domänendirection Karlsruhe vom 16. Mai 1882 Nr. 9848¹⁶⁾ an das Bürgermeisteramt Au macht deutlich, daß zum genannten Zeitpunkt (1882) F. Weber bereits verstorben war, weshalb angefragt wurde, „in wessen Eigenthum die Gypsgrube des F. Weber übergegangen ist.“

Der stärkste Gipsabbau dürfte in die Zeit des Fabrikanten Walterspiel gefallen sein (1886 bis 1901). Nach dessen Tod wurde am 9. August 1902⁹⁾ das Bergwerkseigentum an die landesrechtliche Gütergemeinschaft zwischen Nold Johannes, Fabrikant in Au, und dessen Ehefrau Viktoria geb. Hafner aufgelassen und am 10. 9. 1902 im Bergbaugrundbuch eingetragen. Am 24. 6. 1903 wurde nach vorausgegangener Auflassung vom 20. 3. 1903 Johann Nold Alleineigentümer. Nachfolger wird Otto Saaler, ein Ingenieur aus Freiburg, Friedrichstraße 16. Das Bergwerkseigentum wurde auf ihn am 19. 8. 1919 aufgelassen und am 3. 9. 1919 im Grundbuch eingetragen. Infolge Aufhebung des Bergwerkseigentums wurde das Bergbaugrund-

buch am 21. 8. 1928 geschlossen. Der Aufhebungsbeschluß des Ministeriums der Finanzen — Abt. f. Salinen und Bergbau —, Karlsruhe, vom 4. 7. 1928 Nr. 18 340¹⁴⁾ hat folgenden Wortlaut:

„Nachdem der freiwillige Verzicht des Herrn Ingenieurs Otto Saaler in Freiburg auf das in den Gemarkungen Au und Wittnau verliehene Gipsbergwerk dem Grundbuchamt II in Freiburg mitgeteilt, auch in der Freiburger Tagespost, dem Oberrheinischen Beobachter, Freiburg, der Volkswacht Freiburg, der Breisgauer Zeitung in Freiburg, der Freiburger Zeitung und der Breisacher Zeitung veröffentlicht worden ist, wird das Bergwerkseigentum an dem bezeichneten Bergwerk aufgrund des § 141 des Berggesetzes hierdurch aufgehoben.“

Severin Billian kann man nicht als verantwortlichen Betriebsführer bezeichnen. Jedenfalls geht aus einer Vereinbarung vom 30. März 1849¹⁵⁾ hervor, daß er damals den Akkord hatte, „zum Gips in die Gipsstampfe zu liefern.“

Dann hören wir aus einem Beurteilungsschreiben des Civil-Ingenieurs Karl Müller, Freiburg, vom 10. 2. 1891¹⁴⁾ an Fabrikant Walterspiel zur Vorlage beim Großherzoglichen Bergmeister auf dessen Anforderung vom 21. 1. 1891 Nr. 69:

„Antwortlich Ihrer gefälligen Anfrage bestätige ich Ihnen gerne, daß ich den Bergmann Johann Ruf für vollkommen befähigt und tauglich halte zur verantwortlichen Führung der Aufsicht und des Betriebs Ihres Gipswerkes in Au. Ich bin seit mehreren Jahren in der Lage gewesen, die Tätigkeiten und Kenntnisse des genannten zu beurteilen und spricht auch dessen frühere Beschäftigung dafür.

Von 1868 bis 1876 war er in den königlichen Erzgruben in Wasseralfingen beschäftigt, im gleichen Jahr arbeitete er in der Diersburger Kohlengrube, von Dezember 1876 bis Mitte Mai 1877 in dem Gypswerk Maulburg und von da an ununterbrochen in dem Gypswerk in Au.

Die Art und Weise, wie er in der oberen Gypsgrube die Pfeiler disponiert hat, zeigt von entschiedenem Verständnisse des Baues des Berges.“

Am 13. 10. 1897¹⁴⁾ schrieben die Carl Walterspiel's Gypswerke zu Au an den Gr. Bergmeister in Dürnheim:

„Im Jahre 1891 wurde als Sachverständiger des Bergwerksbetriebs ein Bergmann mit Namens Ruf aufgestellt. Da nun der betr. Ruf nicht mehr im Bergwerk selbst beschäftigt wird, so habe ich an dessen Stelle einen praktisch erfahrenen Bergmann mit Namen Marktetti gestellt. Dieser Mann war sowohl an der Saar u. der Ruhr in dortigen Kohlebergwerken als Bergmann beschäftigt u. ist ein nüchterner und braver Mann.“

Im Betriebsplan für das Jahr 1901¹⁴⁾ — der Bergwerksbesitzer mußte vor Beginn eines jeden Jahres einen sog. Betriebsplan der Bergbaubehörde vorlegen — ist ausgeführt:

„Die Aufsicht und verantwortliche Betriebsführung unter Tage führt der Vorarbeiter und Gedingträger Emanuel Marktetti, wohnhaft in Au bei Merzhausen, die Aufsicht über Tage der Aufseher Johannes Nold, wohnhaft auf der Gipsmühle in Au.“

Marktetti war auch noch unter Johannes Nold als Betriebsinhaber der maßgebliche Betriebsführer, bis er 1909 von Paul Wangler abgelöst wurde. Hierüber Nold am 29. 3. 1909¹⁴⁾ an den Bergmeister:

„Auf ihr werthes Schreiben wegen einem Vorarbeiter im Bergwerk kann ich den Bergmann Paul Wangler, der ist bereits 30 Jahre im Bergwerk beschäftigt, vorschlagen; der Marktetti ist schon zwei Monate krank, wenn er wieder arbeiten kann, werde ich ihn wieder einstellen.“

Wangler dürfte wohl der letzte Betriebsführer im Bergwerk gewesen sein. Jedenfalls geben die Akten keinen weiteren Aufschluß. Saaler schrieb nämlich 1919 an den Bergmeister:

„Die bestehende Gipsgrube werde ich niemals berühren, weil ich nur Tagbau betreiben will.“

Einzelheiten über das Auer Gipswerk

Dem Fahrbericht des Großherzoglichen Bergmeisters aus Karlsruhe vom 5. 10. 1893 (Nr. 2121¹⁴⁾) ist auszugsweise zu entnehmen:

„Am 8 März 1886 wurde das Lehensrecht an den jetzigen Besitzer Karl Walterspiel in Freiburg übertragen, wonach dasselbe einen Flächenraum von 151 875 qm umfaßt und sich in einer durchschnittlichen Breite von 75 m vom Dorfe Wittnau nach NNO über Au in einer Länge von ca. 1³/₄ km ziemlich bis nach Merzhausen erstreckt.

Der Abbau würdiger Gipslager ist durch einen ca 400 m lagen Stollen erschlossen, welcher teils in festem Gestein, teils in Gewölbemauerung aus Ziegelstein u. an wenigen Stellen in hölzerner Thürstockzimmerung steht. Die Abbaustrecken, davon nur zwei vorhanden sind, eine Richtstrecke und eine dazu rechtwinklig-querschlägige Seitenstrecke, besitzen eine durchschnittliche Höhe von 4—5 m und eine Breite von 5 m, welche Dimensionen als dem Gipsdruck und der Mächtigkeit des Gipslagers entsprechend für richtig gewählt anzusehen sind. Nach Aussagen der Arbeiter ist die Decke fest, und die sich selten ablösenden Wände werden vor dem Niederfallen rechtzeitig hereingetrieben, da alle 14 Tage ein Abklopfen der Decke stattfindet.

Die Gipsgewinnung erfolgt mittelst Sprengarbeit, und wird das Ersetzen und Wegthun der Bohrlöcher mit Schwarzpulver und Zündschnüren besorgt. Die zur Zeit darin beschäftigten zwei Bergleute arbeiten im Akkord und werden alle 14 Tage nach der Menge ihrer zu Klaftern aufgesetzten Gipssteine ausgelohnt. Die Wetterversorgung durch Schacht und Stollen ist eine natürliche und hinreichend gute. Zur Förderung der Massen dienen hölzerne vierrädrige Hunde, die auf Schienen bis zum Arbeitspunkte gestoßen werden können . . . “

Unterm 14. 2. 1891¹⁴⁾ teilte der Gr. Bergmeister, Karlsruhe, der Gr. Domänendirection in Karlsruhe mit, „daß nach den statistischen Aufzeichnungen bei dem in Frage kommenden Gipsgrubenbetrieb im Jahre 1889 6 Arbeiter, im Jahre 1890 4 Arbeiter beschäftigt waren.“

Im Zusammenhang mit dem Erlaß einer von der Bergbehörde verlangten Arbeitszeitordnung legte Walterspiel in seinem Betriebsplan für das Jahr 1901¹⁴⁾ dar:

Die gesamte Belegschaft beträgt zur Zeit der Aufstellung dieses Betriebsplans 11 Arbeiter und 1 Aufseher über Tage. Von diesen Arbeitern sind 6 unter Tage bei der Aus- und Vorrichtung sowie bei dem Abbau und der Förderung und 5 Arbeiter über Tage in der Gipsmühle beschäftigt.“

Am 7. 6. 1910 Nr. 418¹⁴⁾ schrieb der Gr. Bergmeister in Karlsruhe an die Gr. Forst- und Domänendirektion ebenda:

„Bei der Förderung des Gipses bis zum Stollenmundloch wurden außer den 3 Söhnen Nolds zeitweise 3—4 Arbeiter beschäftigt. Die Abfuhr bis zu der ca 8 Min. entfernten Brennerei geschieht per Achse. Die Arbeitszeit in der Grube währt von Morgens 6 bis Nachmittags 5 Uhr. Pausen finden von 1/2 9—1/2 10 u. von 12—12 1/2 Uhr statt.“

Im Betriebsplan für das Jahr 1901 vom 28. 1. 1901¹⁴⁾ ist unter „Abbau der Lagerstätte“ folgendes festgehalten:

„Das Stollenort der Gipsgrube hat bis zur Lagerstätte eine Länge von 400 mtr. Die ersten 235 mtr. sind in h 7.4.0,¹⁷⁾ die letzten 165 m in einem Bogen in h 6.2.0 getrieben worden. Die im verflossenen Jahr vorgenommenen Ausrichtungsarbeiten, welche den Zweck hatten, die Gipslagerstätten weiter aufzuschließen, haben die nachstehenden Resultate geliefert:

Da der Gipsstein in der südwestlichen Fortsetzung unedel war, so wurde die nordwest-

liche Fortsetzung noch weiter untersucht. Da sich aber hier eine Störung und Verwerfung in der Lagerstätte zeigte, so mußte einstweilen von dieser Untersuchung und Aufschlußarbeit Abstand genommen werden. Die Gipsmühle hätte sonst nicht mit Fördergut beschickt werden können. Man war daher genötigt, die Aus- und Vorrichtung in südwestlicher Richtung fortzusetzen.

Der Gipsstein wurde nun auch bei dem weiteren Auffahren am Hangenden und Liegenden besser, die zwischenliegende Partie mußte zum Versatz der Abbauräume verwendet werden. Die südwestliche Strecke wurde nun in dem verflossenen Jahre 34 m weiter vorgetrieben und der Abbau folgte der Aus- und Vorrichtung auf dem Fuße und ist der Abbau daher auch soweit vorgetrieben, als die Aus- und Vorrichtung.

Die Lagerstätte hat ein westliches Einfallen von 45°.

Wie vorhin erwähnt, ist der Abbau Hand in Hand mit der Aus- und Vorrichtung getrieben worden.

Das Gesamtabbauquantum beträgt:

Südlich		
44.00 × 10.00 × 5.00	=	2.200 cbmtr
Nördlich		
25.00 × 10.00 × 4.00	=	1.000 cbmtr
	Sa	3.200 cbmtr

roher Stein, davon

2.730 cbm Fördergut.

An Verkaufsprodukten wurden gewonnen

1.325 Tonnen Baugips

1.340 Tonnen Düngergips.

Aus dem fertiggestellten Gips wurden aus 1/10 der Produktion auf dem Werk Gipsdielen, Patentdecken und Gipssteine hergestellt.“

Dem gleichen Betriebsplan können noch folgende Einzelheiten entnommen werden:

„4. Fahrung

Die Mannschaften fahren ohne irgend welche maschinelle Vorrichtung.

Zur Fahrung dient der Stollen.

5. Grubenausbau

Der Grubenausbau ist im Stollen mit Backsteinwölbung ausgeführt, in der Lagerstätte ist kein Ausbau erforderlich.

6. Wasserhaltung

Die Grubenbaue werden durch die Wasserlosung frei von Wasser erhalten.

7. Wetterführung

Die Grubenräume werden durch die natürliche Wetterführung durch den Luftschacht und durch den unteren und oberen Stollen mit frischem Wetter versorgt.

8. Tagesanlagen

An Gebäuden sind vorhanden:

1 Beamtenwohnung

2 Arbeiterwohnungen für 8 Familien

1 Gipsmühle mit verschiedenen Vorratschuppen.

Die Gipsmühle ist ausgerüstet mit:

1 30 pferdigen Lokomobile

1 Steinbrecher

1 Pochwerk

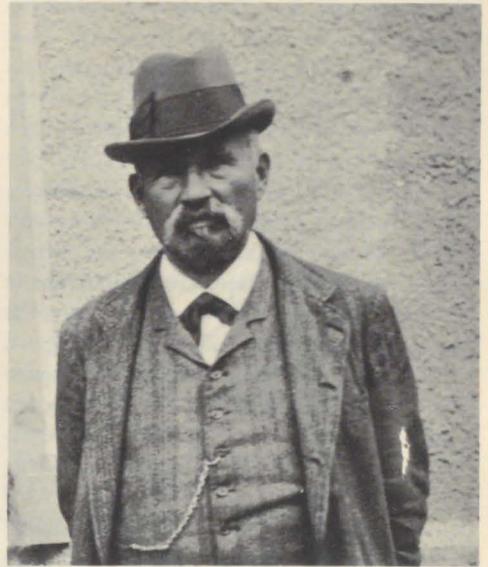
1 Walzwerk

2 Öfen zum Gipsbrennen.

Auf Anfrage des Gemeinderats der Grossh. Badischen Kreisstadt Waldshut vom 27. Oktober 1892 Nr. 40 46¹⁶) teilte das Bürgermeisteramt Au dem „Verehrlichen Stadtrat in Waldshut“ mit,

„daß das Gipswerk der Gemarkung Au, welches dem Herrn Fabrikant u. Stadtrat Walterspiel in Freiburg gehört, unterirdisch betrieben wird, die Steine sind von guter Qualität und wird aus denselben Acker- und Baugips gemacht, der Ackergips wird rein gestampft oder gemahlen u. der neue Sester zu 25 Pf, oder der Zentner zu 50 Pf an die Landwirte in hiesiger Umgegend, auch abwärts bis gegen Offenburg auf der Eisenbahn versandt.

Der Baugips, welcher zweimal gebrannt sehr fein gemahlen wird, wird meistens nach Freiburg u. in die umliegenden Städte und Dörfer, wo gebaut wird, verkauft.“



Unternehmer Johannes Nold

Niedergang des Gipsbergwerkes

Schon am 16. 1. 1899¹⁴) schrieb Walterspiel an den Großherzogl. Bergmeister in Dürreheim:

„... Es ist wirklich schwierig, für ein so kleines Geschäft, wie mein Gipswerk ist, alle die Auflagen zu erfüllen, die einem gemacht werden. Zuerst muß den verschiedenen Vorschriften der Bergbehörde entsprochen werden, dann kommt die Steinbruchberufsgenossenschaft mit ihren vielen Vorschriften, endlich will die Fabrikinspektion im Gipswerk kein Stäubchen aufkommen lassen u. so geht es fort, daß einem manchmal der Gedanke nahe kommt, den Geschäftsbetrieb gänzlich einzustellen...“

Auch wenn behördliche Auflagen den Betrieb erschweren konnten, so dürfte dies kein Grund für den Niedergang des Gipsbergwerkes gewesen sein. Schwerer wiegt die Tatsache, daß der rührige Unternehmer Walterspiel am 7. 9. 1901 verstorben ist. Seine Erben veräußerten durch Kaufvertrag vom 4. 1.

1902¹²⁾ die mit dem Betrieb zusammenhängenden Grundstücke und Fahrnisse zum Preis von 46.000 M an ihren langjährigen Verwalter Johannes Nold in Au und dessen Ehefrau Viktoria. Vom Kaufpreis waren 10.000 M sofort in bar zu entrichten. Der Rest mit 36.000 M war gegen hypothekarische Sicherheit halbjährlich mit 4% zu verzinsen. Damit belastet wurden die weiter oben unter „Beschreibung des Gipswerkes in Au“ näher beschriebenen Grundstücke sowie das auf Gemarkung St. Georgen gelegene, den Eheleuten Nold gemeinsam gehörende Grundstück Lgb. Nr. 5190, Plan Nr. 26, mit 17 ar 54 qm Ackerland an der Merzhäuserstraße neben Jakob Hiß und Josef Koch, Ziegler in Merzhäusen. Am 8. August 1907 betrug die Restschuld aus dem oben genannten Erwerb immer noch 26.000 M, wobei die auf diesen Betrag verringerte Hypothek folgenden Erben zustand:

- a) der Erbin Eugenia geb. Walterspiel, Ehefrau des Professors Hugo Frank in Lörrach 16.000 M
- b) der Erbin Anna Walterspiel, ledig in Freiburg 10.000 M.

Hieraus wird deutlich, daß die Kapitaldecke des neuen Betreibers sehr gering war und daß er von Anfang an mit Schulden arbeiten mußte.

Kurz nach der Übernahme der Gipswerke traf Nold ein schwerer Schlag: das am 4. 9. 1902 erfolgte Ableben seiner Ehefrau Viktoria geb. Hafner, mit der er am 30. Mai 1868¹⁸⁾ zu Grafenhausen die Ehe geschlossen hatte. Im notariellen Erbauseinandersetzungsvertrag vom 20. 2. 1903¹⁸⁾ verpflichtete er sich u. a. zur Zahlung von mit 4% verzinslichen Gleichstellungsgeldern an seine acht Kinder, von denen zwei noch minderjährig waren, und übernahm dagegen die Fahrnisse, Forderungen und Grundstücke nebst Schulden.

Mit Schreiben vom 17. 6. 1907 Nr. 359¹⁴⁾ berichtete der Gr. Bergmeister, Karlsruhe, der Gr. Forst- und Domänendirektion Karlsruhe:

„Nachstehend gebe ich eine Produktionsübersicht der Nold'schen Gipsgrube aus den Jahren 1903—1906:

Förderung 1903 :	10.000 t
1904 :	2.780 t
1905 :	2.780 t
1906 :	1.800 t“

Nach einem Bericht vom 20. 10. 1911¹⁴⁾ betrug die Förderung in 1910 nur noch 280 t. Dieser Produktionsrückgang dürfte zwei Gründe haben. Einmal fehlten Nold die Mittel für eine Neuanlage, andererseits scheinen die Gipsvorräte im bisherigen Niveau zu Ende gegangen zu sein, was aus dem Bericht des Gr. Bergmeisters, Karlsruhe, vom 25. 7. 1906 Nr. 306¹⁴⁾ an die Gr. Forst- und Domänendirektion Karlsruhe näher hervorgeht:

„Der im Niveau des Förderstollens und oberhalb desselben gewinnbare Gips scheint als erschöpft gelten zu müssen. Der Abbau bewegt sich jetzt nach Westen auf einer einfallenden Strecke, die bei einer Länge von 40 m vor Ort bereits 9 m unterhalb des Stollens liegt. Die Handhaspelförderung beansprucht, zumal das Einfallen nicht regelmäßig ist, erheblichen Kräfteaufwand, und es ist schwer abzusehen, wie es möglich sein wird, den Betrieb ohne Anlage eines neuen Stollens für längere Zeit aufrecht zu erhalten. Diese Neuanlage wird jedoch vom Grubenbesitzer nicht beabsichtigt, und daß sein Geschäft überhaupt unrentabel ist, wird die unrationell angelegte und geführte Grube in nicht allzuferner Zeit wohl ihr Betriebsende erreichen.“

Was Nold wohl verunsicherte und finanziell bedrängte, war auch der erstmals 1904 aktenkundig gewordene Einbruch über alten Abbauen, (die sich später fortsetzten) und eine hieraus resultierende Klage des Gastwirts Josef Schinzing in Au (damals Letthof, jetzt Gasthaus „Adlerburg“) wegen Eigentumsstörung und Schadenersatz, die Nold offenbar verlor, und deren Folge. Infolge dieses Tagbruches, die Nold am 7. 11. 1904

dem Gr. Bergmeister in Karlsruhe meldete, stellte dieser in seinem Untersuchungsprotokoll vom 9. 12. 1904 Nr. 588¹⁴⁾ u. a. fest:

„In den Grubenbauen des Gipswerkes bei Au kann man drei Theile unterscheiden, alte längst verlassen Baue in einem etwas höheren Niveau . . ., andere ältere, aber noch in die Zeit des jetzigen Eigentümers fallende gleichfalls verlassen und nicht mehr fahrbare Baue in einem etwas tieferen Niveau . . . und die an den Stollen sich anschließende, mit einem Tunnel verglichene Hauptabbau- und Förderstrecke. Diese Strecke hat eine Höhe von 4,5 m ohne Berücksichtigung des Abraumes, dessen durchschnittliche Höhe die Wasser- und Straßenbau-Inspektion auf 4 m schätzt, die aber auch weniger oder mehr betragen könnte und, wenn dies möglich wäre, auch das Zehnfache betragen dürfte, ohne daß bergpolizeiliche Bedenken zu erheben wäre . . .

Die Streckenbreite beträgt nicht durchschnittlich 10 m, sondern 6 m, 7 m, 8 m, im Abbauort bis 6 1/2 m, auch 10 m, was übrigens bei einer Höhe von 4 1/2 m nach meiner Auffassung nicht bedenklich ist. Die Breite von 10 m wird überschritten bei d. wo offenbar Untersuchungen in der Richtung nach Osten beabsichtigt waren, und bei a. An diesem Punkte gab die Breite von 15 m, verbunden mit einer beträchtlichen Höhe, mutmaßlich zu der Katastrophe den Anlaß, ohne daß jedoch auch hieraus — abgesehen von seiner zivilrechtlichen Verantwortlichkeit — dem Bergwerksbetreiber ein Vorwurf erwachsen könnte.“

Mit Schreiben vom 26. 10. 1906 Nr. 392¹⁴⁾ verfügte Gr. Bergmeister, Karlsruhe an den Grubenbesitzer Joh. Nold,

„daß zum Schutze des Letthofs und der zu diesem gehörenden Gebäulichkeiten ein Sicherheitsfeiler von 45 m Höhe stehen zu bleiben hat, d. h. daß sich die unterirdischen Grubenbaue des Herrn Gipsgrubenbesitzers Joh. Nold an keinem Punkte den Gebäuden

des Letthofs auf mehr als 45 m nähern dürften . . .“

Im Nachrichtschreiben an die Gr. Forst- und Domänendirektion in Karlsruhe wird ergänzend bemerkt:

„Diese Verfügung hat nur vorbeugenden Charakter, da zur Zeit eine Gefahr für den Letthof nicht vorliegt. Auch ist nicht gerade anzunehmen, daß die Grubenbaue ohne diese Verfügung dem Letthof weiter genähert werden würden, da die Grenze zwischen Keupergips und Liaskalk, auf dem der Letthof steht, bald erreicht sein wird.“

Nach den Feststellungen des Geometers Eugen Siebold, Freiburg, vom 8. 9. 1908 war der Betriebsstollen damals

307,40 m über Normalnull

Die Höhe des Letthofes lag bei

367,189 m über Normalnull

mithin Höhenunterschied

59,781 m über Normalnull

Am 31. 7. 1908¹⁴⁾ zeigte Nold dem Bergmeister an, daß er „mit dem heutigen den Betrieb im Bergwerk eingestellt“ habe. Daraufhin verlangte Gr. Bezirksmeister, Karlsruhe, von dem Gr. Bez. Amt Freiburg:

„Es ist nun noch notwendig, dem Johann Nold zu eröffnen, daß er von dem in der Grube vermauerten Holz nichts entfernen dürfe und den Förderstollen so sicher zu verschließen habe, daß ein unbefugtes Eindringen ohne Anwendung von Gewalt nicht möglich ist . . .“

Jedoch wurde im Frühjahr 1909¹⁴⁾ wieder mit dem Abbau begonnen, und zwar wurde Bergschutt für Düngergips abgefahren. Seit Januar 1912 ruhte der Betrieb ganz¹⁴⁾.

Auf Antrag der Steinbruchsberggenossenschaft in Charlottenburg gegen Johann Nold wegen eines Anspruchs von 108 M 15 Pf wurde vom Großh. Amtsgericht Freiburg am

17. 10. 1912¹⁴) Antrag auf Zwangsversteigerung der in Au und St. Georgen gelegenen Grundstücke des Vollstreckungsschuldners gestellt. Dieser Antrag endigte damit, daß das Grundstück Lgb. Nr. 172 mit 26 ar 28 qm Weg und Wiese (das war der Weg zum ältesten Stollen im Gewann Heimbach) um das Höchstgebot von 150 M, (der Schätzwert lag bei 300 M) an die Eheleute Ulrich und Theresia Rees geb. Frey in Au ging, während das Grundstück Lgb. Nr. 46 mit damals 84,38 ar um 18.000 M (Schätzwert 36.070 M) von Professor Hugo Frank Ehe-

frau Eugenie geb. Walterspiel und Fräulein Anna Walterspiel, Privat, beide in Freiburg, erstanden wurde¹⁹).

Mit dem vor dem Hilfsbeamten des Grundbuchamts Au, Ratschreiber Malzacher, am 29. Oktober 1919¹⁹) zwischen Johann Nold, privat in Au, und Otto Saaler, Ingenieur in Freiburg, abgeschlossenen Kaufvertrag hat Nold um den Kaufpreis von 800 Mark die letzten, zum Gipswerk gehörenden Grundstücke in Au, für welche bei der Zwangsversteigerung 1912 kein Gebot erfolgte, veräußert, nämlich

Lgb. Nr.	Gewann	Bezeichnung	Größe	
			ar	qm
39 a	Ortsetter	Hofraithe. Hierauf steht eine Gypshütte, eines. Lgb. Nr. 38 Schönbergweg; ands. Lgb. Nr. 39	2	93
118 a	Saugass	Hofraithe. Von Lgb. Nr. 118 eingeschlossen		02
160	Burg	Luftschacht		01

Das Grundstück Lgb. Nr. 39 a = 39/1, auf dem früher eine Gypshütte stand und wo der wohl in den Siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts angelegte neue Stolleneingang war, ging später an Frau Gertrud Batt über und wurde ihrem Grundstück Lgb. Nr. 39 als Bestandteil zugeschrieben²⁰). Im Jahre 1961 wurde hiervon das Teilgrundstück Lgb. Nr. 39/2 mit 9,45 ar abgetrennt und an die Gemeinde Au veräußert²¹). Hierauf steht heute der Kindergarten.

Die Lgb. Nr. 118 a mit 2 qm (Wetterschacht) liegt an der Straße „Am Schönberg“ (früher „Saugasse“) und gehört heute ebenfalls Frau Batt. Über das Schicksal des Luftschachtes berichtet das Bürgermeisteramt Au am 31. 8. 1932¹⁴):

„Der Luftschacht ist in sich zusammengefallen. Die Steine fielen in den Schacht, als der Schacht bereits ebener Erde war und die Gefahr eines Unfalles für Mensch oder Tier nahe lag, ließ der Gemeinderat auf Gemeindegeldkosten den Schacht mit Zementdecken

ebener Erde zubauen, um jeden Unfall zu verhüten.“

Weiter heißt es: Der Luftschacht sei „von sich selbst, auch vielleicht von jungen Leuten boshafter Weise eingedrückt worden“. Vor „einigen Jahren, mag 10 Jahre sein, daß er von uns geebnet wurde.“

Das Grundstück Lgb. Nr. 160 mit 1 qm gehört heute zum Mittleren Burghof (Familie Birkenmeier). Nach den Akten des Landesbergamtes¹⁴) wurde der Luftschachtaufsatz zum Bau eines Viehstalles verwendet. Auch dieser Schacht wurde von der Gemeinde eingeebnet.

Mehrmals lesen wir in den Akten des Landesbergamtes¹⁴) von Erdenbrüchen im Bereich des früheren Bergwerkes. Neben der weiter oben geschilderten erstmaligen Senkung vom Jahre 1904 erfolgte eine im Jahre 1918 (8 m Durchmesser, 3—4 m Tiefe). Nach dem Protokoll vom 24. 5. 1924 sind neue Erdsenkungen im Gewann „Burg“ beim Wegekrenz und Feldkrenz aufgetreten. Im



Die drei „Gipshäusle“ heute

Foto: Peter Huber, Merzhausen

gleichen Jahr wird eine Vergrößerung des Einbruchs von 1918 und eine leichte Senkung des Feldwegs vermerkt. Am 18. 12. 1929 erfolgte ein weiteres Einbrechen im Gewinn Burg, das auf die ältesten Grubenbauten (also wohl vor Walterspiel) zurückzuführen ist. Am 19. 4. 1930 wird der bislang wohl tiefste Einbruch (10 m tief, 5 m Durchmesser, ein Obstbaum wird in die Tiefe gerissen) festgestellt. In einem Befahrungsbericht vom 6. 9. 1938 werden alte und neue Einsturztrichter in einem Streifen von 30–40 m Breite und 250 m Länge festgehalten. Im März 1939 erfolgte ein kleinerer Stolleneinbruch beim Stollenmundloch, also beim heutigen Kindergarten.

Diese Veränderungen der Erdoberfläche, die auch heute noch nicht ganz zum Stillstand gekommen sind (das beweist ein weiterer Einbruch im Jahre 1978), führten Ende der zwanziger und dreißiger Jahre zu einer vor-

übergehenden Sperrung zweier Wege im Bereich des oberen Burghofs für den allgemeinen Verkehr. Im Zusammenhang damit, wie in Zukunft die Bildung neuer Erdtrichter vermieden werden kann, schrieb das Bad. Bergamt in Karlsruhe an das Bad. Bezirksamt II in Freiburg am 21. 5. 1930¹⁴):

„Das vom Bürgermeisteramt vorgeschlagene ‚Radikalmittel‘, die Erdoberfläche durch Sprengung der Grubensicherheitspfeiler zu Bruch zu bringen, ist infolge Unzulänglichkeit der Gipsgrube undurchführbar. Es muß daher bei der Aufstellung von Warnungstafeln bzw. Absperrungen sein Bewenden haben.“

Was heute noch an das Auer Gipswerk erinnert fährt man auf der Landesstraße 122 von Merzhausen nach Au, so finden sich linkerhand gleich am Ortseingang die drei sog.

„Gipshäusle“. Es sind jeweils Doppelhäuser. Sie haben laut Feuerversicherungsbuch von 1935 ein Alter von 36 bzw. 34 Jahren, wurden also 1899/1901 in der Ära Walterspiel erbaut, und zwar in Holzskelettkonstruktion, mit Gipsplatten (in der Regel 50 × 40 × 12 cm) ausgefacht. Die Fa. Walterspiel stellte damals u. a. sogenannte „Gipsdielen, Patentdecken und Gipssteine“²²⁾ her. Möglicherweise waren diese Häuser, die zunächst im Eigentum von Walterspiel waren und erst im Laufe der Zeit veräußert wurden, auch sog. „Musterhäuser“, mit denen die Anwendung des Gipses im Wohnungsbau interessierten Kunden vorgezeigt werden konnte. Auch die heutige Industrie hat insbesondere im Innenausbau die Verwendung solcher Gipsplatten als Zimmerteiler wieder entdeckt.

Schaut man nach dem dritten Gipshäusle nach rechts, so steht in der Rechtskurve das Anwesen Lgb. Nr. 46/3 der Eheleute Franz und Maria Hedwig Maier. Auch dieses Haus gehörte früher zum Gipswerk, und zwar zu den „Tagesanlagen“. Es war damals wohl die sog. „Beamtenwohnung“ (vgl. „Einzelheiten über das Auer Gipswerk“ weiter vorne). Es wurde, wie in der „Beschreibung des Gipswerkes in Au“ näher zu ersehen ist, zusammen mit dem übrigen Komplex der Lgb. Nr. 46 durch die Walterspiel-Erben im Wege der Zwangsversteigerung zurückerworben. Diese Erben haben das ganze Grundstück durch Kaufvertrag vom 10. 4. 1920²³⁾ an Zimmermann Franz Schneider in Au veräußert, „welcher auf dem Anwesen ein Sägewerk errichten wird.“ Schneider veräußerte 1929 das Teilstück Lgb. Nr. 46/3 an die Eheleute Maier.

Auch ein Teil der Gebäulichkeiten auf Lgb. Nr. 46 (neu) dürfte noch vom Gipswerk herühren, wenngleich für das hintere Fabrikgebäude der früheren Gipsmühle durch das Bezirksamt Freiburg am 12. 2. 1921¹⁶⁾ Abbruchgenehmigung erteilt wurde.

Bei der Errichtung des Kindergartens in Au auf Lgb. Nr. 39/2 wurde der Eingang zum

neuen Stollen zugemauert. Ein mit einem Kanaldeckel verschlossener Schacht im Kindergartengelände weist noch auf den Eingang zum neuen Stollen hin.

In die westliche Bachwand des Reichenbachs unmittelbar nach seiner Vereinigung mit dem Selzenbach ist ein Stein eingelassen. In diesen ist eingraviert: „Gebaut von F' Weber i. J. 1875.“ Dort befand sich früher die Stellfalle, durch die ein Teil des Wassers des Reichenbachs abgeleitet wurde in einen Kanal zur Gipsstampe, die damals von einem Wasserrad getrieben wurde und im heutigen Hof Kiefer-Scherer-Brunner-Steiert stand.

Das Gedenken an den früheren Stolleneingang im Gewann Heimbach hält noch die Bezeichnung „Gipsweg“ für den Feldweg Lgb. Nr. 172 aufrecht. Es ist der Weg, welcher nach dem letzten Hause am Heidenweg rechts abzweigt und gegen das Gewann Heimbach zugeht.

Eine wohl noch lange Zeit bleibende Erinnerung an den Bergbau ist das durch Bebauungsplan festgelegte Bauverbot für ein genau bestimmtes Gebiet im Gewann Burg, da hier immer noch mit Erdeinbrüchen zu rechnen ist.

Anmerkungen

¹⁾ Freib. Karth., GLA. Khe. 66/2619 fol 11 r (in villa Ouw, renovatio)

²⁾ Dr. Gustav Albiez, Freiburg (Breisgau): Bergbau-Flurnamen im Schwarzwald. Der Anschnitt, Nr. 5, Jahrgang 18, Bochum 1966

³⁾ Dr. Franz Kern, Freiburg: Vom ‚Bürgle‘ in Sölden. Schauinsland 94/95. Jahresheft, 1976/77, Freiburg i. Br.

⁴⁾ Erzb. Archiv — Münsterarchiv —, Freiburg i. Br., U 18; veröffentlicht in Freib. Urkb. Hefele Bd. III Nr. 388, Freiburg, 1957

⁵⁾ Günterstaler Erneuerung 1580, GLA Khe. 66/3217 fol 3 r

⁶⁾ GLA Khe., H Nr. 1, Au bei Freiburg; eine ähnliche Karte in Privatbesitz von Eugen Sumser, Merzhäusern

⁷⁾ „Badische Heimat“, Freiburg, 1978, Heft 2, 58. Jahrg., S. 283 ff.

⁸⁾ Akten A 10 und 3/21

⁹⁾ Akten beim Landesbergamt 3/21; Bergwerksgrundbuch Bd. 1 H. 5 am 27. 11. 1944 in Freiburg verbrannt; Hilfsheft am 21. 8. 1928 geschlossen

¹⁰⁾ Das bergmännische Längenmaß war früher das Lachter. Je nach territorialer Zugehörigkeit besaß dieses verschiedene Längen. Hinzu kommt, daß in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Großherzogtum Baden vom alten Lachter zu $7\frac{1}{2}$ Fuß auf den neubadischen Lachter = 1 Ruthe = 10 Fuß umgestellt wurde. Hier wird interessanter Weise das Lachter zu fünf Fuß angegeben. Ein Fuß war nach neubadischem Maß 30 cm (vgl. „Freiburger Adreß-Kalender für das Jahr 1872 mit den amtlichen Tabellen der Verwandlung der badischen bisherigen Maaße und Gewichte in die neuen“).

^{10a)} Gemeindearchiv Au IV/1 1835–1880, Fasz. Nr. 4

¹¹⁾ Auszug aus dem Grundbuch der Gemeinde Au, Band IV Nr. 110 S. 244 in Akten A/10 des Landesbergamts

¹²⁾ Grundbuchamt Au.

¹³⁾ Amtsgericht Freiburg, Grundbuchamt Au, Grundakten Bd. 1 Heft 9; Rathaus Merzhausen

¹⁴⁾ Akten 3/21 beim Landesbergamt

¹⁵⁾ Privatbesitz K. Kiefer, Au

¹⁶⁾ Gemeindearchiv Au, Akten III/4 1865–1934, Fasz. Nr. 1

¹⁷⁾ Hier handelt es sich um eine Stundeneinteilung im Bergkompaß. Der Verlauf der Stollen usw. wurde bis gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts im Stundenmaß angegeben. Die Stunde (= h = hora) entspricht 15 Grad und wurde gegebenenfalls weiter unterteilt.

¹⁸⁾ Grundbuchamt Au, Grundakten zu Bd. 1 H. 2, Rathaus Merzhausen

¹⁹⁾ Grundbuchamt Au, Grundakten zu Bd. 1 H. 12, Rathaus Merzhausen

²⁰⁾ Vollzogen im Grundbuch Bd. 2 Heft 30 am 31. 1. 1961

²¹⁾ Grundbuchamt Au, Grundakten zu Bd. 5 Heft 34, Rathaus Merzhausen

²²⁾ Betriebsplan für das Jahr 1901 vom 28. 1. 1901 in Akten 3/21 beim Landesbergamt

²³⁾ Grundbuchamt Au, Grundakten zu Bd. 3 Heft 34, Rathaus Merzhausen

Das Sieb

*Tag und Nacht
rüttelt der Tod das Sieb,
darin wir liegen und warten
bis wir wie Körner
hindurchfallen
heute, morgen,
vielleicht erst nach Jahren.*

*Keiner entzieht sich dem Sturz,
der Krebskranke nicht,
der Kraftmensch nicht,
den das Auto erschlägt.*

*Dem Kletterer hilft nicht das Seil,
dem Dichter das Wort nicht,
daran er sich festhält,
dem Priester das Kreuz nicht,
daran er sich klammert.*

*Unerbittlich rüttelt der Tod das Sieb —
wann wirst du fallen? —*

Max Rieple

Samuel Friedrich Sauter —

Dorfschulmeister und Poet dazu

Helmut Bender, Freiburg

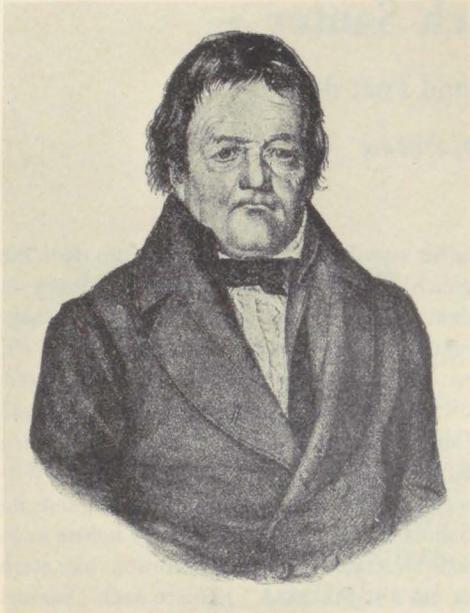
1981 sind 215 Jahre seit seinem Geburtstag und 135 Jahre seit seinem Todestag verstrichen. Obschon zunächst und auch aus seiner eigenen Sicht gesehen nur von lokaler Bedeutung — was sich auch in seiner Vita spiegelt —, hat Sauter als ungewollter und bewußter Ahnherr des Biedermeier letztlich auch in der überregionalen Literaturgeschichte zumindest indirekt seinen Einzug gehalten. Wir dürfen in diesem Zusammenhang auf die Anregungen seiner Gedichte hinweisen, die er über Adolf Kußmaul und Ludwig Eichrodt einem breiten zeitgenössischen und späteren Publikum zuteil werden ließ (vgl. dazu den Beitrag „Die Eichrodts“ in Heft 2/1980, 60. Jg. der „Badischen Heimat“ vom Verf.). Gewissermaßen in Ergänzung dazu möchten wir uns wieder einmal mit Sauter selbst, mit seinem an und für sich ereignisarmen Leben und mit seinen in ihrer Art unnachahmlichen und auch einmaligen Gedichten beschäftigen. Ihre Naivität und ihr mitunter unfreiwilliger Humor rechtfertigen dies in mehrfacher Weise: das Amüsement, das man bei solcher Lektüre empfindet, verlohnt vor allem deshalb, weil es auch mannigfaltige kulturgeschichtlich wertvolle und aufschlußreiche Details bietet.

„Am Schiller-Tage, dem 10. November 1766, wurde er zu Flehingen an der Kraich geboren, als Sohn des dortigen Sonnenwirts und Bäckermeisters Philipp Jakob Sauter [Hansjakob-Parallelen, wenn auch rein zufällig!]. Bei seinem Schwager Ulmer in Unteröwisheim erlernte er das Schulwesen und fand als ‚Provisor‘ [= Schulmeistergehilfe] in Bissingen an der Enz seine erste praktische Verwendung. . . In seinem 20. Jahr erhielt er die Schulmeisterstelle in seinem Heimatorte, die

er bis zum Jahr 1816 bekleidete, um dann die gleiche, aber besser besoldete Stellung in dem nahegelegenen Zaisenhausen anzunehmen. Er war verheiratet seit dem Jahr 1789, wo ihm eine geborene Schickart aus Unteröwisheim ‚gekuppelt‘ wurde, mit der er ‚33 Jahre eine friedliche Ehe führte und sieben Kinder mit ihr zeugte‘. 1824 wurde er Witwer, 1841, nach 55jähriger Thätigkeit im Schulamt, Pensionär; als solcher kehrte er in sein Heimatdorf Flehingen zurück; hier starb er am 14. Juli 1846.“ (Zitiert nach „Samuel Friedrich Sauter — Ausgewählte Gedichte — Eingeleitet und herausgegeben von Eugen Kilian“, Heidelberg [Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, NF 5] 1902.)

Die Dotierung der damaligen Land- und Dorfschullehrer war bekanntlich alles andere als üppig. So hat sich Sauter zeitlebens mit allerlei finanziellen Sorgen herumschlagen müssen, und wiederholt suchte er sich — etwa durch präzise Erstellung eines Schulplanes, den er der großherzoglichen Regierung einreichte — beruflich zu verbessern; andererseits hielt es ihn in seiner engeren Heimat schon seiner Freunde willen, zudem fungierte er als eine Art Geschäftsführer einer von ihm mitinszenierten Schullehrer-Gesellschaft, der er lange Jahre aktiv vorstand. Der frühe Tod seiner Frau und der Verlust von vier seiner Kinder beugte Sauter zeitweilig sehr, jedoch verlor er weder seinen Lebensmut noch die Freude an seinen Reimen.

1811 hatte Sauter (in Heidelberg bei Braun) seine „Volkslieder und andere Reime — Vom Verfasser des Krämermichels — Mit einer Musikbeilage“ herausgegeben. Das Bändchen, inzwischen gesucht und äußerst rar ge-



Samuel Friedrich Sauter nach dem Titelbild der Gesamtausgaben seiner Gedichte von 1845

worden, enthält auf 112 Druckseiten 50 Lieder und Gedichte nebst einer sechsseitigen namentlich unterzeichneten Vorrede des Verfassers. Auf dem Titelblatt statt der Namensnennung „die charakteristischen Figuren des Krämermichels und seines Weibes auf dem Hintergrunde einer Dorflandschaft. . .“ (vgl. Kilian). In dieser Erstausgabe erfährt man dann u. a. davon, daß das volkstümliche Lied vom Krämermichel (der typischen Figur eines herumziehenden eher schwäbischen als badischen Landkrämers) für Sauter Anregung der nachfolgend in meist chronologischer Ordnung gebrachten Gedichte gewesen sein muß. Zur Anschaulichkeit hier die erste und letzte Strophe (von 6) dieses Liedes:

*I, i bin der Krämermichel
Aus dem Schwabenland.
Mit der Haue und der Sichel
Bin i et bekannt,
Aber mit Kotton und Bändel
Und sonst profitable Händel. . .*

*Nur durch Scherz und Schmeicheleia
Laist der Krämer Geld.
Bloß die Wara foil zu schreia,
Kommt ma et durch d'Welt,
Noi, die stolza Luitla wolla,
Daß wir au flattiera solla. . .*

Bevor wir weitere Proben dieser volkstümlich-eigenartigen Dichtung geben, einiges zur weiteren Herausgeberschaft Sauters: Bereits 1836 hatten ihn seine Freunde aufgefordert, eine neue und erweiterte Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten. Doch erst 1845 hat er sich dazu entschließen können, was auch mit der Finanzierung zusammenhängen mochte, waren doch zu diesem Zeitpunkt derart zahlreiche Subskriptionen zusammengekommen, daß er es wagen konnte, ohne seine geringen Ersparnisse anzugreifen. Der neue Titel lautete: „Die sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnt. . . Auf Kosten des Verfassers. Karlsruhe, in Commission bei Creuzbauer und Hasper.“ Der neue Band umfaßt 477 (!) Druckseiten, beigegeben sind sein Portrait sowie eine Abbildung der neuen Zaisenhausener Kirche, deren Entstehung in einem besonderen Gedicht gefeiert wird:

*So wie beim Schulbau, so auch ward
Beim Kirchenbau gestritten,
Da gab es großen Widerpart,
Kein Einwurf war gelitten:
,Die alte Kirche flicken wir,
Wir brauchen keine neue hier,
Die würde uns verschlingen
Und uns in Schulden bringen'.
Die dieses sagten, wurden Herr,
Es kam zum Akkordieren,
Werkmeister Link, als Steigerer,
Erhielt das Reparieren.
Dies that dem Dichter gar zu weh,
Daß eine solche kräftige
Gemeinde noch will knicken
Und ihre Kirche flicken.*

*Er stellte seinem Herrn Pastor
(Geheim doch und im stillen)
Die unbedachte Anstalt vor,
Die man nicht sollt' erfüllen:
,Gehn Sie bis nächsten Sonntag früh
Zur Kirche, und dann fahren Sie
Nach Bruchsal zu dem Großen,
(Baumeister Schwarz)
Das Flickwerk umzustoßen'.*

...
*Gesagt, gethan — Herr Pfarrer fuhr
Mit seinem Herrn Vogt Schüble
Nach Bruchsal schon um halb neun Uhr
Und kam sehr bald zum Ziele.
Sie brachten bei dem edlen Mann
Jetzt beide ihr Verlangen an
Und hörten mit Vergnügen,
Ihr Wort erfüllt zu kriegen.*

...
*Nur schade, daß noch vor dem Bau
Herr Pfarrer Hamel krankte,
Und er nicht mehr zur vollen Schau
Der neuen Kirch' gelangte;
Auch Sauter, dieser alte Mann,
Der seine Pflicht dabei gethan,
Muß jetzt, dem Ort entrissen,
Die schöne Kirche missen...*

In diesen Versen haben wir den typischen naiven Dichter Sauter: Wie er alles beim Namen nennt und registriert, auch sich selbst und seine Meriten nicht vergißt, wie er die Situation real und nüchtern genug umreißt, wie er seine Reime munter bastelt und großzügig, wenn nicht mitunter auch einmal amelodisch mit den Versmaßen und Rhythmen umgeht. Das alles mußte das einfache Volk seiner Zeit ansprechen und ihn zum geachteten Dichter werden lassen.

„Sauters Ballade vom Krämermichel... hatte, als Flugblatt gedruckt, den Namen des jungen Verseschmieds rasch bekannt gemacht...“ resümiert Helmut Klausning in seinem Vorwort „100 Jahre Biedermeier — Lieder und Gedichte des badischen Dorfschulmeisters Samuel Friedrich Sauter“ (Sinsheim

1955). Das Populäre, das Sprichwörtliche hat es Sauter angetan. Wie charakterisiert er sich selbst und seinen Stand? „Willst wissen du, mein lieber Christ, / Wer das geplag'te Männchen ist...“.

Bevor wir die Sauterschen Reime den Gattungen nach durchforsten und jeweilige Kurzproben daraus bringen, soll aus dem zeitgenössisch stark beachteten „Kartoffellied“ einiges zitiert werden. Es handelt sich hierbei um 29 je vierzeilige gereimte Strophen zum Lob der Kartoffel, ohne die die Ernährung einfacher Leute damals kaum gewährleistet worden wäre.

*Herbei, herbei zu meinem Sang!
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel!
Und singt mit mir das Ehrenlied,
Dem Stifter der Kartoffel.*

*Franz Drake hieß der brave Mann,
Der vor zweihundert Jahren
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren,
Und der, als er zurücke kam
Von seinen weiten Reisen,
Die guten Dinger mitgebracht,
Die wir Kartoffel heißen.*

...
*Europa sollte diesem Mann
Auf allen seinen Auen,
Wo es nur je Kartoffel pflanzt,
Ein goldnes Denkmal bauen.*

...
*Seitdem wir diese Knollenfrucht
Im deutschen Reiche sehen,
Kann keine große Hungersnot
Durch Mißwachs mehr entstehen.*

*Gerät euch Korn und Dinkel schlecht,
Wir dürfen nicht verzagen,
Kartoffeln trägt uns dann das Feld,
Die stopfen auch den Magen.*

...
*Von Basel bis nach Amsterdam,
Von Stockholm bis nach Brüssel,
Kommt winters nach der Abendsupp'
Auch die Kartoffelschüssel.*

*Ein Rätsel ist's, wie ohne sie
Sich unsre Alten nährten,
Ich glaube, hätten wir sie nicht,
Daß wir uns selbst verzehrten.*

...
*Grundbiren, frisch vom Sud hinweg.
Dazu ein Bällchen Butter,
Das ist, nicht wahr, ihr stimmt mit ein?
Ein delikates Futter.*

...
*Hat jemand sich die Haut verbrannt
Und hilft kein Feuersegen,
So darf er auf die Wunde nur
Kartoffelschabsig legen.*

*Auch kann man in der Weberei
Damit das Backmehl sparen,
Man kocht davon den Schlichtebrei
Schon seit wie langen Jahren.*

*Sogar — wer hätte das gedacht? —
Hat man in ein'gen Landen
Schon Packpapier daraus gemacht,
Wie im Merkur gestanden.*

...
*Den Katholiken sollte er
In ihren Wandgemälden
So viel als wie ein Heiliger
In der Verehrung gelten.*

*Die Protestanten sollten ihn
Wie ihren Luther schätzen,
Ihn sollten auch die Juden kühn
Zu ihrem Mose setzen.*

*Ein allgemeines Lob verdient
Der würdige Franz Drake,
Vom Fürsten bis zu dem, der g'winnt
Das Brot mit seiner Hake.*

[Drake]

Die Lebhaftigkeit des Ausdrucks, das direkte Ansprechen seiner Leser und Zuhörer ist in seiner Art ebenso gekonnt wie etwa die gelegentliche Verwendung volkstümlicher und dialektnaher Ausdrucksweisen (vgl. das Krämermichel-Lied). Sauter mied indes das bloße Pathos; was er und wie er es sagt, hat stets Faktennähe und reale Einsicht, Banalitäten nimmt er der Wahrheit und Aufrichtig-

keit wegen durchaus in Kauf, und mit den Nöten und auch den kleinen Freuden seiner Zeit und seiner Zeitgenossen zeigt er sich unbedingt vertraut. Mit seiner Treuherzigkeit legt er so unbewußt den Grund biedermeierlicher Dichtung, die ja in keiner Weise hohe Dichtung zu sein sich bemüht. Spätromantizismen fließen dann und wann zwar mit ein, auch Vaterländisches und Religiöses, doch erinnert seine Zweckdichtung ebenso an Aufklärerisches und nicht zuletzt etwa an einen Berthold Heinrich Brockes. Keineswegs scheut er sich, an bereits vorhandene Themen und Formen naiv anzuknüpfen. Auch volksliedhafte Elemente vermag er von Fall zu Fall in seine Aussagen hineinzunehmen. Seine Welt ist lokal und bewegt sich in einem beschränkten Kreis, eben in seinem Lebensraum. Der Reim, auch der banalste, gilt ihm viel. Seine dichterische Ader pulsiert nur in seltenen Fällen spontan und glücklich, man spürt allenthalben den Zwang, den er sich diesbezüglich antun muß. Aber er beißt sich durch, sinniert und reimt, und nichts ist ihm zuviel. Der Möglichkeiten sind bei ihm geradezu Legion, über neue Vers- bzw. Reimversionen scheint er sich königlich zu freuen. Auch wenn er von größeren Vorbildern ausgeht, vermag er dem Gesagten seine spezielle, ja meist originelle Aussage aufzuprägen. Tugendhaftigkeit und Wahrhaftigkeit gilt ihm viel. Das große Leben meidet er bewußt. Eine Welt im Kleinen, auch was das Politische und Vaterländische betrifft. Seine Verehrung galt nicht zuletzt und verständlicherweise Matthias Claudius und dem Schwaben Christian Friedrich Daniel Schubart, den er anläßlich eines Besuches auf dem Hohenasperg auch persönlich kennenlernte. Natürlichkeit und nicht Prüderie erstrebt er in allen seinen Gedichten, und auch die sich anbietende Gelegenheitsdichtung, von der er verständlicherweise reichlich Gebrauch macht, gibt sich echt und nimmt kein Blatt vor den Mund. Das menschliche Geschick stellt er einem überzeugten und unbeirraren Gottvertrauen anheim. Intoleranz ist ihm ein

Greuel, Loyalität oberstes Gesetz. Seine Bildung zeigt sich beachtlich, wenn man seinen Stand, seine Zeit und seinen beschränkten Lebenskreis berücksichtigt. Das Pädagogische wird von ihm nie resolut vorgetragen. Anhänglichkeit und Freundschaft sind ihm hohe Begriffe, ohne daß er sich darüber zu hohlem Pathos versteigt. Eine Ästhetik ihrer selbst willen ist ihm fremd.

Wir wiesen bereits auf die Gattungsgruppierungen, an die sich auch die Kilianische Ausgabe (vgl. o.) zurecht hält. Das beginnt mit „Gelegenheits- und Ehrengedichten“, worunter auch das bereits oben zitierte Gedicht über „Die Entstehung der neuen Kirche in Zaisenhausen“ fällt; des weitern sei hier die erste Strophe eines „projektierten Gedichts auf die gehoffte Durchreise Sr. Königl. Hoheit unseres Großherzogs von Baden durch Zaisenhausen am 20. Mai 1830“ aufgeführt:

*Welch ein Jubel ohne Pausen
Tönt die Straß' von Wertheim her!
Auch durch unser Zaisenhausen
Strömet dieses Wonnenmeer.
Unsern Landesherrn zu sehen
Und in seiner Näh' zu stehen,
Der mit Milde nach uns blickt,
Macht das ganze Dorf entzückt.*

Lustig auch aus der „Bekanntmachung des erneuerten Zaisenhauser Bades im August 1832“ etwa die erste Strophe:

*Gesunde, Kranke, Krumme, G'rade,
Kommt her zum Oberndorfschen Bade,
Ehmals das Zaisenhäuser Bad!
Legt euch in dessen Wannen nieder,
Schwemmt und erfrischt eure Glieder,
Dies sagt euch ein Gesundheitsrat.*

Vom „Brand in Kürnbach am 13. September 1827“ berichtet unser Dorf- und Schul- und Gelegenheitspoet u. a.:

*Kaum daß man das Vieh noch ledig machte,
Als schon brennend jeder Balken krachte,
Und sonst keine Rettung möglich war;
Die Gebäude, allzu nah beisammen,*

*Standen plötzlich alle in den Flammen,
Und der ganze Ort war in Gefahr.*

...

*Möchte doch der Dichter viele rühren,
Daß sie den Verbrannten was spendieren,
Die der Kummer drücket Tag und Nacht!
Möcht's durch diese Verse ihm gelingen,
Daß die Leser gern ein Opfer bringen,
Dann wär' auch sein Schärfflein dargebracht.*

Eine eigene Gruppe bilden die „Bau- und Zunftsprüche“, eine Kostprobe davon aus dem „Spruch eines Zunftmeisters vor dem Adler zu Unteröwisheim im Jahr 1832“:

*Die Schmied' und Wagner wählen hier
Zur neuen Herberg sich den Adler,
Dies Haus, ein schönes Zunftquartier,
Hat in dem Flecken keinen Tadler.*

Zu den „Volksliedern“ zählt auch „Das Weib des Krämermichels“:

*I bin's Krämermichels Weib,
Handla ist mei Zeitvertreib.
Kaufet Bündel, Borda, Spitzta,
Zitz, Kotton zu Schürz und Mütza!
Wißt ihr, wo i her mi schreib?
I bin's Krämermichels Weib.*

*Wär i nur im Himmel schau,
Thät' mir's doch mol besser gau!
O es ist a loidigs Leabe,
Kistatraga und darneaba
Älla Johr 'n Buaba hau!
Wär i nur im Himmel schau!*

Daß Sauter den Leuten aufs Maul geschaut und sich auch gefühlsmäßig in sie hineindachte, in gewisser Weise hineindichtete, ist hier besonders offensichtlich.

Sein eigenes Leben skizzierte er in den Versen „Das arme Dorfschulmeisterlein“ (vgl. o.). In den lebhaften Vierzeilern ist von so allerlei Sorgen und Nöten die Rede, etwa von der kargen Entlohnung, vom frühen Aufstehen, vom Eingesperrtsein in der Dorfschulstube, vom Ärger mit den Kindern, vom

spärlichen Mittagmahl, von zusätzlicher Feldarbeit im Nachmittag, von den Sorgen am Abend und was mehr. Herzlich und bejammernswert in einem klingt zu Ende einer jeden Strophe der Refrain vom „armen Dorfschulmeisterlein“:

*Doch ist ihm noch der Trost beschert,
Daß seine Not nicht ewig währt;
Im Grabe — Gott, wie wohl wird's sein
Dem armen Dorfschulmeisterlein!*

Ein Gegenstück zu vorhergehendem „Klage-
lied“ ist dann „Der ehrwürdige Schullehrer“:

*Ein Lehrer ist ein Ehrenmann
Im Dorf wie in der Stadt,
Versteht sich, wenn er etwas kann
Und wenig Sorgen hat.*

Sauter deshalb schizophren oder doppelzün-
gig zu nennen, wäre verfehlt: vielmehr geht
es ihm darum, die jeweiligen Kehrseiten sei-
nes Standes nicht ohne Humor und Augen-
blickssituation aufzuzeigen.

Eine Ausnahme der Sauterschen Grundten-
denzen und geradezu eine echte lyrische Lei-
stung bildet das Gedicht „Der Wachtel-
schlag“ (vom 23. Juni 1796).

*Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
Fürchte Gott! Fürchte Gott!
Ruft mir die Wachtel in's Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefeld:
Liebe Gott! Liebe Gott!
Er ist so gütig, so mild.*

Auch das Gedicht „Das Singvögelein“ (vom
22. April 1826) stimmt zarte und echt lyri-
sche Töne an:

*Ein Vögelein singt alle Morgen
Auf einer nahen Linde mir,
O hätt' ich doch so wenig Sorgen
Als dieses liebe kleine Tier!
Es ist so munter und zufrieden
Und bleibt darin sich immer gleich.
Wär' dieser Frohsinn mir beschieden,
Ich dächt', ich hätt' ein Königreich.*

Auch das „Wiegenlied“ gehört zu diesen ge-
konnten Aussagen:

*Schlafe, mein Herzchen, 'ist g'nug jetzt
geschwärmt,
G'nug wieder getändelt, gebüpfelt, gelärmt;
Lieb Herzchen, schlaf ein!
Bist noch zu klein,
Um so wie wir Tage lang wachbar zu sein.
Schlaf!
Lieb's Herzelchen, schlaf!*

Volkstümlich dann die verschiedenen Tanz-
lieder, deren Strophen eine Musikalität ihres
Dichters unter Beweis stellen:

*Geiger und Pfeifer! —
(Hier habt ihr Geld darauf!)
Schwäbische Schleifer
Dudelt mir auf!*

*Heisasa! Hopsasa!
Hallala! Trallala!
Spielmann, hab' Eifer!
Tänzerin, lauf!*

Idyllisch die Verse aus „Das friedliche Örtle,
oder: Der vergnügte Bauernbursch“, vorbie-
dermeierlich, ohne Allgemeinplatz zu wer-
den:

*In unserem Örtle
Gefällt mir's so wohl,
Da pflanzt man im Gärtle
Kukumer und Kohl,
Süßerbsen und Bohnen
Und Rettich und Lauch,
Und was man hat nötig
Zum Küchengebrauch.*

...

*In unserem Örtle
Da wird nicht geschleckt,
Da ißt man kein Törtle
Und andres Konfekt,
Da weiß man vom Kaffee
Und Branntwein nichts,
Da freut man sich seines
Gesunden Gesichts.*

...

*Von unserem Örtle
Da zieh' ich nicht aus.
Ein eigenes Herdle,
Ein niedliches Haus,
Ist mehr wert als Bürger
In Baltimore sein.
Aus Baden zu wandern,
Das fällt mir nicht ein.*

Trotz oder wegen der Nähe des Schwäbischen (das Sauter freilich in keiner Weise verschmähte) bekennt er sich bewußt zum damals noch jungen badischen Großherzogtum. Was ihn nicht davon abhält, auf diese und jene Zeitnöte hinzuweisen (so etwa im Gedicht „Abschied für Auswanderer nach Amerika“ von 1830). Patriotisches spiegelt sich u. a. im „Aufruf zur Landwehr“ (von 1794) oder in den entsprechenden Gelegenheitsgedichten (vgl. o.).

Aber es gibt auch Erzähltes, allerdings ohne ins Balladeske zu verweisen. Anekdotisches, wenn man so will, munter und unverblümt dahergesagt.

Naive Frage eines Wilden.

*Ein Missionär im Land der Wilden
Will dieses Volk zu Christen bilden
Und spricht sehr viel von Gottes Gnad'
Und von des Teufels böser Saat,
Der, sagt er, ist der Weltverstörer —
Da fragt ihn einer seiner Hörer:
Bringt dieser Teufel so viel Not,
Warum schlägt ihn denn Gott nicht tot?*

Das kann bis zu Wortspielen getrieben werden:

*Ein Mädchen ward gefragt vom alten Pfarrer
Hetzer:
Kind, sag mir einmal, wen nennt man einen
Ketzter?
Die Unschuld lächelte und schämte sich zu
schwätzen:
Ein Kätzer, sagte sie, ist's Männlein von den
Katzen.*

Ein Ganther und Broßmer werden hier in ihren Mundartversen vorweggenommen, die Pointe gibt sich flink und herzhaft. Lehrhaftes findet freilich mitunter seinen Eingang:

Der weißbegierige Bauer

*Ein Bauer in der Kanzelei
Sab einen ältlichen Lakai
Im schlechten Frack und finstern Blicks,
Gelt (sprach er), Gelter, er ist nicks?*

*Am Kleid nur kennt der Bauer den Mann;
Drum ziehe stets dich sauber an,
Dann wirst du immer veneriert
Und nie für nicks mehr ästimiert.*

Aufschlußreich das Gedicht „Der Dichter in der Arbeit“, zeigt es doch die Sautersche Schaffensweise:

*Jetzt will ich wieder Verse machen,
Du darfst mich aber nicht verlachen,
Boshaftes Weibchen, wenn ich stumm
Dasitze und im Ring herum
Mit meinen innern Sinnen gebe,
Den Kopf bald auf-, bald seitwärtsdrehe.
Denn wisse, liebe Freundliche,
Es kostet wahrlich manches Weh,
Bis nach und nach die Verse fließen.
Da fehlt es uns bald an den Füßen,
Das heißt auf deutsch: am Wörtertakt.
Jetzt sind wir durch den Reim gepackt,
Daß wir uns drob die Sinne schwächen,
Und stundenlang den Kopf zerbrechen,
Jetzt ist's uns um ein Treffwort bang,
Jetzt ist ein Silbenpaar kurzlang,
Daß man gern langkurz haben möchte,
Daher entstehn so viele schlechte
Und schale, kahle Reimerei'n. . .*

Ein Beweis mehr, daß Sauter seine Schwächen kennt, doch Humor und Elan genug in sich fühlt, tapfer weiterzureimen.

Realität und Anschaulichkeit ist es, was die Verse unseres Poeten letztlich durchgängig auszeichnen. Auch kommen ihm allenthalben geschickte, wenn auch nicht immer grandiose Einfälle zustatten.

Der Eilwagen — Ein Schnellgedicht

*Der eilende Wagen kommt rumpelnd daher!
Die Pferde sind mutig, sie ziehen nicht schwer.
Fünfmal in der Woche des Abends um vier
Erscheinen sie pünktlich dreispännig daher.*

...

Anlässe nimmt Sauter allorts her, gute und böse, vorteilhafte und schlimme, gerade wie das Leben sie ihm eingibt. Geschmacklosigkeiten könnten wir ihm ankreiden, wüßten wir nicht, wie er's meint.

Die Cholera (1831)

*Nicht lange mehr, und sie ist da,
Die Wanderpest aus Asia,
Die schreckenvolle Cholera.*

*Ob ich mich fürchte? Freilich, ja!
Was schon viel Tausenden geschah,
Das blüht auch uns, der Tod ist nah.*

*Vielleicht, daß diese Pestmama [!]
Uns nicht zum Raube sich ersah,
Und fort zieht nach Italia.*

*Vielleicht, daß uns der Großpapa
Verschont mit dieser Domina —
Dann sängen wir Halleluja!*

Eine eigene Gruppe bilden die „Briefe und Zeugnisse“, davon eine Dankadresse an einen Klavierstimmer:

*Mein Klavier war ganz verstimmt.
Meliset, der laute Sprecher
Und der Freund vom vollen Becher,
Dem kein Sturm den Mut benimmt,
hat mir's wieder gut gerichtet
Und mich ihm zum Dank verpflichtet.
Dieses schreibt auf sein Gesuch
Ihm in sein Empfehlungsbuch
Sauter.*

Wie hatte es im „Meliset“-Gedicht geheißt?
„Meliset, der Saitenstimmer, / Streicht im Frohsinn durch die Welt; / Seine Kunst verdient ihm immer / Ein erkleckliches Tuschengeld.“

Daß Banales humoristisch wirkt, beweist u. a. ein „Attestat für einen Kaminfegergesellen“:

*Hohn, Herrn Vorwerks treuer Diener,
Reinigte auch die Kaminer
Hier in unserm ganzen Ort,
Und ging heut' mit Ehren fort.*

„Jüdische Stücke“ dürfen nicht verschwiegen werden, als Beispiele wählen wir den Vierzeiler vom „sterbenden Schmul und sienem Sohn“:

*'s wird dunkel — sprach der Schmul zu seinen Erben —
Gafrila, zünd' ein Licht an, ich muß sterben!
Nu Etta — spricht der Sohn — das braucht Ihr nicht,
Ihr könnt aach sterba ohne Licht.*

Religiöses findet sich in der Abteilung „Psalmenlieder und andere Gesänge“, wir entnehmen aus dem Gedicht „Das Dasein Gottes“ die beiden ersten Strophen:

*O Gott, in Thal und Höhen
Kann ich dein Dasein sehen.
Dein Name ist zu lesen
In allen Erdenwesen.
Die große Welt voll Leben,
Zur Lust und zum Erheben,
Ruft, wo ich geh' und stehe:
Gott ist in deiner Nähe.*

Es wäre ein leichtes, weitere Spalten und Seiten mit Sauterschen Gedichten und Gedichtauszügen zu füllen. Sie ermüden nicht, sie amüsieren zumindest, in sinnvoller Dosis genossen. Freilich gibt es immer wieder neue Situationen und auch neue Einfälle, doch sie verändern das Gesagte nicht, und sie erweitern auch nicht das bislang von uns Ausgewählte und Gebotene. „Biedersinn und Nativität. . . hat hier den göltigsten Ausdruck gefunden. Es war das Charakteristikum einer Epoche, die sich nach den Wirren einer aufgebrauchten Revolutionszeit wieder nach dem Winkelglück harmloser Idyllik sehnte. . .“ versuchte es Klausing (vgl. o.) zu umschreiben und zusammenzufassen. Nicht Großes, aber Echtes. Wilhelm E. Oeftering wertet sein Schaffen dahinaus („Geschichte der Li-

teratur in Baden — II. Teil“, Karlsruhe 1937): „In der Tat darf er sich rühmen, ein paar Volkslieder gedichtet zu haben, die gesungen wurden und auf fliegenden Blättern gedruckt wieder in sein Haus zurückzukehren. . .“. Und in seinem Aufsatz „Samuel Friedrich Sauter“ („Badische Heimat“, Heft 3, 1938) bezeichnet ihn der badische Literaturhistoriker als „Das Urbild des Biedermeier. . . aber für die Komik, die gelegentlich darin steckt, braucht man trotzdem nicht blind und taub zu sein. . .“.

Seine Nachfahren Kußmaul und Eichrodt haben das erkannt und genutzt. Auch anonym sind solche übernommenen Verse dann bei einem viel breiteren und gebildeteren Publikum angekommen. Doch das ist ein weiteres Feld und führt über unser Thema hinaus. Als eine „mikroskopisch kleine Welt“ bezeichnet Karl Hesselbacher („Silhouetten neuerer badischer Dichter“, Heilbronn 1910) den Sauterschen Lebens- und Dichtungsraum. Er spricht auch von „Heimat und Volksseele“ und von der „echten Dorfpoesie“ und erwähnt eigens den „Unterton der Ironie“. Zwischen Hebel und Nadler hat ihn Hesselbacher — zumindest zeitlich zurecht — angesiedelt. Allerdings führt ihn August Friedrich Raif in seinem Bändchen „Die ba-

dische Mundart-Dichtung“ (Konstanz 1922) nicht mit auf. Nur in der Wiedergabe von Gesagtem bedient sich Sauter hie und da eines Mischdialekts jener nordbadischen Gegend.

Wie aber halten es die größeren, die überregionalen zuständigen Literaturgeschichten und -lexika? Summarisch gesehen: Fehlansätze bislang, was nicht verwundert. Oder aber im Zusammenhang mit der Entstehung des Biedermeier: kurze Nennung mit Lebensdaten und Fortführung der Linie Kußmaul — Eichrodt.

Wir aber, seine Landsleute, wollen ihn weder übergehen noch vergessen. Er hat es verdient, mit seinen Versen und mit seinem bescheidenen Auch-Poeten-Leben dann und wann sich wieder zu vergegenwärtigen. Gemessen an diesen und jenen anderen Produkten seiner Zeit, ist er mit seinen Gedichten lebendig genug, nicht nur zitiert, sondern auch aufrichtig neu entdeckt und geschätzt zu werden. Er ist nicht nur eine Möglichkeit und ein Ausdruck seiner Zeit, er ist in gewisser Weise auch ein Ahnherr unserer Literatur, wenn nicht unserer selbst. Daß er uns noch anzusprechen vermag, spricht für ihn und vielleicht auch ein wenig für uns.

So wit

*Glaubsch,
s chunnt no neso wit,
aß si so wit göhn,
aß sie z wit göhn!
Däno si mer so wit!
Würsch seh,
so wit chunnt s no!*

Gerhard Jung

Bernhard Lamey zum Gedächtnis

21. 3. 1894 — 17. 9. 1980

Josef Müller, Karlsruhe

Kindheit in Karlsruhe

Im Schloßgarten beugte sich an der Spitze ihrer kleinen Suite die Hohenzollern-Prinzessin Luise, Gemahlin des Großherzogs Friedrich I., zu dem Buben nieder und fragte die knicksende Begleiterin: „Wem gehört denn das hübsche Kind?“ Auf die Antwort: „Dem Professor Lamey!“ strich ihm die Großherzogin übers Haar und schritt mit ihren Damen weiter.

Der kleine Bernhard muß schon als Kind lebhaft und einfallsreich gewesen sein, denn eines Tages wurde die Mutter von einer Nachbarin gefragt: „Sagen Sie mal, Frau Professor, Ihr Büble ist doch noch so klein und kann doch noch gar nicht laufen. Zufällig sehe ich aber manchmal sein blondes Köpfchen sich rasch durch das ganze Zimmer bewegen. Wie geht denn das zu?“ — „Ganz einfach,“ klärte die Mutter die Nachbarin auf (die wohl nicht so ganz zufällig Zeugin dieses frühen Fortkommens geworden war), „wenn der Bub auf dem Töpfchen sitzt, stößt er sich mit den Beinchen ab und saust auf seinem Topf wie auf einem Schlitten über das glatte Parkett“. Diese Beweglichkeit, geistig und körperlich, ist dem am 21. März 1894 in Karlsruhe geborenen Bernhard Lamey bis ins hohe Alter geblieben.

Vorerst lebte er aber noch in seiner Vaterstadt, und da war es von der Friedenstraße, in der die Familie wohnte, bis zum Stadtgarten nicht weit, wo es ihn in den Zoo lockte, vor allem zu den lebhaften und vergnüglichen Affen — freilich nicht nur ihn und die begleitende Mama, sondern an einem schönen Sonntagmorgen mit vielen anderen Besuchern auch einen strammen Gardegrena-

dier in weißen Hosen und seinen Schatz, wohl ein Dienstmädchen, das Ausgang hatte und dazu wie eine Landpommeranze aufgedonnert war. Der ganze Stolz dieser aufgetakelten Begleiterin war ein nach der damaligen Mode wagenradgroßer Hut, der mit einer Gärtnerei künstlicher Blumen garniert war. In der Hand trug die Schöne ein Sonnenschirmchen, mit dem sie den Affen, der sich gerade an einer Nuß gütlich tat, ohne Unterlaß stichelte und neckte. Der Affe rückte auf die Seite — der Klügere gibt nach, mochte er sich denken —, aber der Schirm folgte ihm. Er knurrte die Schirmträgerin an, die aber nicht nachließ, ihn zu sticheln, bis es dem Affen zu bunt wurde. Er ließ die Nuß fahren, sprang mit der sprichwörtlichen Geschwindigkeit seiner Art am Gitter hoch — und machte von der einzigen Waffe Gebrauch, die ihm in seiner Lage zur Verfügung stand: zielsicher richtete er einen kräftigen Strahl auf das Gedicht von einem Hut und den ihn garnierenden Blumenschmuck. Aufkreischend flüchtete die Begossene — der Affe grinste hinter ihr drein, ehe er sich wieder seiner Nuß zuwandte. Noch der Fünf- undsechzigjährige freute sich, als er diese Kindheitserinnerung niederschrieb, über den Scharfsinn der „unvernünftigen Kreatur“, die ihre Feindin an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen hatte.

So derb ging es nicht immer zu im Leben des kleinen Bernhard, der sich noch im Alter als waschechter Brigant fühlte und gerne an seine Karlsruher Zeit zurückdachte. Musik, Dichtung und Malerei streiften mit ihren Flügeln schon früh den Knaben, denn im

letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts war Karlsruhe eine musische Stadt mit einem reichen geistigen und kulturellen Leben, an dem die Eltern des kleinen Bernhard lebhaften Anteil nahmen, zumal es noch eine Gesellschaft gab, die reichen Verkehr untereinander pflog und auch die Kinder von ihren Bestrebungen nicht ausnahm. Schon hatte der junge Lamey in der auf das Gymnasium vorbereitenden „Vorschule“, einer Schulart, die es heute nicht mehr gibt, Freunde gewonnen wie den Sohn des Münzdirektors, den nachmaligen Musikschriftsteller und Hebeforscher Wilhelm Zentner, die Kinder aus den alten Karlsruher Offiziersfamilien von Grolman und von Pfeil — als 1902 der Vater nach Freiburg versetzt wurde und das Leben der Familie in der Haupt- und Residenzstadt endete. Noch nach Jahrzehnten stattete aber der Bub aus der Friedenstraße seiner Vaterstadt den Dank ab für die frühe Prägung, die er durch sie erfahren hatte: „Ich habe im Laufe meines Lebens viele Städte gesehen, aber ich kam zu dem Resultat, daß der Eindruck der architektonischen Vollkommenheit und Harmonie, den ich als Kind von meiner Vaterstadt empfangen hatte, keineswegs vor anderen großartigeren Städteanlagen verblaßte, sondern von der Erfahrung der Reifejahre bestätigt wurde. In der Tat, Karlsruhe in seinem eigentlichen Kern wird von keiner anderen Stadt beschämt, was die Reinheit, Konsequenz und schlichte Größe seiner städtebaulichen Konzeption anbetrifft.“

Die Familie Lamey

„Des alten Kadmos neuer Stamm . . .“ pflegte der klassisch gebildete Professor Dr. phil. Ferdinand Jakob Lamey zu sagen, wenn er seinen Erstgeborenen an der Hand nahm. Er mochte dabei seiner Vorfahren gedacht haben, deren körperliches und geistiges Erbgut er weitergab.

Der Ursprung der Familie Lamey ist nicht ganz geklärt. Nach der einen Version

stammt sie aus der Bretagne, nach einer anderen ist sie irischer oder schottischer Herkunft — Bernhard Lamey selbst führt die Familieneigenschaften künstlerische Begabung, Phantasie, Witz und Ironie auf keltische Vorfahren zurück. Nachweisbar sind die Lamey in neuerer Zeit im Sundgau und wie die anderen Familien mit dieser Namensendung dort sicher französischen Ursprungs. Ins tolerantere Elsaß waren die seit dem 16. Jahrhundert protestantischen Lamey wohl aus Glaubensgründen gekommen. Die Familie, von welcher der badische Zweig abstammt, lebte seit dieser Zeit in Münster, wo ein Clauß Lamey im Bürgerverzeichnis vom Jahre 1644 aufgeführt ist. Von ihm stammt in der siebten Generation Andreas Lamey ab, der Ahnherr des badischen Zweigs der Familie. Waren die Vorfahren im Oberelsaß noch bauerlicher und kleinbürgerlicher Herkunft, so war dieser Ahnherr bereits Hofrat und Historiker und wies damit seinen Nachfahren die Richtung für ihre geistige und berufliche Betätigung.

Im Jahre 1763 wurde Andreas Lamey an die neu gegründete Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften in Mannheim berufen, womit die Geschichte der badischen Lamey beginnt. Von seinem erstgeborenen Sohn Ernst stammt der Rechtsprofessor und Innenminister im liberalen Kabinett Stabel, der Reform- und Abgeordnete im ersten Deutschen Reichstag August Lamey (1816—1896) ab, um dessetwillen noch heute der Name Lamey jedem Badener bekannt ist. Er wandelte das Großherzogtum Baden vom Polizeizum Rechtsstaat und trug mit einer neuen Gemeindeordnung und anderen Reformen dazu bei, dem ehemaligen Lande Baden den Ruf eines „Musterländle“ zu verschaffen. Einen bemerkenswerten Teil seiner Reformen bildete die Judenemanzipation mit der völligen staatspolitischen Gleichstellung der Mitbürger mosaischen Glaubens mit den anderen Bürgern: ihre Religionsgemeinschaft wurde im Großherzogtum Baden zur dritten Landeskirche. In den meisten badischen

Städten künden noch Straßen und Plätze mit seinem Namen vom Wirken dieses Mannes. Jenseits und diesseits des Rheins machten die Lamey dem Namen der Familie Ehre. Ein anderer August (1772—1861) war als elsässischer Dichter erfolgreich, in Straßburg ist noch eine Straße nach ihm benannt. Getreu der Vermittlerrolle seiner Heimat dichtete er in zwei Sprachen, französisch und deutsch. Doch auch der badische Zweig der Familie blühte und gedieh. Ein Sohn des Ministers, Hubertus, brachte es bis zum General, er starb 1958, fast neunzigjährig (Langlebigkeit und Kinderreichtum sind in der Familie erblich), nachdem er im geistigen und gesellschaftlichen Leben der Stadt Donaueschingen tonangebend und dem alten Fürsten von Fürstenberg in Freundschaft verbunden gewesen war.

Von einem jüngeren Sohn des Ahnherrn Andreas stammt in der vierten Generation Bernhard Julius Lamey ab, dessen Vater Ferdinand (1852—1925) nach dem Studium (Germanistik, Romanistik, Geschichte) und nach der Promotion in den badischen Staatsdienst trat. In dieser Position ehelichte er die Pfarrerstochter Maria Leichtlen, deren Familie aus dem Bauland stammte und die eine sorgfältige Erziehung und eine Ausbildung als Lehrerin erhalten hatte.

Hatte der Vater Ferdinand Lamey zunächst eine Stelle als Bibliothekar an der Hof- und Landesbibliothek Karlsruhe mit einer hochbefriedigenden Tätigkeit inne (u. a. die Inventarisierung der romanischen Handschriften von der Insel Reichenau, die zu den kostbarsten Schätzen der Landesbibliothek gehören), wurde er später als Professor in den Schuldienst übernommen und an das Gymnasium in Achern berufen, bis er 1892 nach Karlsruhe zurückkehrte, wo er an der Höheren Mädchenschule in der Sophienstraße, aus der das Fichtegymnasium hervorgegangen ist, und danach an der Goetheschule tätig war. Der Vater war ein in den Künsten erfahrener Mann, der selber dichterisch tätig war und regen geistigen Umgang mit dem



Bernhard Lamey in den letzten Lebensjahren.
Foto-Inhoffen, Freiburg

musischen Teil der Karlsruher Gesellschaft pflog.

Die Karlsruher Zeit Bernhard Lameys endete, als der Vater im Jahre 1902 an die Lehrerinnenbildungsanstalt in Freiburg berufen wurde. Dort besuchte der Sohn das Rotteckgymnasium (Abitur 1913) und danach die Universität Leipzig, an der er Germanistik, Anglistik und Publizistik studierte. Am Ersten Weltkrieg nahm er (1915—1918) im Osten und Westen als freiwilliger Krankenpfleger teil, nachdem er nicht bereit gewesen war, mit der Waffe in der Hand zu dienen — eine Gewissensentscheidung, die offenbar schon damals möglich war.

Als Korrespondent im Baltikum

Das einschneidendste Ereignis im Leben Bernhard Lameys war sicher seine Berufung als Korrespondent ins Baltikum. Eines Tages, im Spätherbst 1920 — so schildert es Lamey



Riga,
 Marktplatz mit Rathaus und Petrikerk im 19. Jahrhundert. Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin

in seinen Erinnerungen —, schrillte das Telefon, an dem er mit der Frage überfallen wurde, ob er nach Riga gehen wolle — nur für ein paar Wochen zur Berichterstattung über die russisch-polnische Friedenskonferenz. Um es vorwegzunehmen: aus den wenigen Wochen, die er bleiben sollte, wurden 19 Jahre.

Ins Baltikum geschickt hatte ihn die DENA (Deutsche Nachrichten-Agentur), als deren Korrespondent und als Mitarbeiter vieler Zeitungen und Zeitschriften er über die baltischen Staaten berichtete; außerdem war er Rundfunkkommentator beim Radio Riga. Diese interessante und fruchtbare Tätigkeit, auf die er durch seine Ausbildung am damals neu gegründeten Universitätsinstitut für Pu-

blizistik in Leipzig vorbereitet war, hatte einen offiziellen Anstrich. Hinter seiner Berufung steckte das Auswärtige Amt, dessen führender Kopf der „Ostler“, Frh. v. Maltzan, der Meinung war, die Parias unter den Völkern, Rußland und Deutschland, müßten sich einander nähern, was Frankreich zu verhindern suche, indem es in Gestalt der Kleinen Entente einen cordon sanitaire zwischen die beiden Länder lege. In diesem Sperrgürtel fehlten nur die baltischen Staaten, an deren Unabhängigkeit und Neutralität uns daher gelegen sei. Der Weg zur Annäherung führe nur über Riga — so instruierte der Diplomat den Journalisten, nicht ohne zu betonen, daß er als erster seines Berufs nach Nordosteuropa gehe und daher große Verantwortung trage.

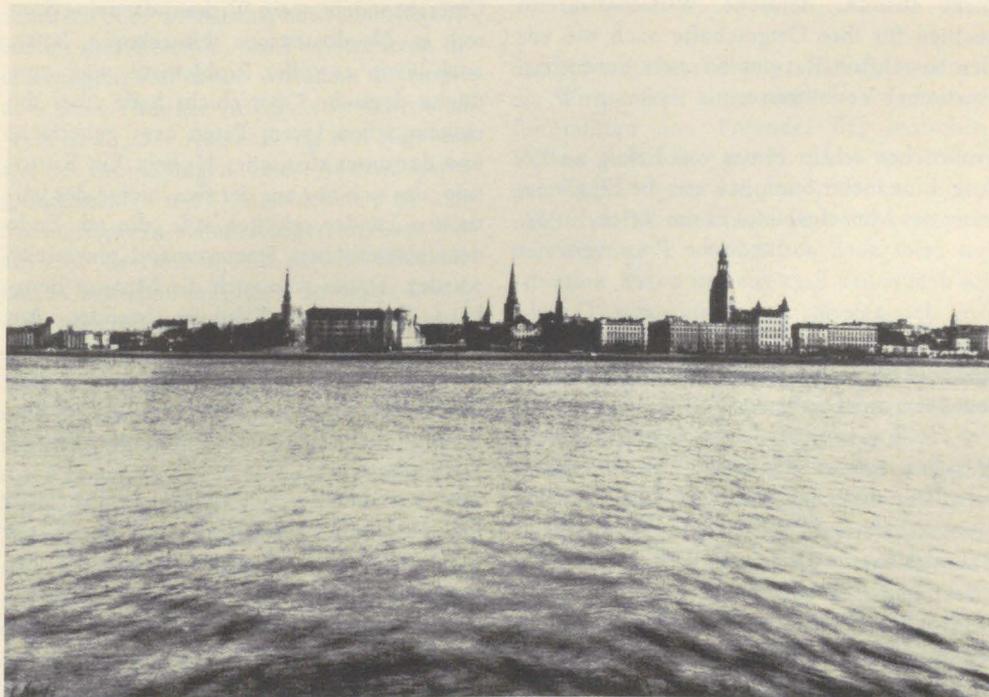
Auf diese Weise war es Lamey beschieden, die Entwicklung der baltischen Staaten, die im Verlauf des 18. Jahrhunderts zu Rußland gekommen waren und sich aus diesem Staatsverband erst nach dessen Zusammenbruch 1917 und nach der Revolution lösen konnten, sozusagen von innen heraus zu verfolgen und darüber zu berichten. Er konnte den kurzen Weg ihrer Eigenstaatlichkeit um so vorurteilsloser betrachten, als er unvoreingenommener Süddeutscher war, dem auch die staatstragenden Elemente seines Gastlandes Vertrauen entgegenbrachten. Vor allem war es ihm vergönnt, nicht nur die deutsche, sondern auch eine breitere europäische Öffentlichkeit mit den Existenzfragen der drei kleinen Völker vertraut zu machen und für ihre Belange zu werben.

Der Bannstrahl aus der Heimat

Ein rundes Dutzend Jahre konnte Lamey als Chefkorrespondent der Ullstein Presse, u. a. der „Vossischen Zeitung“, von Riga aus über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Baltikum berichten. Dies änderte sich, als in seiner Heimat Hitler ans Ruder kam und die Umgestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland der Tätigkeit dieses Auslandskorrespondenten den Boden entzog. Die gegnerische Einstellung des Demokraten Lamey war den neuen Machthabern nicht unbekannt geblieben, deshalb folgte Schlag auf Schlag: zuerst wurde seine Position bei der „Vossischen Zeitung“ (die bald darauf ihr Erscheinen einstellen mußte) kurzfristig aufgekündigt. Dann wurde er aus dem „Reichsverband der Deutschen Presse“

*Riga,
Stadtbild von Südwesten*

Foto: Marburg



ausgeschlossen und erhielt gleichzeitig Schreibverbot. Schließlich wurde auch noch die Wirksamkeit des Verlags, den er in Riga gegründet hatte, unterbunden. Der Bannstrahl aus dem Reich traf einen Mann, der inzwischen geheiratet hatte und Vater von drei (später vier) Kindern geworden war.

Jetzt lohnte es sich, daß der Journalist Lamey nicht nur für deutsche Zeitungen gearbeitet hatte, sondern auch für skandinavische Blätter, die nicht im Machtbereich des Diktators lagen. Trotzdem hub eine Zeit bitterer Not an, die nur dadurch überstanden werden konnte, daß sich das Kapital an Vertrauen, das er im Gastland erworben hatte, zu verzinsen begann: die Telegrafagentur Lettlands nahm ihn in ihren Dienst und beauftragte ihn mit der Herausgabe einer „Baltischen Korrespondenz“, einer vor allem für Diplomaten bestimmten Informationsschrift.

Hinzu kam die Tätigkeit beim Rundfunksender Riga. Auch das Schreibverbot wirkte nicht absolut: deutsche Wirtschaftskreise suchten für ihre Ostgeschäfte nach wie vor den bewährten Rat des Kenners nordosteuropäischer Verhältnisse.

Inzwischen schritt Hitler von Erfolg zu Erfolg. Eine dieser Stationen war die Eingliederung des Memelgebietes in das Reich, zu deren Feier auch ausländische Pressevertreter aus dem nahen Riga gebeten waren, unter ihnen der amerikanische Journalist Donald Day. Ihm war wie jedem der Gäste ein junger SS-Offizier beigegeben, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, einem Ausländer die Blut- und Boden- und vor allem die Rassentheorie in allen Einzelheiten zu erläutern. Der Gast ließ alles geduldig über sich ergehen, um schließlich mit einem kurzen Satz das Fazit zu ziehen: „Well, genau nach dieser Methode züchten wir in Amerika das Rindvieh!“ Mit Behagen schildert Lamey in seinen Erinnerungen dieses Erlebnis eines Kollegen.

Das Ende im Baltikum

Die Annäherung an Rußland kam — freilich anders, als es sich einst deren Befürworter im Auswärtigen Amt gedacht hatten. Daß der am 23. 8. 1939 zwischen Hitler und Stalin geschlossene Nichtangriffspakt mit dem Anhängsel eines geheimen Zusatzprotokolls das Ende der Eigenstaatlichkeit im Baltikum bedeutete — darüber mußte man sich im klaren sein, denn bald darauf lief auch in Riga ein in Moskau auf den Unterhändler Hitlers, seinen Außenminister Joachim von Ribbentrop, geprägtes höhnisches Epigramm um, das man auf deutsch etwa so wiedergeben könnte:

Dank dir, daß du ein Fenster, Jochen
uns nach Europa aufgebrochen!

Hitler erleichterte den Russen den Vollzug der Abmachungen, indem er die deutschstämmigen Balten in die Heimat rief, die ihre Vorfahren verlassen hatten, und auf diese Weise 700 Jahre deutschen Wirkens im Osten beendete — ein Wirken, das seine Spuren in Nordosteuropa hinterlassen hatte, auch wenn es voller Problematik war: eine dünne deutsche Oberschicht hatte über die einheimischen Liven, Esten usw. geherrscht und das unter russischer Hoheit. Ein Kuriosum, das sich nur aus der Geschichte der baltischen Länder erklären läßt, die am Ende dem sowjetischen Staatsverband einverleibt wurden. Damit war auch die Mission Bernhard Lameys im Baltikum beendet. Am 4. November 1939 verließ er mit seiner Familie Lettland — ein schmerzlicher Abschied, der auch von vielen Letten bedauert wurde, die in ihm einen Freund ihres Landes kennen gelernt hatten.

Fortan nahm er in der Heimat an dem Schicksal seines Vaterlandes teil. Die Firma Robert Bosch in Stuttgart ermöglichte ihm einen beruflichen Neubeginn, bis er 1944 total ausgebombt und aus der Stadt evakuiert wurde. Als nach der vollkommenen militärischen Niederlage das Regime beseitigt war

und ein neuer Anfang gemacht wurde, berief ihn das Kultusministerium unter Heuss und Bäuerle in die Leitung der neu aufzubauenen Staatlichen Akademie für Lehrerfortbildung auf der Comburg bei Schwäbisch-Hall, an der er vierzehn Jahre lang tätig war. Ab 1960 im Ruhestand, war er noch drei Jahre für den Herder-Verlag in Freiburg tätig, schrieb seine Erinnerungen, ordnete seine Schriften — geistig beweglich und rege, bis er am 17. September 1980 im 87. Lebensjahr friedlich entschlief.

Das Baltikum hatte ihm nicht nur eine erfolgreiche berufliche Tätigkeit, sondern auch eine treue Lebensgefährtin beschert: 1922 verheiratete sich Bernhard Lamey mit Luise Poeld aus Riga, welcher Ehe ein Sohn und drei Töchter entsprangen, deren sieben Enkel den Fortbestand auch dieses verdienstvollen Zweiges der Familie Lamey sicherstellen.

Würdigungen

Von Bernhard Lamey stammen zahlreiche Schriften über Osteuropa, aber auch Jugendbücher und Romane, nicht zuletzt seine Erinnerungen, von denen vor allem diejenigen über seine Tätigkeit in Riga von dauerndem Wert sind. „Der Katzenkönig von Riga und andere Erinnerungen eines Auslandskorrespondenten“, 1977 erschienen, ist ein Memoirenwerk ersten Ranges, darüber hinaus eine Geschichtsquelle für das schicksalhafte Geschehen im Osten. So belegt Lamey u. a. überzeugend die Verhandlungsbereitschaft Polens und seines Außenministers Beck, auf welcher Seite man durchaus bereit war, über den umstrittenen „polnischen Korridor“ mit sich reden zu lassen und damit den Kriegsgrund zu beseitigen, was aber Hitler nicht in den Kram paßte.

War schon Lameys „Katzenkönig“ ins Lettische übersetzt worden und in den USA erschienen, so nahmen lettische Exilzeitungen erst recht am Tode dieses geschätzten Mannes lebhaften Anteil. Nachrufe erschienen in der Wochenzeitung „Latvija“ (Eutin) und in



Riga
Schwarzhäupterhaus

Foto: Marbug

der New Yorker Zeitung „Laiks“, in denen die Wirksamkeit eines objektiven deutschen Journalisten und Freundes des lettischen Volkes gewürdigt wurde. Man versicherte den Angehörigen, daß das Andenken dieses trefflichen Mannes nicht so rasch vergessen sein wird.

Bernhard Lamey und Conradin Kreutzer

Als Badener und Abkömmling einer den Musen ergebenen Familie suchte Lamey alsbald nach seiner Ankunft in Riga das Grab des Komponisten Conradin Kreutzer auf. Er freute sich, daß er die Ruhestätte behütet und gepflegt vorfand und noch eine Kranzschleife von der Verehrung dieses Mannes durch die sangesfrohen Balten kündete. Er ist auch sonst dem Leben und Sterben seines Landsmannes in der Hauptstadt Lettlands nachgegangen und hat darüber berichtet.

Als der Verfasser dieses Nachrufs das Grab Kreuzers im Juni 1980 besuchte, traf er es zwar nicht verwahrlost, aber weniger gepflegt an als Lamey. Dies sollte sich bald ändern. Als im August des Gedenkjahres 1980 der Meßkircher Kreuzerchor mit 70 Teilnehmern nach Riga reiste und das Grab des am 22. 11. 1780 geborenen Komponisten besuchte, fand diese erste Abordnung aus seiner Vaterstadt die Ruhestätte für ihre Feier hervorragend hergerichtet, was vor allem das Verdienst des über 80 Jahre alten Mesmers der — inzwischen geschlossenen — katholischen St. Franziskus-Kirche war, der zudem ein kleines Kreuzer-Archiv besitzt und um die Erhaltung des Grabes bemüht ist, dessen sich nunmehr auch der Stadtsowjet von Riga auf Grund einer alten Verpflichtung annehmen will. Es war eine erhebende Feier, als am Grab die Lieder des Komponisten, gesungen von Männern und Frauen seiner Heimatstadt, erklangen und Günther Schäuble, der erste Vorsitzende des Kreuzer-Chors, eine Gedenkrede hielt unter Teilnahme offizieller lettischer und deutscher Stellen. Die Abordnung hatte Gelegenheit, auch mit der Bevölkerung in Kontakt zu kommen und dabei die sprichwörtliche baltische Gastfreundschaft kennen zu lernen: eine Lettin, die kein Wort Deutsch sprach, schenkte einer Teilnehmerin spontan einen alten Bernstein schmuck.

Wenn auch die Fahrt des Meßkircher Kreuzerchors wohl die wichtigste Veranstaltung im Gedenkjahr des Komponisten war, so war sie keineswegs die einzige. Es ist Chronistenpflicht nachzutragen, daß die Vaterstadt ein Jahr lang das Gedenken ihres Sohnes feierte: mit einer Pressekonferenz, mit Radio- und Fernsehsendungen, vor allem aber mit seinen Werken, mit der Aufführung der Oper „Das

Nachtlager von Granada“, mit Chorkonzerten, Klavierabenden und auf manche andere Weise. Auch die regionale Presse ehrte das Andenken des Komponisten, nicht zu vergessen die gut informierende Festschrift, welche die Stadt Meßkirch ihrem in ferner Erde ruhenden Sohn gewidmet hat.

Als der gute Europäer, der er zeitlebens war, hätte Bernhard Lamey, der den Spuren seines Landsmannes in der Stadt Riga, die auch ihm Schicksal wurde, nachgegangen ist, sich gefreut, wenn er von dieser neuen Verbindung zwischen dem Südwesten und dem Nordosten unseres Kontinents noch hätte erfahren können.

Anmerkung

Für diesen Nachruf wurden die folgenden Arbeiten von Bernhard Lamey verwendet:

Des alten Kadmos neuer Stamm . . . Reminiszenzen und Glossen, als Manuskript vervielfältigt 1961,

An Konradin Kreuzers Grab — Rigaer Erinnerungen, Ekkhart 1962, Seite 177,

Der Katzenkönig von Riga und andere Erinnerungen eines Auslandskorrespondenten, Hannover-Döhren 1977,

Traum von Reval und weitere Erinnerungen eines Auslandskorrespondenten, Hannover-Döhren 1980, Lebenslauf-Skizze von Bernhard Lamey sowie Briefe von ihm und seiner Gattin an den Verfasser, siehe auch die Besprechung von Büchern Bernhard Lameys in Badische Heimat 1/1979, Seite 141 und 1/1980, Seite 139 sowie Das Grab im Norden — Baltisches und Badisches — zur 200. Wiederkehr des Geburtstags von Conradin Kreuzer, Ekkhart 1981, Seite 135,

weiter lagen der Arbeit zugrunde die von Herrn Studiendirektor Dr. Werner Fischer freundlicherweise übermittelten Unterlagen über die Veranstaltungen zur 200. Wiederkehr des Geburtstags von Conradin Kreuzer in seiner Vaterstadt und über die Fahrt nach Riga.

In memoriam

Prof. Dr. Friedrich Bentmann

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Am 18. November 1980 verschied in Karlsruhe im Alter von 80 Jahren Prof. Dr. Friedrich Bentmann. Mit ihm ging ein Grandseigneur der geistigen Landschaft der alten Residenzstadt aus dieser Welt und hinterläßt eine kaum zu schließende Lücke, die lange schmerzlich fühlbar bleiben wird.

Friedrich Bentmanns Wirken läßt sich um drei Hauptmerkmale gruppieren: Das literarische Leben, die pädagogische Provinz und sein Einsatz für die deutsch-französische Verständigung und Freundschaft.

Der am 2. August 1900 als Sohn eines Marinearztes Geborene verlebte seine Schulzeit in Kiel und kam nach dem Abitur 1920 nach Karlsruhe, wo er — von früherer Liebe zur Literatur getrieben — als Volontär in die bekannte Bielefeldsche Buchhandlung am Marktplatz eintrat, um die Buchhändlerlaufbahn einzuschlagen. Nach zwei Jahren folgte das Studium der neueren Sprachen und der Literatur an den Universitäten München, Leipzig, Würzburg und Heidelberg. 1930 promovierte Bentmann über die Racine-Kritik in der französischen Romantik. Sein Doktorvater, Prof. Ernst Robert Curtius, erkannte die glückliche Verbindung von Wissenschaft und pädagogischer Veranlagung in dem Doktoranden und gab ihm den Rat, in den Schuldienst einzutreten. Und der Rat wurde befolgt. Nach der Lehrtätigkeit an verschiedenen Gymnasien wurde Friedrich Bentmann im Jahre 1936 an die Pädagogische Hochschule Karlsruhe berufen, wo er als Professor seine Studenten entscheidend mitprägte. Prof. Bentmann war eine echte Autorität, die auf seinem profunden Wissen, seiner Noblesse, seiner Leistung und integren Persönlichkeit beruhte. Er erzog zu gewis-

senhafter Arbeit, zu wissenschaftlichem Denken und bemühte sich in seinen Seminaren um die Freilegung der geistigen Kräfte seiner Hörer. Das waren Eigenschaften, die ihn im weiteren Verlauf seiner pädagogischen Tätigkeit nach Kriegsende voll zustatten kamen. Er faßte wieder Fuß im Karlsruher Bismarckgymnasium, wo er 1957 Gymnasialprofessor wurde, um anschließend von 1960 bis zu seiner Pensionierung 1966 als Oberstudiendirektor das große Helmholtzgymnasium Karlsruhe zu leiten. Friedrich Bentmann wird bei seinen Kollegen und Schülern unvergessen bleiben, denn er war ein Direktor eigener Prägung, voller Esprit, unkonventionell, überlegen die Kunst der Men-

Prof. Dr. Friedrich Bentmann



schenführung handhabend. Er hat gleichzeitig, wie es im Nachruf des Gymnasiums hieß, „als Kenner und Vermittler der bleibenden Wertnormen christlich-abendländischer Tradition im besten Sinne prägend auf seine Umwelt gewirkt.“

Eine so reiche Persönlichkeit, wie sie Prof. Bentmann war, blieb in ihrem Wirkungsreich natürlich nicht auf die Schule beschränkt. Von 1966—1977 war er Geschäftsführer der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund). Er hat sich in dieser Tätigkeit hervorragende Verdienste erworben, weil er sein ganzes Wissen und Organisationstalent einbrachte. Der Förderung und Pflege der Literatur, speziell auch der modernen, galt sein ganzes Engagement, obwohl Goethe und im Alter auch Fontane seine Neigung gehörte. Ungezählte Dichterlesungen — seine Einführungen waren ein Genuß — und viele Ausstellungen veranstaltete er in der Röntgenstraße und war selbst ein begeisterter Führer durch das angeschlossene Oberrheinische Dichtermuseum. Hohe Maßstäbe hat Friedrich Bentmann an die Jahressbände gesetzt, die er für die Gesellschaft herausgab, als Beispiel dafür mag „René Schickele, Leben und Werk“ gelten. Seine rednerische und geistige Brillanz wurde in vielen Vorträgen sichtbar, die er landauf, landab hielt. Karlsruhe selbst profitierte natürlich am meisten von Prof. Bentmann, der Stadt galt auch das Buch „Karlsruhe im Blickfeld der Literatur“ (1969). Er war ein hervorragender Kenner des geistigen Lebens der Stadt, und viele nützliche Impulse sind von ihm ausgegangen. Die meisterhafte Beherrschung des Wortes in Rede, Gespräch und Schrift, seine immer noble Gesinnung machten seine Aufsätze, Schriften und Editionen zu willkommenen literarischen Ereignissen. Sie spiegeln die Klarheit der Gedanken, die Kunst des Formulierens und die Gültigkeit des Urteils von Friedrich Bentmann wider. Aus gesicherter geistiger Tradition kommend, gelang ihm beispielhaft die Aufgeschlossenheit dem Neuen gegenüber.

Die Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen lag Friedrich Bentmann besonders am Herzen. Mit Gleichgesinnten gründete er bereits 1930 den Sohlberg-Kreis, dem es darum ging, eine Brücke nach Frankreich zu schlagen. Die Ziele waren zukunftsweisend, denn über den Kulturaustausch, Förderung der Sprachen und dem Knüpfen vielfältiger menschlicher Beziehungen sollte das Verstehen und die Anerkennung des anderen erreicht werden. Es war verständlich, daß Prof. Bentmann im 2. Weltkrieg zum OKW abgeordnet wurde, wo er für die geistige Betreuung der westlichen Gefangenen zuständig war. Nach dem Kriege wurde er wieder aktiv und gehörte zu den Gründern der deutsch-französischen Gesellschaft in Karlsruhe und wurde deren Vorsitzender. Er war der erste Initiator der Ferienkurse französischer Schüler in der Bundesrepublik und war ebenso ein Förderer der Städtepartnerschaft Karlsruhe—Nancy. Unermüdlich war er bis zu seinem Lebensende für Verständigung und Freundschaft mit unserem französischen Nachbarn tätig. Seine weitreichenden Verbindungen, oft über Sprache und Literatur geknüpft, waren ihm dabei eine große Hilfe.

Ehrungen für diesen Mann konnten nicht ausbleiben. 1967 erhielt Prof. Bentmann das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse und von der Elsässischen Akademie Colmar, deren Mitglied er wurde, einen Ehrenpreis.

Wie schon erwähnt, beschäftigte die Altersweisheit Fontanes Prof. Bentmann in seinen letzten Jahren stark. Deshalb möge hier der Schluß der Würdigung stehen, welche die Literarische Gesellschaft ihrem langjährigen Geschäftsführer widmete als Trost und Verpflichtung zugleich, die Verse Theodor Fontanes:

Leben

*Leben; wohl dem, dem es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot,
Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, daß es endet,
Ist der Ausgang, ist der Tod.*

Fabrikant und Stadtrat Karl Walterspiel, Freiburg

zu seinem 80. Todestag

Anton Merkle, Merzhausen

Wer war Karl Walterspiel?

In der Sonntagsausgabe vom 8. September 1901 erschien im Nachrichtenteil der „Breisgauer Zeitung“⁽¹⁾, Freiburg, unterm 7. September folgende Notiz:

„Heute morgen starb eine in allen Kreisen der hiesigen Bevölkerung hochgeachtete und beliebte Persönlichkeit: Herr Stadtrat Walterspiel. Der Verstorbene, welcher einem Leberleiden erlag, hat sich um die Stadt Freiburg, insbesondere aber um den Stadtteil Wiehre große Verdienste erworben. Sein liebenswürdiges Wesen und sein aufopfernder Bürgersinn werden dem Dahingegangenen ein dauerndes Andenken sichern.“

In einem Nachruf in der Ausgabe vom 11. 9. 1901 der „Freiburger Zeitung“ ist sein Leben und Wirken in dieser Zeitlichkeit folgendermaßen beschrieben:

„Auf Bitten stellte uns ein Bekannter des Verstorbenen einige Daten aus dessen reichem Leben zur Verfügung. Daraus ersehen wir, daß der Verstorbene am 21. Januar 1831 in Kappel-Rodeck geboren ist. Dort, wo wild die Acher an stolzen Burgen und herrlichen Wäldern vorbeifließt, hat er seine Jugend verlebt. Die Eltern ließen ihn Kaufmann lernen und schickten ihn in die Residenzstadt Badens, wo er viele Jahre Reisender eines bedeutenden Ellenwarengeschäftes wurde.

35 Jahre alt, kam er in das Breisgauland. Vorerst ließ er sich in dem trauten Erdenwinkel nieder, wo der freundliche Ort Merzhausen liegt. Hier gründete er 1866 eine große Ziegelei, die jetzt einer Aktiengesellschaft gehört und in der etwa 200 Arbeiter ihr täglich Brot verdienen.

Ein Jahr später nach seiner Niederlassung am Fuße des Schönbergs siedelte der umsichtige Geschäftsmann nach Freiburg über. Während der folgenden sechs Jahre lebte er sich in die Stadt und in den Bürgerkreisen ein, mit regem Interesse nahm er an den Vorkommnissen des städtischen Lebens theil und es stand fest bei ihm: In Freiburg bleibe ich; die schöne Dreisamstadt soll meine zweite Heimath werden! Er zog 1873 in die Wiehre, wo es damals noch anders aussah als heute. Hier begann seine öffentliche Thätigkeit.

Im Jahre 1875 gründete er mit einigen Männern aus der Wiehre einen Lokalverein, an dessen Spitze er mit treuer Liebe bis zu seinem Tode gestanden. Nun wurde geschafft: unter seiner umsichtigen Leitung wurde durch diesen Verein für die Vorstadt Wiehre Ersprößliches geleistet. Seinem energischen Vorgehen gelang die Errichtung einer schon lange nothwendigen Apotheke und einer langersehnten Posthilfsstation; viele Straßen wurden unter ihm verbessert, neue wurden angelegt. Im Jahre 1890 erhielt die Wiehre durch seine Bemühungen an bestimmten Tagen einen Markt, der leider in verhältnismäßig kurzer Zeit wegen geringer Theilnahme der Verkäufer und der Käufer wieder aufgehoben wurde. Die Wiehrer waren ihrem Walterspiel dankbar für seine Arbeiten; sie lohnten seine Verdienste bei einer besonderen Veranlassung, indem sie dem treuen Bürger einen silbernen Pokal überreichten.

Bekanntlich wurde der Männergesangverein Frohsinn im Jahre 1883 nach 10jähriger Pause wieder ins Leben gerufen. Da war es wieder Walterspiel, der gern und freudig als Vorstand an die Spitze trat. Während seiner



Karl Walterspiel 1831—1901

12jährigen Thätigkeit als Vorsitzender wurde im Verein die feste und solide Grundlage geschaffen, auf der der aufstrebende Verein jetzt ruht. Unter seiner Regie kehrte die Sängerschar von großen und kleineren Sängerkosten mehrmals preisgekrönt zurück. 1896 mußte Herr Walterspiel das Amt als Vorstand aus Gesundheitsrücksichten niederlegen. Als Dankbarkeit wurde er bis zu seinem Rücktritt zum Ehrenpräsidenten ernannt.

1888 gründete er eine Gesellschaft aus 59 Bürgern der Wiehre und Haslach zum Ankauf von 4 Häusern an der Baslerstraße, zur Sicherstellung eines Platzes für die neue Kirche. Außer den vielen Schwierigkeiten, die er mit den Besitzern dieser Häuser und mit einzelnen Mitgliedern durchzukämpfen hatte, mußte er auch noch der Bank gegenüber, bei welcher das Großkapital aufgenommen wurde, mit seinem ganzen Vermögen haften. Das ist wohl sein größtes Verdienst und sein größtes Opfer, welches er für die Allgemeinheit gebracht hat; denn ohne diese Genossenschaft mit ihrer Haftbarkeit wäre die Kirche niemals auf diesen Platz gekommen, wo sie jetzt so herrlich steht. Der Zähringer Lö-

wen-Orden 2. Klasse wurde dem Verstorbenen im Jahre 1894 verliehen, bei welchem Anlaß ihm die Bürgerschaft der Wiehre ein Festbankett veranstaltete. Vier Jahre später wurde er einstimmig in den Vorstand des Kirchenbauvereins gewählt, welchem er immer und gern an die Hand ging. Außerdem war er noch Mitglied des Stiftungsraths in Günterstal und im Vorstand des Münsterbauvereins sowie im Aufsichtsrath der süddeutschen und schweizerischen Ziegelwerke. Mitte der 70er Jahre wurde W. in den Bürgerausschuß und anfangs der 80er Jahre in den Stadtrath gewählt.

Das arbeitsame Leben hat durch den unverbittlichen Tod ein rasches Ende gefunden. Jetzt ruht der in der Wiehre sowohl wie in der ganzen Stadt hochgeachtete Mann in kühler Erde. Sein Name und seine Thaten werden immer im treuen Andenken fortleben.“

Eine umfassende Biographie dieser Persönlichkeit, die als langjähriger Betreiber des Gipswerkes in Au und durch sein — allerdings nur kurzfristiges — Wohnen in Merzhäusern und durch das Ziegelwerk ebenda nicht nur mit Freiburg, sondern auch mit dem Hexental verbunden ist, gibt es bisher noch nicht. Doch finden sich einige Quellen und Hinweise, die das durch die verfloßenen Jahrzehnte um ihn gewobene Dunkel etwas aufhellen und uns weiteren Einblick in sein Leben und Schaffen geben.

Aus seinem Leben

Im Taufbuch der Pfarrei Kappelrodeck von 1820—35 findet sich auf S. 337/38 unter OZ 7 des Jahres 1831²⁾ folgender Eintrag:

„Im Jahre eintausend achthundert ein und dreissig ist in Kappel am neunundzwanzigsten Jänner abends drey Uhr gebohren und am folgenden Tage abends drey Uhr in der Pfarrkirche getauft worden Karl des Xaver Walterspiel, Krämers, und der Julia Lamm eheliches Kind. Taufzeugen sind Ildefons

Futterer, lediger Sohn des Balthasar Futterer, Metzgers in Kappel, Johann Reichert, hiesiger Schulprovisor, und Sophie Walterspiel, ledige Tochter des Nepomuk Walterspiel, verlebten Bürgers und Krämers in Kappel.“

Der Genannte ist also nicht, wie die Zeitung meldete, am 21. 1., sondern am 29. 1. 1831 geboren. Er hatte mindestens zwei Geschwister, nämlich Bruder Leopold, geb. am 20. 11. 1832, und Bruder Joseph, der am 17. 3. 1835 geboren wurde, aber schon am 10. 3. 1836 verstarb. Der Vater Xaver Walterspiel war Kaufmann.

Auffallend ist, daß Walterspiel lt. Taufbuch seinen Vornamen Karl mit K schreibt, während er später, insbesondere im Privatkopfbogen, aber auch im Kopfbogen des Auer Gipswerkes seinen Vornamen mit dem offenbar damals modischen C, also Carl, beginnen läßt. Diese Schreibweise seines Vornamens hat er bereits anlässlich seiner Eheschließung verwendet.

Am 4. September 1860 wurde er, „lediger Bürger und Kaufmann“³⁾ in der Pfarrkirche zu Steinbach b. Bühl mit Bertha M. Albertina Kolb, geb. am 27. 9. 1838, getraut. Seine Frau war die Tochter des damals schon verstorbenen Steinbachers Bürgers und Kaufmanns Anton Kolb und seiner Ehefrau Ludowike geb. Mayer. Der Bräutigam, inzwischen selbst Kaufmann, heiratete also in eine Steinbacher Kaufmannsfamilie ein. Er schloß mit seiner Frau am 1. 9. 1860 vor dem Großh. Amtsrevisoriat Bühl einen Ehevertrag⁴⁾. Danach betrug das Beibringen des Bräutigams 1.200 Gulden „in baarem Geld und Staatspapieren“. Die Braut brachte 100 Gulden in bar sowie die auf sie entfallende anteilige Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Vaters in die Ehe ein. Außerdem übergab die Mutter der Braut (im Ehevertrag mit dem Vornamen Luise bezeichnet) ihr in Steinbach gelegenes zweistöckiges Wohnhaus mit Nebengebäuden einschließend ungefähr 10 Ruthen Gemüsegarten zu unwiderruflichem Eigentum an ihre Tochter um die Anschlagssumme von

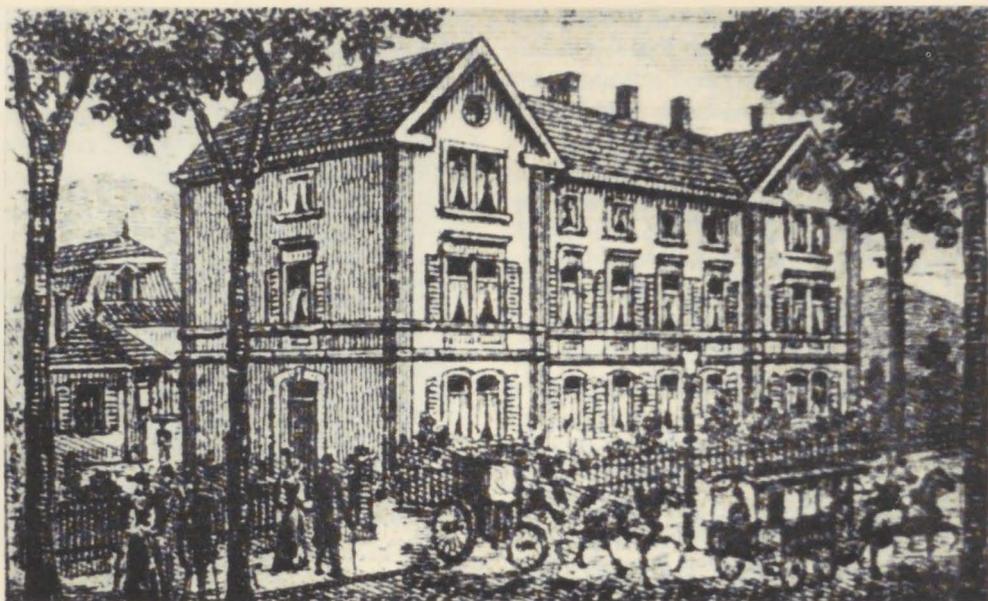
6.000 Gulden und gegen Gewährung eines lebenslänglichen und unentgeltlichen Nießbrauchrechts zu ihren Gunsten im 2. Stock des genannten Hauses. Zu den übergebenen Gebäulichkeiten rechnete auch sämtliche zum Betrieb des „Waarengeschäfts“ gehörige Ladeneinrichtung.

Wie den Nachlaßakten⁴⁾ des Karl Walterspiel entnommen werden kann, gingen aus seiner Ehe mit Frau Bertha geb. Kolb sechs Kinder, nur Mädchen hervor, und zwar:

1. Lina Walterspiel, geb. zu Steinbach den 5. 7. 1861, Ehefrau des Louis Sinner, Privat in München,
2. Anna Walterspiel, geb. zu Steinbach den 17. 11. 1863, ledig in Freiburg,
3. Eugenie Henriette Walterspiel, geb. zu Steinbach den 17. 2. 1867, Ehefrau des Professors Hugo Frank in Lörrach,
4. Mathilde Albertine Walterspiel, geb. zu Freiburg den 6. 7. 1868, Ehefrau des Dr. Karl Diery, Chemiker, z.Zt. in Darmstadt,
5. Elise Wilhemine Walterspiel, geb. zu Freiburg den 12. 9. 1871, Ehefrau des Rechtsanwalts Friedrich Albert von Wattenwyl in Bern,
6. Adele Sophie Walterspiel, geb. zu Freiburg den 14. 2. 1874, ledig allda (später verheiratete Lindenberger).

Hierbei fällt auf, daß die drei ältesten Mädchen in Steinbach, die drei anderen in Freiburg geboren wurden. Nach dem 17. Februar 1867 (Geburt der Tochter Eugenie) und vor dem 6. Juli 1868 (Geburt der Mathilde Walterspiel) dürfte der Zuzug der Familie nach Merzhausen und anschließend nach Freiburg erfolgt sein.

In Freiburg erwarb Walterspiel am 13. 3. 1874⁵⁾ das Grundstück Lgb. Nr. 4302 mit (damals 6,13 ar, heute) 5,25 ar, auf dem jetzt das Anwesen Günterstalstraße 37 steht. In diesem Hause war, wie einem Kopfbogen der „Carl Walterspiel's Gypswerke zu Au“ zu entnehmen ist, auch deren Comptoire = Büro untergebracht. Später (31. 8. 1881)⁵⁾



Das ehemalige Walterspielsche Wohnhaus mit Büro in Freiburg, Günterstalstr. 37

kam auch noch das angrenzende Haus Günterstalstraße 39 (Lgb. Nr. 4301) mit 9.28 ar hinzu.

Walterspiel starb ohne Hinterlassung einer letztwilligen Verfügung. Den Wert des Nachlasses stellte das Nachlaßgericht mit dem damals sehr hohen Betrag von 400.000,— M fest. Am 13. 7. 1904 und eingetragen ins Grundbuch am 30. 7. 1904 veräußerte die Erbengemeinschaft beide Freiburger Anwesen an Herrn Andreas Eberlin.

Karl Walterspiel ist am 9. 9. 1901 im Feld Westliche Mauer Nr. 161/162 des Freiburger Hauptfriedhofs beerdigt worden. Sein Grab wurde 1931 durch seinen Schwiegersohn Prof. Hugo Frank wiedererworben und am 13. 5. 1965 durch Erklärung einer Urenkelnin des Verstorbenen aufgegeben⁶⁾.

Aus seinem beruflichen Schaffen

Über das Gipswerk in Au, das er 1886 kaufte und bis zu seinem Tode betrieb, wurde bereits weiter vorne ausführlich berichtet.

Daneben besaß Walterspiel auf den Gemarkungen Freiburg, Merzhäusern und (dem damals noch selbständigen) St. Georgen Ziegelwerke und Kalkbrennereien. Diese brachte er 1892 in die Aktiengesellschaft „Vereinigte Freiburger Ziegelwerke“ mit dem Sitz in Freiburg ein. Die hierwegen ergangene Bekanntmachung des Großh. Bad. Amtsgerichts Freiburg vom 19. 7. 1892⁷⁾, die in der „Vierten Beilage zum Deutschen Reichs-Anzeiger und Königlich-Preussischen Staats-Anzeiger“, Berlin, Nr. 174 vom 27. 7. 1892 erschienen ist, hat folgenden Wortlaut:

„Nr. 19511. In das Handelsregister O. Z. 402 wurde heute eingetragen: Die Actiengesellschaft „Vereinigte Freiburger Ziegelwerke“ mit dem Sitz in Freiburg i. B.

Gesellschaftsvertrag vom 16. April 1892.
Gegenstand des Unternehmens:

- a) Uebernahme der den Firmen Karl Walterspiel, Adolf Mathis und Friedrich Moritz gehörigen Ziegelwerke, Kalkbrennereien und Ländereien zum einheitlichen Fortbetriebe;

- b) Fabrikation von Backsteinen, Falzziegeln und allen in dieses Fach einschlagenden Artikeln sowie der Verkauf selbstgewonnener oder von anderen gewonnener Produkte.

Grundkapital 700.000 M, zerlegt in 700 auf den Inhaber lautende Actien a 1.000 M.

Die Gründer, welche sämtliche Actien übernommen haben, sind

- Fabrikant Karl Walterspiel von hier,
Fabrikant Adolf Mathis von hier,
Fabrikant Friedrich Moritz von hier,
Fabrikant Friedrich Scholler von hier,
Privat August Kleinlein von hier.

Die Gesellschaft übernimmt

- a) von Karl Walterspiel die auf den Gemarkungen Freiburg, Merzhausen und St. Georgen gelegenen Ziegelwerke u. Kalkbrennereien, bestehend aus den Liegenschaften und Gebäulichkeiten, dem lebenden und tothen Inventar zum Preise von 440.000 M nebst einer Hypothekenschuld von 60.000 M, wofür Karl Walterspiel erhält: 378 Actien und 2000 M baar;
- b) von Adolf Mathis die auf der Gemarkung Freiburg gelegenen Ziegelwerke und Kalkbrennereien, bestehend aus den Liegenschaften und Gebäulichkeiten, dem lebenden und tothen Inventar zum Preise von 280.000 M nebst einer Hypothekenschuld von 55.000 M, wofür Adolf Mathis erhält: 172 Actien und 53.000 M baar;
- c) von Friedrich Moritz seine auf der Gemarkung Freiburg gelegenen Ziegelwerke, bestehend aus Liegenschaften und Gebäulichkeiten, dem lebenden und tothen Inventar zum Preise von 280.000 M nebst einer Hypothekenschuld von 132.000 M, wofür Friedrich Moritz erhält: 148 Actien.

Mitglieder des Vorstandes sind:

- Fabrikant Karl Walterspiel, hier,
Fabrikant Adolf Mathis, hier,
Fabrikant Friedrich Moritz, hier.

Mitglieder des Aufsichtsraths:

- Fabrikant Friedrich Scholler, hier,
Privat August Kleinlein, hier,
Brauereidirektor Louis Sinner, hier.

Revisoren:

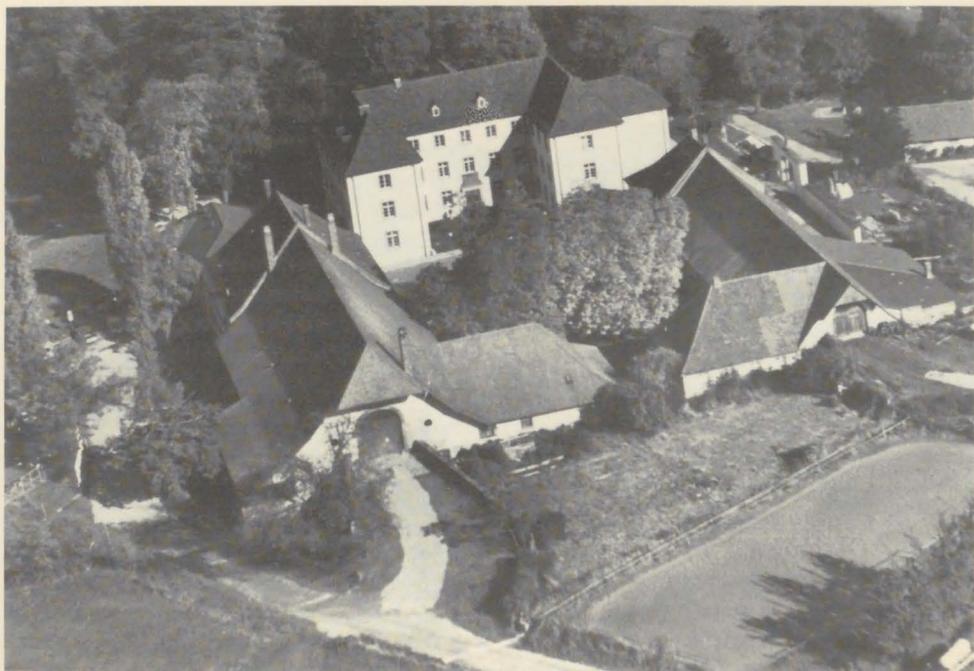
- Handelskammersecretär Franz Schuster, hier,
Kaufmann Ernst Volpp von hier.

Der Vorstand zeichnet durch eigenhändige Unterschrift zweier Mitglieder. Bekanntmachungen der Gesellschaft erfolgen durch den „Deutschen-Reichs-Anzeiger“.

Walterspiel besaß also an dieser Aktiengesellschaft die absolute Mehrheit. Gerade für die Heimat-Geschichte des ausgehenden letzten Jahrhunderts dürfte es interessant sein, was Carl Walterspiel in Vollzug der Bestimmungen des Gründungsprotokolls vom 16. 4. 1892 durch notariellen Vertrag vom 26. 4. 1892⁷⁾ an Grundbesitz insbesondere auf Gemarkung Merzhausen an die genannte Aktiengesellschaft verkaufte. Von seinem abgegebenen Grundvermögen im Wert von 380.000 M entfielen auf die Gemarkung Freiburg 8.000 M, auf St. Georgen 150.000 M und auf Merzhausen 222.000 M. Der Grundstücksbeschrieb für Merzhausen lautet z.B.:

„C. Gemarkung Merzhausen
Band 4. Seite 325 u. 326 No. 179

2 Jauchert und 2 viertel Acker⁸⁾ und Leimgrubenfeld im Großackergerwann einerseits Öhlmüller Christian Kirchhofer, anderseits die Straße nach Freiburg, mit den darauf befindlichen Ziegelfabriken, bestehend aus zwei Ringöfen und zwei Dampföfen mit neuen 60 pfer. Dampfmaschine und Tennpring-Kessel, einer alten Dampfmaschine von 15 Pferdekr. mit Dampfkessel, 4 Ziegelmaschinen nebst Transmissionen, Trockenschöpfen, Wohnhaus mit Scheuer und Stallungen, Schmiede-, Wagner- und Hafnerwerkstätte und allen sonstigen auf diesem Grundstück stehenden Gebäulichkeiten.



Jesuitenschloß mit Hofanlage 1980. Blick von Süden.
Freigegeben d. Reg. Präs./Frbg. Nr. P. 15975

Foto: Paul Bauer n. Madeleine Hager, Freiburg.

Band 4. Seite 241 No. 186

1 Viertel Ruthen Ackerfeld auf dem Großackergewann, einerseits die Straße, andererseits Lorenz Eckerle, unten der Käufer selbst, oben ein Güterweg.

Band 4. Seite 194 No. 35 b.

Ungefähr 1 Jauchert 15 Ruthen Ackerfeld auf dem Großackergewann neben Käufer selbst und J.G. Baptist Thoma, unten Güterweg und oben mehrere Allmände.

Band 4. Seite 441 No. 233

4 Haufen Ackerfeld auf dem Großackergewann einerseits Andreas Renz (oder Kenz?) anders. Käufer, hinten gegen das Dorf ein Güterweg.

Band 4. Seite 439 No. 232.

2 Viertel Acker auf dem Großackergewann, einerseits Roman Dilger, andererseits Lorenz Eckerle, hinten das Dorf ein Güterweg.

Band 4 Seite 479 No. 251

1 Morgen 60 Ruthen Acker und Garten auf dem Großackergewann neben Peter Hanser und Georg Kuner, Grünbaumwirth.

Band 4 Seite 496 No. 258.

1 Jauchert Wiesen auf dem Großackergewann einerseits Käufer selbst, andererseits Ziegler Michael Koch und unten ein Güterweg.

Band 4 Seite 523 No. 268.

1 Jauchert Ackerfeld auf dem Großackergewann einerseits Grünbaumwirth Georg Kuner und andererseits Roman Dilger.

Band 4 Seite 527 No. 270.

1 Jauchert 45 Ruthen Ackerfeld auf dem Großackergewann, einerseits Lorenz Eckerle und Ludwig Peter, andererseits Käufer selbst.

Band 4. Seite 641 No. 325

1 Viertel 96 Ruthen Ackerfeld auf dem Großackergerwann, allseits neben Käufer selbst.

Band 4. Seite 643 No. 326.

gekauft von Ziegler Michael Koch sein Benützunganteil eines Durchfahrtsrechtes auf einem zwischen ihren Gütern auf dem Großackergerwann liegenden Güterweg mit einer Fläche von ein Ar acht Meter und grenzt anderseits an den Verkäufer.

Band 4 Seite 735 No. 367.

1 Ar 34 Meter Wiesen auf der Oehle beiderseits Verkäufer (Michael Koch) selbst.

Band 5. Seite 503 No. 127.

1 einstöckiges Wohnhaus mit Scheuer und Stallung nebst 54 ar 23 mtr. Hofraite, Grasgarten und Lehmgrubenfeld mit Feldziegelei im Gewann Ortsetter, einerseits der Gemeindegeweg, anderseits Johann Rees Wwe., oben die alte Straße, unten Johann Baptist Meier, der Gewerbsgraben und die neue Hexenthalstraße.“

Kaum im Bewußtsein der Bevölkerung ist geblieben, daß Walterspiel zusammen mit seinem Schwiegersohn Louis Sinner im Jahre 1898 von der Kageneckschen Verwaltung das Jesuitenschloß über Merzhäusen mit einem Flächenmaß von 105 ha 22 ar 69 qm um den Betrag von 400.000 Mark käuflich erwarb, es aber im gleichen Jahr mit Kaufvertrag vom 29. Oktober / 8. November um den Betrag von 450.000 Mark wieder an die Verwaltung der Heiliggeistspitalstiftung in Freiburg verkaufte⁹⁾. Der Reingewinn betrug ca. 36.000 M; die restlichen rund 14.000 Mark entfielen auf Auslagen (Accise, Kaufgebühr usw.). Die Verkäufer behielten sich jedoch vor, „daß für die Zeitdauer von zwanzig Jahren der ‚Vereinigten Freiburger Ziegelwerke AG.‘ bei etwaigem Wiederverkauf oder bei Verpachtung des Steinbruchs und der Lehmfelder das Kauf- bzw. Pachtvorrecht eingeräumt wird.“

Im Zeitpunkt seines Todes war Walterspiel Aufsichtsratsvorsitzender der Freiburger Ziegelwerke AG., wie aus der vom Aufsichtsrat und Direktion am 10. 9. 1901 in der „Breisgauer Zeitung“¹⁾, Freiburg, veröffentlichten Todesanzeige hervorgeht, welche lautet:

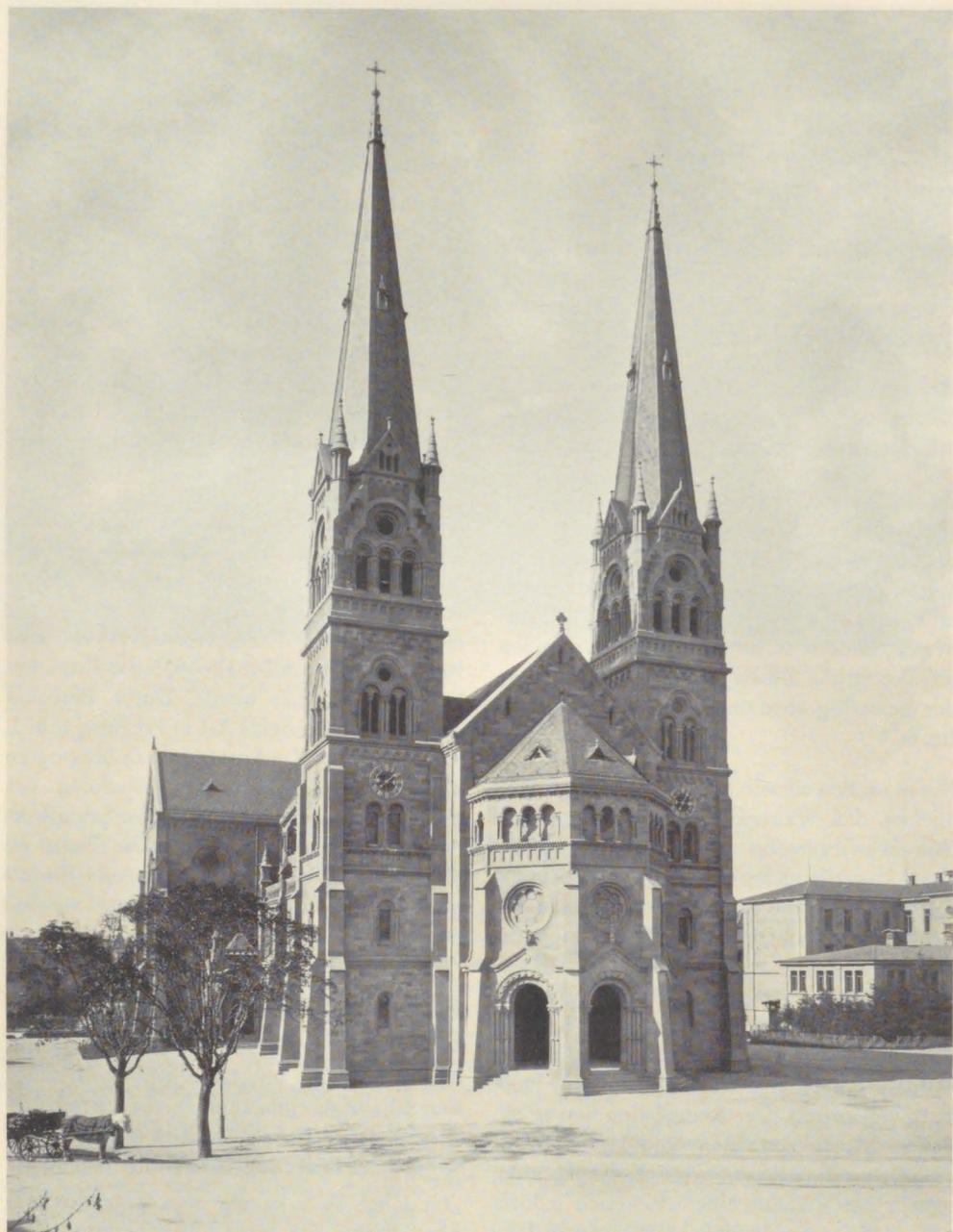
„Nach längerem Leiden verschied heute morgen der Vorsitzende unseres Aufsichtsrats Herr Stadtrat Carl Walterspiel. Wir verlieren in dem Verschiedenen, welcher seit Gründung unserer Gesellschaft auf's engste mit derselben verbunden gewesen ist, einen treuen Freund, einen erfahrenen Berater und hervorragenden Mitarbeiter. Sein Andenken wird allezeit hoch von uns in Ehren gehalten.“

Am Rande sei noch bemerkt, daß über das Vermögen der Fa. Vereinigte Freiburger Ziegelwerke A.-G. (jetzt mit Sitz in) Merzhäusen am 11. 4. 1932 nachmittags 5 Uhr zur Abwendung des Konkurses das Vergleichsverfahren und am 24. 10. 1935 das Konkursverfahren eröffnet wurde. Durch Beschluß des Bad. Amtsgerichts A 1 in Freiburg vom 2. 4. 1949 ist das Konkursverfahren über deren Vermögen nach erfolgter Abhaltung des Schlußtermins und Vornahme der Schlußverteilung aufgehoben worden. Die Firma ist damit erloschen. Die entsprechende Eintragung im Handelsregister erfolgte am 16. April 1949⁷⁾.

Aus seinem Wirken für die Öffentlichkeit

Vom 2. bis 9. Juni 1956 feierte der Lokalverein Mittelwiehre und Unterwiehre, Freiburg, sein 80jähriges Jubiläum. In der hierzu herausgegebenen Festschrift „Die Wiehre“ lesen wir aus der Feder von Otto Karle folgendes:

„Im Jahre 1871 kannte man folgende Straßen: Basler Str. (14), Brombergstr. (14), Günterstalstr. (24), Kirchstr. (23), Kronenstr. (13), Langstr.[Hildastr.] (9), Lorettoberg (3), Lorettostr. (20), Schwarzwaldstr. (62), Schwimmbadstr. (1), Talstr. (21) und Turnseestr. (18). (Die Zahlen in Klammern be-



Pfarrkirche St. Johann, Freiburg, um 1900

deuten Anzahl der Häuser.) Über die Gründung des Lokalvereins sind keine Aufzeichnungen mehr vorhanden, da alle Akten infolge der politischen Verhältnisse in den 30er Jahren vernichtet wurden. Fest steht jedoch das Jahr 1875 als Gründungsjahr, wenn auch der Name des Vereins erst 1881 erstmals im Adreßbuch aufgeführt ist.

Der Gründer des Vereins, Ziegeleibesitzer Karl Walterspiel, hat es mit kolossalem Weitblick und nimmermüder Bereitschaft verstanden, dem Stadtteil seinen Atem einzuhauchen. Er ist der eigentliche Erbauer der Wiehre, die er von einem bescheidenen Vorort zum dicht besiedelten Stadtteil emporwachsen ließ. 1881 standen bereits 459 Gebäude und als 1890 sich die Zahl der Häuser von 1875 fast bereits verdoppelt hatte, ging es mit dem neuen Stadtteil rasch aufwärts. Neue Straßenzüge entstanden und das Bild der Wiehre rundete sich mehr und mehr ab. Als Walterspiel 1901 starb, konnte er mit Stolz auf sein Werk zurückblicken. Er hatte 26 Jahre lang, von 1875 bis 1901 den Lokalverein geleitet, 1882 wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Stadtrat berufen. Die Krönung seines Lebenswerkes erfuhr Walterspiel durch Ernennung zum Ritter des Zähringer-Löwen-Ordens, die Anlaß zu einer Feier des Lokalvereins gab, bei welcher der hochverdiente Mann mit der Bürgerkrone der Wiehre gekrönt wurde.

Nach seinem Tode errichtete der Lokalverein auf der Höhe der Bodlesau ein Denkmal, das die Inschrift trägt

Dem verdienstvollen Mitbürger
Stadtrat Karl Walterspiel
seinem Gründer und ersten Vorstand
1875—1901
Der Lokalverein Wiehre“

Wenn man sich einmal die Mühe macht, die Stadtratsprotokolle der Stadt Freiburg des Jahres 1901¹⁰⁾ durchzusehen, so erkennt man, daß Walterspiel bis einschließlich 1. 5. an allen 21 Sitzungen dieses Jahres teilgenommen hat. Erstmals fehlte er in der Sit-

zung vom 8. 5. An den folgenden 5 Sitzungen im Mai und Juni nahm er noch teil und erst ab 12. 6. erscheint sein Name nicht mehr unter den anwesenden Stadträten. Man wird also annehmen müssen, daß sein schweres Leberleiden, an dem er schließlich starb, Ursache seines Fehlens war. Im Protokoll über die Sitzung des Stadtrats vom 11. September 1901 unter Leitung von Oberbürgermeister Dr. Winterer steht:

„Vor Eintritt in die Tagesordnung widmet der Oberbürgermeister dem am 7. d. M. verstorbenen Stadtrath Walterspiel Worte ehrenden Gedenkens.“

Noch heute sichtbares Zeichen seines Engagements für den Stadtteil Wiehre ist die Pfarrkirche St. Johann Ecke Günterstal- und Basler Straße. Ursprünglich war vorgesehen, diese Kirche an der Glümerstraße zu errichten. Der Platz war bereits von der Stadt zugesagt sowie vom Erzb. Ordinariat und der Großh. Domänendirektion gutgeheißen worden. Aber dies paßte den Bewohnern der Wiehre nicht.

In der Festschrift „Die neue Pfarrkirche zu St. Johann in Freiburg i. Br.“ die zur Feier ihrer Einweihung am 15. Oktober 1899 im Selbstverlag des Kirchenbauvereins Wiehre erschien, ist ausgeführt (S. 9—11):

„Inzwischen hatte sich aber in der untern Wiehre eine sehr starke Opposition gegen diesen Platz gebildet, welche darauf abzielte, zum ursprünglich geplanten Bauplatz beim alten Gaswerk wieder zurückzukehren. Um diesen Bestrebungen einen Erfolg zu ermöglichen, bildete sich im Juli 1888 unter Stadtrath Karl Walterspiel eine Genossenschaft, welche behufs Arrondierung des städtischen Platzes die Anwesen Nr. 1 und 3 der Baslerstraße für 145.000 Mark erwarb, um dieselben der Spekulation zu entziehen und s. Z. der Stadt zur Verfügung zu stellen. Die Genossenschaft war solidarisch haftbar und mußte sich außerdem Stadtrath Walterspiel notariell mit seinem ganzen Vermögen für Kapital und Zins dieser Kaufsumme haftbar



Inskrift am Walterspieldenkmal

Foto: Arthur Franziskonelli, Freiburg

erklären. Durch dieses muthige Vorgehen erwarben sich aber die Genossenschafter, vorab Stadtrath Walterspiel, das Verdienst, daß nun die Kirche auf dem Platz erstellt werden konnte, der jetzt allgemein als der allein richtige anerkannt wird.“

Die Festschrift führt sodann die Namen aller Genossenschafter auf, darunter auch Stadtrat Karl Walterspiel.

Weiterhin berichtet die Festschrift auf Seite 11:

„Da es sich zeigte, daß zur richtigen Situation der Kirche auch mindestens noch die Hinterhäuser der Anwesen Nr. 5 und 7 der Baslerstraße nothwendig seien, so wurde von einer kleineren Genossenschaft, den Herren Berauer, L. und C. Denzlinger, L. Dold, Helpenstein, Metzger, Schütz, Bl. Schweitzer und Walterspiel als Vorstand diese Anwesen für 115.000 Mark angekauft. . . .

Am 24. Juni 1889 am Johannistage genehmigte die Versammlung der Stadtverordneten einstimmig, daß die Stadt die vier Anwesen von den Genossenschaften erwerbe und der Pfarrei den nöthigen Platz zum Kirchenbau unentgeltlich zur Verfügung stelle. Zum dankbaren Andenken an diesen wichtigen Tag wurde die neue Kirche dem hl. Johannes dem Täufer gewidmet.“

Zusammenfassung

Das Vorgetragne zeigt eine dynamische Persönlichkeit, die, aus ländlichen Verhältnissen stammend, sich zielstrebig nach oben arbeitete, um in der sog. Gründerzeit kraft eigenen Wagemuts große wirtschaftliche Erfolge und Einfluß zu gewinnen, sich aber damit nicht begnügte, sondern Wissen und Schaffenskraft auch der Öffentlichkeit lieb und insbesondere für den Stadtteil Wiehre, die

ihr und ihrer großen Familie zur Heimat wurde, vieles erreichte, neben all diesem aber ihre religiösen Bindungen nicht verkümmern ließ, vielmehr durch ihr taktisches, aber auch energisches Vorgehen erst den Bau der Pfarrkirche St. Johann an seiner heutigen Stelle ermöglichte. Wie geschätzt er war, zeigt sich auch an der Teilnahme an seinem Begräbnis. Hierüber berichtet die „Freiburger Zeitung“ am 11. 9. 1901¹⁾ auf Seite 3:

„... Vor der Einsegnung brachte der Gesangverein Frohsinn, dessen Ehrenpräsident der Verstorbene war, das Lied: Herr, gib ihm die ewige Ruh! meisterhaft zum Vortrag, worauf die Einsegnung durch den Herrn Stadtpfarrer Jung erfolgte.

Der nicht enden wollende Leichenzug wurde eröffnet durch den Gesangverein Frohsinn mit umflorter Fahne, es folgten die Abordnung des Arbeiterbildungsvereins mit Fahne, sowie die Arbeiter der Vereinigten Ziegelwerke. Dem Leichenwagen folgten die Anverwandten, der Stadtrath. Herr Geh. Reg. Rath Muth, Herr von Bodman u. a., sowie eine nach Hunderten zählende Trauergemeinde.

Nach der kirchlichen Feierlichkeit legten am Grabe Kränze nieder die Vereinigten Ziegelwerke, der Gesangverein Frohsinn, der Lokalverein Wiehre, der katholische Stiftungsrat, die Vereinigung badischer Ziegeleifabri-

kanten, der Arbeiterbildungsverein, der Veteranenverein, die Arbeiter der Ziegelwerke sowie des Gipswerkes Au. . . .“

Die öffentlichen Interessen Walterspiels lagen in Freiburg und hier insbesondere in der Wiehre. Beruflich blieb er aber mit dem Hexental durch das Gipswerk in Au und durch die Vereinigten Ziegelwerke in Merzhausen verbunden. Der Standort des Walterspiel-Denkmal über dem Mühlebuck an der Grenze zwischen Freiburg und Merzhausen ist sinnfälliger Ausdruck dieser doppelten Verbundenheit.

Anmerkungen

¹⁾ Universitätsbibliothek, Freiburg i. Br.

²⁾ Mikrofilm Nr. 958 358, Erzb. Archiv, Freiburg i. Br.

³⁾ Mikrofilm Nr. 10 451 78, Erzb. Archiv, Freiburg i. Br. (Ehebuch von Steinbach b. Bühl, 1810—1897)

⁴⁾ Stadt-Archiv, Freiburg i. Br., R. Nr. 19 543, Nachlaßakten Karl Walterspiel

⁵⁾ Grundbuchamt Freiburg i. Br., Grundbuch Bd. 154 Heft 9

⁶⁾ mdl. Mitteilung des Friedhofs- und Bestattungsamts der Stadt Freiburg

⁷⁾ Akten des Amtsgerichts — Registergerichts — Freiburg i. Br.

⁸⁾ ein Jauchert = 36 ar; ein viertel = 9 ar

⁹⁾ Stadtarchiv Freiburg C 3.631/4 K

¹⁰⁾ Stadtarchiv Freiburg B 5 XIII a 512

Herzkrank

*Das Hammerwerk des Herzens
pocht bis in die Schläfen.
Zähle die Schläge nicht mit,
du erschrickst nur,
wenn plötzlich
der nächste Schlag ausbleibt,
eine bange Sekunde lang
oder zwei.
Und dann dieser hastige
Nachholbedarf
in mattem Vibrieren.
Wieder Stillstand,
beängstigend lang.
Wie lange noch?*

Max Rieple

Die Heidelberger Stadthalle. Ein Phönix aus der Asche

Karin Jäckel, Limburgerhof

Man schrieb die Zeit um 1870. Deutschland stand im Zenit seiner Macht. Ein Hohenzoller kandidierte für den spanischen Thron. Frankreich zettelte einen Krieg an und wurde vernichtend geschlagen. Kaiser Wilhelm von Preußen und sein Reichskanzler Otto von Bismarck regierten das Land mit List und Bravour. Man lebte im Vollgefühl der eigenen Größe und des eigenen Wertes, und man zeigte sich wieder. Hatte zuvor der Adel das Privileg des Reisens genossen, so schob nun auch das im Zeitalter der Industrialisierung und der technischen Wunder seiner selbst bewußt gewordene Bürgertum seine Nase aus dem stillen Kämmerlein in die Welt hinaus.

Dank der Erfindung der Dampflokomotive im ersten und deren Verbesserung im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts, wurde es in zunehmendem Maße möglich, größere Entfernungen denkbar bequem, geschützt und schnell zu überwinden. Die Geburtsstunde des allmächtigen Tourismus hatte geschlagen, als in England ein findiger Kopf, Thomas Cook, auf die Idee kam, den Arbeitern Bahnreisen mit garantierter Vollpension und Allround-Service anzubieten. Ein wahrer Reiseboom brach aus, der bald von England auf Europa und Übersee übergriff.

Namentlich die Frau fand Gefallen am Reisen. Sie, die bis dahin ihre ausschließliche Bestimmung als trautes Ehegemahl an Herd und Kinderwiege erfüllt hatte, fand in den Fabriken, im Berufsleben ganz allgemein, einen Weg zu einer neuen Selbsterkenntnis und Selbstbefreiung. Daß die Krinoline fiel und das Fischbeinkorsett, war nicht nur ein Modetag. Hierin manifestierte sich vielmehr

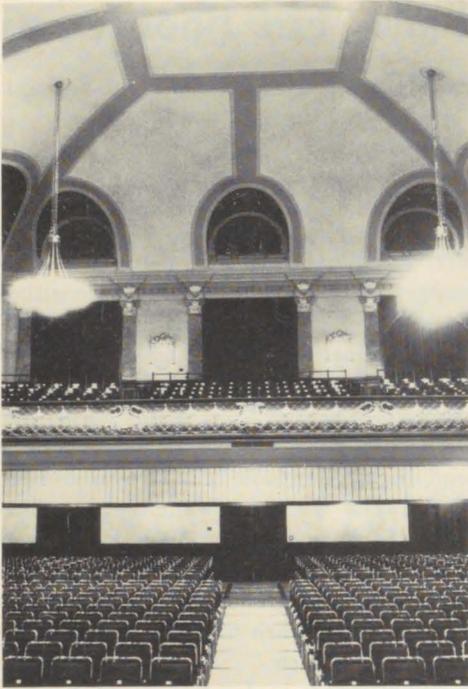
der allgemeine Zeitgeist und der Gesinnungswandel weg von steifer Reserviertheit und einem erdrückenden *Noli me tangere*, hin zu einer neuen Zwangslosigkeit und Weltoffenheit. Der Badeort, seit eh und je der Damen liebstes Kind, wurde wieder modern. Man kurte wieder, traf sich, causierte und machte Geschäfte im Konversationston. Eine zweite Welle der Welteroberung überrollte Stadt und Land. Auch Heidelbergs Gassen und Plätze quollen über vom unablässig fließenden Strom der Besucher. Und so manches Herz blieb unauffindbar am Neckarstrand verloren.

Erstmals spukte in den Köpfen einiger Honoratioren der Stadt die Idee zu einer Kurhausanlage herum. Man äugte neiderfüllt nach Baden-Baden und Wiesbaden hinüber, wo die Gäste in einem eigens errichteten Konversationshaus der Muße pflogen. Daß man da nicht zurückstehen könne, noch wolle, stand außer Zweifel. Doch wo sollte der neue Prachtbau entstehen?

Da gab es den neuen Seegarten, oder das Berggelände am Wredeplatz. Wie aber sollte da der unerläßliche Park berücksichtigt werden? Dafür waren Neckarau und -strand leider nicht geeignet.

Man sah, die Sache ließ sich schwieriger an als geahnt. So wandte man sich, für den Augenblick, wieder anderem zu und vergaß das ganze Projekt.

Aus dem Augenblick wurden zehn Jahre. Zehn Jahre, in denen man vielleicht in einer ruhigen Stunde von einer Stadthalle träumte, aber nie mehr offiziell davon sprach. Bis dann der Gemeinnützige Verein der Stadt in gerechter Empörung die Frage an den Bürgermeister herantrug, wo die Bürgerschaft



Der Große Saal der wiedererstandenen Stadthalle in Heidelberg

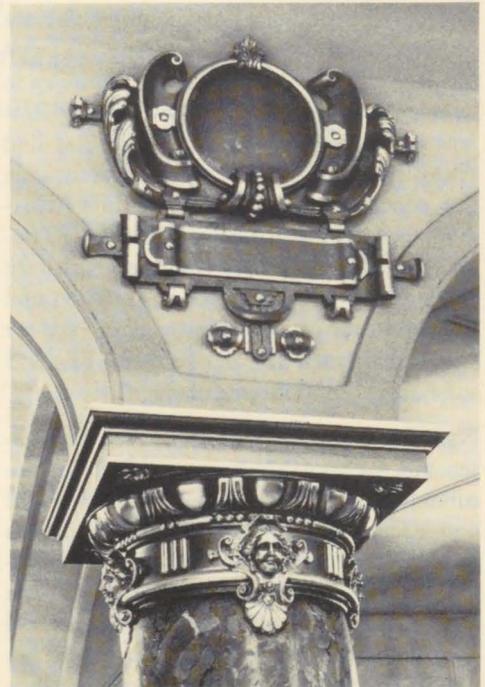
Foto: Karin Jäckel

sich künftig zu etwaigen politischen Kundgebungen versammeln werde, wo man feiern und seinen künstlerischen Trieben frönen könne? Nun, da die sogenannte „Fremden-Reunion“ abgerissen und somit der einzige Versammlungssaal verschwunden sei. Man zeigte zuvorkommendes Verständnis, versprach, sich Gedanken zu machen, das Wohl der Bürgerschaft im Auge zu behalten, und ließ alles beim alten. Als man sich anlässlich des Universitäts-Jubiläums von 1886 mit einer provisorischen Festhalle so recht blamiert hatte, faßte man beschämt nicht allein den Plan zu einer bleibenden Festhalle ins Auge, sondern hatte überdies endlich auch die leidige Platzfrage, an welcher alle vorhergehenden Beschlußversuche gescheitert waren, von der Liste der offenen Punkte gestrichen. Der sogenannte Lauerplatz, auf dem die Pseudo-Festhalle errichtet worden war, hatte rasch den Namen des Jubiläumsplatzes erhal-

ten und wurde zum locus operandi erklärt. Weitere acht Jahre verstrichen. Zwar hatte man nichts unternommen, um den Plan zu einer Festhalle tatsächlich zu realisieren. Aber man hatte ihn auch nicht vergessen. Das zeigte sich, als ein Grundstückskomplex im Osten des Jubiläumsplatzes zum Verkauf ausgeschrieben wurde. Die Stadt griff sofort zu. Es kam ja auch niemand umhin, die Notwendigkeit eines Festgebäudes anzuzweifeln. Heidelbergs Bedeutung als Fremdenzentrum war unbestritten.

Eine völlig unverhoffte Lösung aller Probleme schien gekommen, als die Stadt ein weiteres Grundstück, den Museumsplatz, käuflich erwerben konnte und stolzer Besitzer des darauf befindlichen Saalbaues wurde. Die Freude hielt jedoch nicht lange an. Man rechnete und strich, und immer noch mußte der erforderliche Umbau des Saalbaues in

Im Großen Saal



eine Festhalle Unsummen verschlingen. Als die Universität erklärte, ohne just diesen Saalbau aus allen Nähten platzen zu müssen, trat man ihr Platz und Haus mit einem lachenden und einem weinenden Auge zum Selbstkostenpreis ab. Mochte doch der Staat seinen Geldsäckel daran schwindstüchtig werden lassen! Für die Stadt würde man eben eine neue Halle bauen. Und zwar unverzüglich.

Im Frühjahr und Sommer 1901 war es endlich so weit. Die Zeit bis zu einem neuen Jubiläumsfest der Universität drängte. In aller Eile wurden Entwürfe und Gutachten erstellt, endlich auch den ortsansässigen Architekten Henkenhaf und Ebert der Zuschlag erteilt. Ihre Firma war bekannt wegen ihres Musterbaues im holländischen Seebad Scheveningen und machte sich zudem erbötig, die neue Halle für akkurat den Preis zu erstellen, den der Umbau des Museumsplatzsaales erfordert hätte. Mitte Juli 1903 prangte die Stadthalle erstmals im vollen Festornat, deren Lichterglanz der Neckar tausendfach zurückwarf.

Über einem rechteckigen Grundriß war ein dreigeschossiges Baumonument entstanden, dessen anmutig geschwungene Form und klare Gliederung in Horizontale und Vertikale in naher Verwandtschaft zu den Renaissancebauten des übrigen Stadtbildes standen.

Den Bedürfnissen Heidelbergs als blühender Musik-, Fest- und Fremdenstadt entsprechend, hatte man in der neuen Stadthalle, unter Ausnutzung von Keller- und Dachgeschossen, einen großen Konzert- und Festsaal für Kongresse, Versammlungen und festliche Tage der Stadt eingerichtet, einen Kammermusiksaal für intimere Veranstaltungen, eine höchsten Ansprüchen genügende Kurhausanlage mit Ballsaal, diversen Spezialsalons und einer geräumigen Gastwirtschaft, sowie Räumlichkeiten für die Vereinstätigkeit der einheimischen Bürgerschaft. Wie stark das Bürgertum in Heidelberg war, läßt sich unter anderem aus der Tatsache ab-

lesen, daß die Nordfassade, die ursprünglich wichtigste, mit den Emblemata der Haupterwerbszweige der Stadt geschmückt und somit der Bürgerschaft gewidmet wurde, während die Nebenfassaden an West-, Ost- und Nordseite berühmten Individuen aus Wissenschaft, Kunst und Politik heidelberger oder allgemeindeutscher Provenienz vorbehalten waren.

Je höher anfangs die Wogen der Begeisterung für die neue Stadthalle gingen, je tiefer stürzten sie Jahre später ab. Die Moderne brach über die Kunst herein wie ein Hurrican. Der Historismus der Stadthallenarchitektur wurde als „überladener Schwulst“ angeprangert, dessen man sich am liebsten ganz entledigt hätte. Was von Stuck, Plastik und Wandmalerei nicht der Modernisierungswut zum Opfer fiel, wurde 1948 — zur Freude der Jünger der Moderne — ein Opfer der Flammen. Ein groteskes Neben- und Übereinander alter Formensprache und moderner Zutaten ließen es nach vielfältigen Renovierungsversuchen und baulichen Veränderungen geraten scheinen, den ganzen Gebäudekomplex abzureißen und durch Neues, Besseres im Betonklotz-Stil zu ersetzen. Noch 1972 war man geneigt, den „Alten Plunder“ lieber heute als morgen zu beseitigen.

Längst hatte sich in der breiten Bevölkerungsschicht ein Widerwille gegen die graue Klobigkeit der wie aus dem Erdboden gezauberten Wohnsilos in Beton und Glas bemerkbar gemacht. Die sogenannte Nostalgiewelle schäumte heran. Es begann mit der Liebe zu Omas Kaffeekannenwärmer aus Plüsch und mottenzerfressenem Pelzmuff, tastete sich vor zu Mobiliar von Dachboden und Sperrmüll und endete schließlich in einer Ära der Denkmalpflege als Volksanliegen.

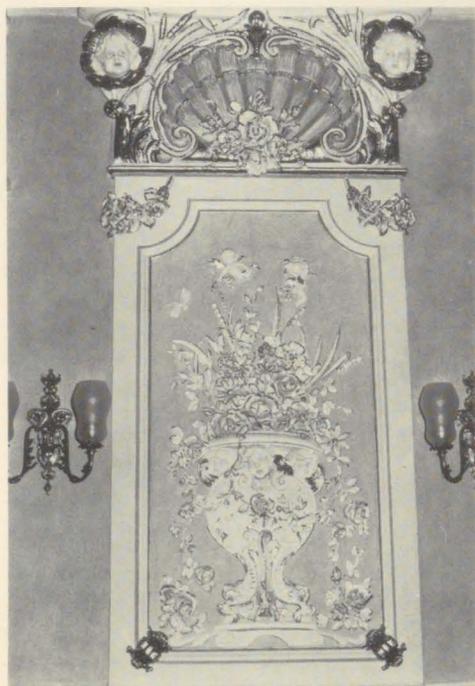
Nur zögernd war man in offiziellen Kreisen bereit, die Vorurteile gegen das 19. Jahrhundert abzubauen, die schon seit langem an Schulen und Universitäten gelehrt wurden. Historismus gleich Jugendstil, gleich Kitsch. So lautete die landläufige Meinung, die sich als Folge der Mißdeutung von Ideengut der



Im Ballsaal

wandelt, modernisiert. Der Stück der die Geschosse überfangenden Emporenbrüstungen des großen Saales und der Großteil aller figürlichen Dekorationen fehlte. Am härtesten aber traf die Verantwortlichen, daß über den ursprünglichen Zustand des Gebäudes kaum Abbildungsmaterial vorlag. Wollte man die Rekonstruktion des Verschwundenen wagen, mußte man sich nicht nur in die noch erhaltenen Reste finden, sondern aus eigener Intuition heraus dem Zeitgeist produktiv nachspüren. Als man den von vergleichbar großformatigen Wiederherstellungsarbeiten geschulten Bildhauer und Restaurator Hans Volker Dursy für diese Aufgabe gewinnen konnte, sah man sich in Heidelberg dem Endziel bereits nahe. Dursy, wie alle anderen beteiligten Kunstexperten, ging mit gemischten Gefühlen an diesen Auftrag heran. Nicht das Ausmaß der Zerstörung und Wiederher-

Im Ballsaal



Künstlergemeinde Bauhaus und des künstlerischen Gestaltungswillens eines Mannes wie Le Corbusier ausgeprägt hatte. Für die meisten der nach dem Krieg noch erhaltenen Bauwerke dieser Stilrichtung kam jede Hilfe zu spät, als man endlich so weit war, die verspottete und verachtete Kunst des jüngst vergangenen Jahrhunderts als das anzusehen, was sie ist. Nämlich als eine manierierte, verspielte Weiterbildung barocken und vor allem rokokohaften Gedankengutes von hohem künstlerischen Niveau und Wert.

Für die Heidelberger Stadthalle aber kam mit diesem gedanklichen Umschwung eine Art Auferstehung in letzter Sekunde. Man beschloß, sich der mühevollen Aufgabe zu widmen, das alte Bauwerk wiederherzustellen. Faktisch stand man nahezu vor dem Nichts. 20% der wesentlichen Innendetails des Ballsaales und 80% derjenigen des Restaurants waren zerstört, überstrichen, abge-

stellung bedrückte, sondern der überkommene Vorbehalt gegen Historismus und Jugendstildekor. Es galt, die eigenen Sehgewohnheiten zu ändern, den inneren Reichtum des alten Bauwerks nachzuempfinden. Betrachten wir die überkommenen Fotografien der Stadthalle von 1903, muß man sich fragen, wie es möglich sein konnte, aus ihnen den heutigen Prachtbau wiedererstehen zu lassen. Unter der Lupe zeigen sich beispielsweise auf einer von ihnen nur diffuse Kreise und Kringel, die sich auf einem riesigen Bogen braunen Packpapiers in der Kunstwerkstatt Hans Volker Dursys als anmutig gekrauste Trompetenblumen entschlüsseln. Oder das verwischte Deckenmedaillon, dessen Rätsel der Zufall entwirren half, als man es ratlos in den Händen drehte und plötzlich das Bildnis des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz erkennen konnte. Oder das Szenenfoto, grob gekörnt und hart kontrastiert, der schönen Otéro, einer Tänzerin und Schauspielerin, die als eine der zwei schönsten Frauen Frankreichs gefeiert wurde. Nach diesem Foto modellierte Dursy den Kopf der belle Otéro für das Gesims des großen Saales, welcher — wie der Führer durch die Stadthalle von 1903 zu berichten weiß — der deutschen Kunst geweiht worden war. Allein für diesen großen Saal waren 24 Kartuschen für die Köpfe berühmter Schauspielerpersönlichkeiten zu modellieren. Zusätzlich galt es, eine Vielzahl von Deckenrosetten und Wappenkartuschen herauszubilden, den Ornamentfries über dem fehlenden Hauptgesims zu gestalten und sämtliche Gesimsverkörperungen entlang der Fensterreihe

auszuführen. In oftmals Tag- und Nachtschichten umfassenden Arbeitstagen, immer wieder auch unterbrochen und abgelenkt von anderen dringenden Terminaufträgen, entwarf und modellierte Dursy sämtliche Einzelteile sowohl für den großen Saal, als auch das Restaurant im Erdgeschoß und die gesamte Ostfassade der Stadthalle. Erst nach der Abformung der Modelle in Dursys patentiertem Spezialverfahren und Spezialmaterialien konnten die Teile vervielfältigt und versetzt werden. Nimmt man die Anzahl der notwendigen rekonstruktiven Entwürfe und Modelle zusammen, die in den beiden großen Räumen der Stadthalle anzutragen waren, kommt man auf einige hundert Kunstwerke. Das ist, für sich allein genommen, schon eine ungeheure Aufgabe. Zieht man darüber hinaus auch noch den außerordentlichen Zeitdruck in Betracht, unter dem die Gesamtarbeit an der Stadthalle stand, so wird sie schier unglaublich.

Man kann das Beispiel der denkmalpflegerischen Leistung in Heidelberg, innerhalb derer das Schaffen und schöpferische Denken Hans Volker Dursys an erster Stelle zu nennen sind, nicht genug loben und als nachahmenswert empfehlen. Wieviel Kritik, wieviel Zweifel die Entstehung dieses Phönix aus der Asche, der alten Stadthalle also, auch begleitet haben, heute sind sich alle einig: Besser als heute war das Gesamtwerk auch 1903 nicht. Weder in Vielfalt, noch Qualität und Ausführung der Details, noch in der Zweckmäßigkeit des breiten Spektrums ihrer Nutzbarkeit, noch in ihrem Anspruch an die städtebauliche Schönheit ihrer Gesamtanlage.

Regierungspräsidium Südbaden

Aufruf zum öffentlichen Wettbewerb über die schönsten Beispiele privater Instandsetzungen von Baudenkmalen im Regierungsbezirk Freiburg

In den letzten Jahren ist die Aufgeschlossenheit der Öffentlichkeit für Fragen der Denkmalpflege erfreulich angewachsen. Zahlreiche Kulturdenkmale sind wieder in ihrer ursprünglichen, historischen Form erneuert und instandgesetzt worden. Sie sind die überzeugendste Werbung für die Denkmalpflege.

Der Regierungspräsident von Freiburg will diese Leistung deutlich machen und ruft daher auf zu einem

öffentlichen Wettbewerb

Ziel des Wettbewerbes ist es, die schönsten Beispiele privater Instandsetzungen im Regierungsbezirk Freiburg seit dem europäischen Denkmalschutzjahr 1975 auszuzeichnen. Maßgebend soll hierbei außer dem denkmalpflegerischen Wert der Leistung auch das Maß des persönlichen Einsatzes sein.

Die Entscheidung trifft der Denkmalrat beim Regierungspräsidium Freiburg.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

1. bis 10. Preis: je 1 500,— DM

11. bis 20. Preis: Sachpreise

Vorschläge können von jedermann an das Regierungspräsidium Freiburg, Kulturreferat, Kaiser-Joseph-Straße 167, Tel. 07 61/2 04 41 59 gemacht werden.

Meldesluß ist der 1. September 1981

Die Kanzeln des Bruchsaler Hofbildhauers Joachim Günther

Karin Jäckel, Limburgerhof

Den weitaus größten Anteil am Gesamtwerk des Rokoko-Bildhauers und -Stukkateurs Joachim Günther aus Bruchsal hat die religiöse Plastik. Auftraggeber waren seine weltlich-kirchlichen Landesherrn Kardinal Franz Christoph Freiherr von Hutten und, später, Fürstbischof Damian August Philipp Karl Graf von Limburg-Stirum, sowie die Pfarrherrn einzelner Gemeinden. Letztere mußten allerdings für ihre Baupläne zunächst die gnädige Erlaubnis ihres Landesherrn und Kirchenfürsten einholen, ehe sie ihre Befehle an den gewünschten Künstler weitergeben durften.

Innerhalb des Gesamtwerkes Günthers nehmen die Kanzeln eine vergleichsweise bescheidene Anzahl ein. Das mag auch daran liegen, daß viele Werke dieser Zeit in den Wirren des letzten Krieges verlorengingen. Die Anzahl sagt jedoch nichts aus über die Qualität der Günther-Kanzeln, welche uns so außerordentlich scheint, daß sie einer gesonderten Betrachtung für wert erachtet werden muß:

Zwei Kanzeln Joachim Günthers, eine in der katholischen Pfarrkirche Maikammer/Pfalz und eine in der katholischen Pfarrkirche Mingolsheim/Baden-Württemberg, blieben erhalten.

Eine dritte in der katholischen Wallfahrtskirche zu Waghäusel, Baden-Württemberg, ging im letzten Weltkrieg zugrunde.

In dieser verlorenen Kanzel müssen wir — im Gegensatz zu Günther selbst¹⁾ — das beste Kanzelwerk Günthers sehen.

Eine derartige Wertung können wir auf Grund verschiedener erhaltener Abbildungen vornehmen, nicht zuletzt aber auch wegen eines möglichen Vergleichs mit einer un-

längst restaurierten Kanzel in der katholischen Pfarrkirche Odenheim/Baden-Württemberg. Diese wurde — wie aus einem erhaltenen Arbeitsvertrag hervorgeht²⁾ — als eine originalgetreue Wiederholung der Waghäuseler Kanzel von einem inzwischen selbständig gewordenen Gesellen Günthers angefertigt.

Die Mitarbeit des Schreiners Weinspach aus Bruchsal an der Waghäuseler Kanzel kann als untergeordnet vernachlässigt werden.

Betrachten wir die erhaltenen Kanzeln und die in der Fotografie überlieferte Waghäuseler, so erkennen wir, daß stets der nämliche Typus verwendet wurde.

Eine schmale, leicht geknickte Stiege mit undekorierten Rahmenfeldern führt jeweils zum Kanzelkorb hinauf. Dieser bildet mit seinem von Gebälkstreifen gefaßtem Mittelteil und tropfend ausgezogenem Knaufboden die exakte Entsprechung zu dem sich nach oben verjüngenden und geschwungenen Schalldeckel.

Putten und Rocaillevorlagen auf den Eckstellen der Gebälkabschnitte des Kanzelkorbes und Schalldeckels, lange Vorhänge aus Holz an den flachen, verbindenden Rückenwandstücken, sowie ein lambrequinverzierter Deckel-Himmel mit der Taube des heiligen Geistes sorgen für das repräsentative Äußere der marmorierten Aufbauten. Eine den Deckel bekronende Statue und Relieffelder am Kanzelkorb vervollständigen das Bild.

Sehr stark spricht bei dieser Lösung das Gedankengut des Johann Michael Feichtmayrs mit, dessen Kanzel Günther in der Bruchsaler St. Peterskirche³⁾ oft genug vor Augen stand.



Wallfahrtskirche Waghäusel vor der Zerstörung

Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe



Günther-Kanzel, Detail

Günther-Kanzel in Mingolsheim, Gesamtansicht

Foto: Karin Jäckel

Besonders die Darstellung der Puttengruppe im Mittelfeld der Feichtmayr-Kanzel scheint Joachim Günther fasziniert zu haben. In Maikammer, von dessen Kanzel Günther selbst aussagte, sie sei schöner noch als die Evangelistenkanzel Waghäusels⁴⁾, ging die Anlehnung an die Bruchsaler Feichtmayr-Kanzel so weit, daß für die Füllung der drei Relieffelder Putten verwandt wurden, die mit den Attributen der kirchlichen Tugenden ausgestattet und einander ebenso zugeordnet wurden wie dort. Auch die zum Himmel aufstrebende Gesamttenz der Kanzel ist in tiefer Verbundenheit mit dem Gestaltungswillen Feichtmayrs erschaffen worden. Man führe sich nur die Zusammenstellung der Vertikallinien des Schaldeckels vor Augen und die Aufsatzfigur der schwertschwingenden bzw. nach oben deutenden Engels. Weder Günther noch Feichtmayr stehen hier beispielgebend für andere, sondern in einer





Günther-Kanzel, Maikammer, Detail, Frontseite

Foto: Karin Jäckel

langen Entwicklungsreihe des Kanzeltypus', die schon mit dem Ausbruch des Rokoko festere Formen annahm.

Je weniger eine Kanzel verstanden wurde als Gehäuse für eine Figurengruppe und statt dessen zusehends mehr Verehrung fand als der Ort, von dem aus das Wort Gottes zu den Gläubigen kam, je inniger verschmolzen die figürlichen Darstellungen, die seit eh und je eine Kanzel zierten, mit dem architektonischen Aufbau und wurden unter seine Gestalt untergeordnet.

In diesem Sinne nun sind auch die Evangelistenreliefs oder die attributragenden Putten Günthers am Kanzelkorb zu verstehen. Sie sollen hinweisen auf eine Bibelstelle, auf bestimmte Eigenschaften bestimmter Heiliger, oder auch in eigener Person die Entstehung und Verbreitung des Wort Gottes zeigen, nicht aber den Gläubigen ablenken und seine

Gedanken mehr an die künstlerische Darstellung binden als an das Wort.

Bereits um 1760 hatte Günther seine Kanzel in Mingolsheim⁵⁾ mit den Reliefbildern der vier Evangelisten geschmückt.

Jedes der drei Kanzelkorbfelder, aus deren geschwungener Form das mittlere als das größte hervorsticht und dementsprechend mit einer Doppeldarstellung belegt ist, wurde als eine Art Fenster verstanden, durch das die einzelnen Apostel in das Kirchenschiff schauen.

Wolkenformationen im Hintergrund und ein blauer Himmel bestärken diesen Eindruck von freiem Himmel und Fenstercharakter des Bildausschnittes, der die vier Apostel jeweils nur bis zur Körpermitte zeigt. Wie eine lebendige Konsolbank, die den Armen und Büchern der Apostel bereitwillig als Stütze dient, schieben sich die einzelnen attributiven

Tiere und auch der Matthäus-Engel in den unteren Bildabschnitt, wobei sie in neugierigem Interesse am Geschehen im Kirchenraum teilweise den Fensterrahmen überschneiden und die gedankenverlorene Beschäftigung des Apostels mit Feder und Papier als deutlichen Kontrast zwischen weltlichen und göttlichen Belangen herausstellen. Dasselbe Prinzip verfolgte Joachim Günther auch 1768/69 bei der Anfertigung der Evangelistentafeln an der Waghäuseler Kanzel. Jedoch wurde hier das Thema der Konzentration auf Schrift und religiöses Wollen der Apostel strenger verfolgt. Dieser Eindruck entsteht namentlich aus einem Zusammendrängen der Gestalten in hochrechteckigem Format, welches zu einer dynamischeren Verdichtung der Aussage führen muß, als etwa in Mingolsheim, wo trotz allen gesammelten Ernstes doch ein weicher und lyrischer Grundton vorherrscht. Vergleichen wir die Apostel im einzelnen miteinander, so zeigt sich dieser Gestaltungsunterschied in der Detailführung besonders deutlich. Zwar bleibt das Grundkonzept der Gesichtsbildung mit der bei Joachim Günther stets wiederkehrenden markanten Nase, den scharfgratigen Brauenbögen, hohen Wangenknochen, schwerlidrigen Augen; auch die Gestaltung des lockigen Haares und die Feingliedrigkeit der Hände bleibt, was in Mingolsheim aber weich und jugendlich gerundet erscheint, wird in Waghäusel asketisch streng und hart.

Der Mingolsheimer Matthäus beispielsweise, der ins Leere schaut und nachzusinnen scheint, wie ein Satz zu formulieren wäre, den er soeben in sein aufgeschlagenes Buch schreiben will, zeigt in der lässigen Verschiebung des Schultergürtels und der aus dieser Bewegung resultierenden langfaltigen Schiebung des Gewandes eine weit offenere, gelöstere Haltung als der mit gerunzelter Stirn und fast finsterem Ausdruck lesende in Waghäusel. Dort legt sich in scharfen, grafischen Knicken und Schüben das Gewand um die nackten Schultern und unterstreicht mit sei-

nem harten Kantenschnitt und dem krassen Gegensatz des hageren nackten Körpers die asketische Schroffheit der Gesichtsbildung. Auch die Darstellung des Lukas, die beidemale in nahezu identischer Haltung festgehalten wurde, zeigt in Waghäusel die soeben angesprochene Verhärtung des Ausdrucks, der im Kontrastpaar des väterlich-gütigen Mingolsheimer und des greisenhaft-fanatischen Waghäuseler Markus' eine letzte Steigerung erfährt.

Ideegebend war, wie so oft bei Joachim Günther, für diese Art der Darstellung das Werk

Günther-Kanzel, kath. Pfarrkirche Maikammer/Pfalz
Foto: Karin Jäckel





Günther-Kanzel, Maikammer, Aufsatzengel
Foto: Karin Jäckel

Paul Egells, dessen hohe künstlerische Qualität Günther speziell in Waghäusel voll erreichte.

Um 1744 hatte Egell ein Reliefbild der Heiligen Ignatius und Franz Xaver geschaffen⁶⁾, dem Günther bereits in Mingolsheim nachspürte. Wie Egell ließ er seine Apostel zunächst in voller Körperhaftigkeit in der Hintergrundsfläche stehen und den unteren Bild- bzw. Fensterrahmen zugleich als Begrenzung und als Stütze fungieren. Auch die hagere Gesichtsbildung und die Scharflosigkeit der Stoffdrapierung, deren besonderer Reiz in einem Wechsel von glatten mit belebten Zonen liegt, die Mehrschichtigkeit der Relieferung in ihrem Suggestiveindruck einer vollrunden Person und nicht zuletzt die Gefühlsintensität der Gesamtaussage lassen sich bei Günther direkt mit der Egell-Vorlage vergleichen.

In Waghäusel zeigt der Logencharakter der einzelnen Relieffelder und die mit ihm ver-

bundene Einengung der Apostelfiguren schon im äußeren Umriß eine Verselbständigung des Egellschen Gedankengutes, die im Ringen der Apostel um Wort und Weisheit ihren absoluten Ausdruck findet und die ruhige Verinnerlichung der Heiligen Egells weit hinter sich läßt.

Wenngleich der Einfluß Egells deutlich spürbar bleibt und insbesondere die Ähnlichkeit in der Auffassung des heiligen Ignatius und des Günther-Matthäus bemerkbar bleibt, hat Günther es doch verstanden, eine eigene, durchaus neue Schöpfung auszuführen, die zu seinen Lebzeiten allenthalben Beifall fand und nachgeahmt wurde.⁷⁾

Anmerkungen:

¹⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 229 / 108424 d, 15. 11. 1770

²⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 229 / 79223, 2. 9. 1779

Franz Gehrig, Der Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther, Nachrichten zu seinen Werken und seiner Familie, in: Freiburger Diözesanarchiv 89 (1969) S. 374–388

Gehrig hält wegen der Feinheit der Arbeit eine Mitarbeit Günthers für sehr wahrscheinlich. Ein Beleg über eine solche Beteiligung existiert nicht. Da bei der Auftragserteilung Caspar Böheim ausdrücklich angewiesen wurde, bis ins Detail der Waghäusler Kanzel gerecht zu werden, darf wegen der Ähnlichkeit beider Kanzeln keine Kooperation angenommen werden. Hinzu kommt, daß Böheim so oft unter der Anleitung Günthers gearbeitet hat, daß es ihn keine Mühe gekostet haben kann, auch selbständig den Werkstil seines Meisters zu wiederholen.

³⁾ H. Rott, Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Bruchsal, IX, 2. Abt. (1913) S. 32

⁴⁾ s. Anm. 1

⁵⁾ H. Rott, wie Anm. 3, S. 251

⁶⁾ Klaus Lankheit, Egell-Studien, in: Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst 3/VI/(1955), S. 256 Abb. 14

⁷⁾ So wurde beispielsweise in Ubstadt/Baden-Württemberg eine Kanzel errichtet (Katholische Pfarrkirche), die in großflächiger, handwerklicher Arbeit den Werkstil Günthers in Anlehnung an die Mingolsheimer Kanzel zeigt. Auch die bereits im Text erwähnte Kanzel aus Odenheim gehört in diese Nachfolge. Weitere Arbeiten dürfen als verloren angenommen werden.

Wie sah es in Mosbach vor 180 Jahren aus?

„Moralische Topographie in Rücksicht der medicinischen Polizey“
des Physicus Dr. Gruber

Adolf Frank, Mosbach

Im Jahr 1979 hob der in Karlsruhe lebende Mundartforscher Dr. Waibel im Bad. Generallandesarchiv einen für die Geschichte Mosbachs überaus wertvollen Schatz. Er beschämte damit alle, die sich in Mosbach als Heimatforscher mehr oder weniger hervorgetan hatten. Aus der Schrift des Verfassers „Der Mosbacher Marktbrunnen und seine Erneuerung“ hatte Dr. Waibel das Wort „Attauch“ kennen gelernt; um weiteres darüber zu erfahren, forschte er im Generallandesarchiv nach und fand den Bericht des Physicus Dr. Gruber „Moralische Topographie in Rücksicht der medicinischen Polizey“ aus den Jahren 1807 bis 1808.

Dr. Gruber war seit 1770 kurpfälzischer Physicus in Kaiserslautern gewesen, was der Tätigkeit eines heutigen Arztes entsprach. Seit 1796 war er Physicus der Ämter Mosbach und Eberbach und blieb dies auch, als seine Ämter zunächst an Leiningen und dann an das Großherzogtum Baden kamen. Mit seiner Topographie gibt Dr. Gruber der „Hochpreislichen Sanitäts-Comission“, also einer Abteilung der Regierung in Karlsruhe, auf 60 eng beschriebenen Seiten einen detaillierten Bericht über die Zustände in den Ämtern Mosbach und Eberbach. Der Bericht hält sich an eine aus 99 Punkten bestehende Gliederung und ist aus Karlsruhe angefordert worden, da man Material zur Einrichtung der Verwaltung der neu hinzu gewonnenen Gebiete benötigte. Dabei ging Gruber weit über die Anforderung hinaus, die man aus Karlsruhe an ihn gestellt hatte, indem er sich keineswegs nur auf das Gebiet der „medizinischen Polizei“ beschränkte (heute wür-

den wir statt „Polizei“ sagen: „Verwaltung“). Gruber zeigt einen sehr kritischen Blick für nahezu alles, was er behandelt, und beweist in vielen Dingen eine ganz modern anmutende Auffassung. Eine Leseprobe findet man auf der folgenden Seite. Zahlreiche Zitate aus Horaz, Ovid und anderen lateinischen Schriftstellern, manche in Französisch eingestreuten Bemerkungen zeigen, daß Gruber seine humanistische Bildung präsent hatte, was aber bei einem Doktor jener Zeit vielleicht selbstverständlich gewesen sein mag.

Im folgenden wird ein Auszug aus der Topographie gebracht, soweit sie für den Heimatfreund Interessantes enthält. Dabei wird der Originaltext möglichst wörtlich wiedergegeben, des leichteren Verständnisses wegen jedoch die heute gebräuchliche Interpunktion angewandt. Ferner erfolgt Groß- und Kleinschreibung weitgehend nach heutiger Übung. (Grubers Original variiert zwischen Groß- und Kleinschreibung ohne erkennbare Zugrundelegung irgendwelcher Regeln. Man findet oft dasselbe Wort einmal groß, ein anderes Mal klein geschrieben. Dies sogar bei Namen, geographischen Bezeichnungen usw.) Als Überschrift zu den einzelnen Abschnitten wird die jeweilige Angabe in der bereits erwähnten, aus 99 Punkten bestehenden Gliederung gebracht, wobei allerdings aus Gründen der Zweckmäßigkeit eine andere Reihenfolge eingehalten wird.

Für alle, die für Fachwerk schwärmen, vor allem aber die, welche in an sich verständlicher Ablehnung der bedingungslosen Anbetung des „Fortschritts“ die „Gute alte Zeit“ zurücksehnen, bringt Gruber eine kalte Du-

sche nach der anderen, so daß man schließlich erleichtert feststellt: „Wie gut, daß es seit 1808 den ‚Fortschritt‘ gab, und daß aus jener Zeit nur die Fachwerkbauten, nicht aber ihr ‚Drum und Dran‘ auf uns gekommen sind!“ Dazu geben wir nun Gruber das Wort:

Wohnung u. Bauart (Nr. 27 d. Gl.)

Für die Bevölkerung von beynahe 2500 Seelen ist der Ort Mosbach viel zu klein, die Häuser sind wie die Schwalbennester . . . ineinander gebaut. Nur 10 Häuser dahier haben ganz kleine Höfe. Zwischen denen Häuser sind Winkel, wohin die Abtritte gehn. Sehr viele Häuser haben gar keine Abtritte. Es wird ohne alle Policity Aufsicht gebaut, u. die Feuersgefahr ist daher sehr gros, u. wenn auch dann u. wann dem Eigenthümer befohlen wird, diesfalls sich u. seine Nachbarn zu sichern, so bleibt das Ding bey dem Gebot allein stehn. Da unten kein Raum ist, so ist man des Plazes wegen genöthiget, 4.—5. Stock in die Höhe zu bauen. Oben auf dem Speicher wird alles Brenn Holz, Wellen, Heu, Stroh aufbewahret, nur an 8. Häusern sind Scheuern. Die Häuser sind alle dunkel. Die Dungplätze sind vor den Häusern oder an einem besonderen Plaz. Vor die Stadt ist nicht wohl geräumig zu bauen, dann da hier die Beamten der mehreren Kauf- oder Theilungs Briefen ihres Vortheils wegen die Erben disponieren, das auch noch so kleine Stück, Acker, Garten, Wieß, da solches von ihren Eltern kommet, zu erhalten, so wird dasselbe in 3—4 Theile getheilet. Da hat man dann bey dem Bauen mit 3—4 zu thun. Die Stücke haben kein Ansehen. Es giebt Bäuerchen, aber keine Bauern. (Mit den zuletzt zitierten, für uns nicht ganz verständlichen Sätzen will Gruber wohl auf Auswüchse der Realteilung und Mißgriffe gewisser Beamter hinweisen. Er fährt nach einem Abstecher zu dem Thema „Weinkauf“, auf das wir noch anderweit kommen, fort:)

In diesen unseren engen Wohnungen da wohnen Menschen u. Vieh eingepackt bei-

sammen. Die hochgebaute Häuser verhindern in denen engen Strassen die frische Luft. Die Strassen bleiben naß, u. da die Sauberlichkeit diesen Bewohnern nicht wie denen Holländern angebohren ist, so kann man sich es denken, wie kräftig es hier stinken mus, wenn man durch die Strassen gehet u. Kranke besuchen mus. Nichts schadet dem Wachstum der Pflanzen mehr, als das all zu dicht beysammen stehn. Bey dem Menschen entstehen daher die Verkrüppelungen an Leib u. Geist. Durch die ganze Stadt laufen Canäle, so addach genennet werden, u. da die Stadt an einen Berg sich lehnet, so laufen die Wasser sehr geschwind ab; es sind diese Wässer keine zufällige Winter Gallen Wasser, sondern unausbleibende Quell Wasser, so durch Regen nicht getrübet wird, u. laufen des winters wie des sommers, so das es mühlen treibet . . .

(Die Unterstreichung findet sich im Original nicht; mit ihr wird auf das Wort „addach“ („Attauch“ in Mosbacher Dialekt) besonders hingewiesen, das Dr. Waibel Anlaß zu seinem Suchen im Generallandesarchiv gegeben hatte. Das Wort „addach“ findet man noch an zwei anderen Stellen der Topographie, u. a. unter Nr. 60 „Ob reine oder verderbte Sprach“; Gruber bringt dazu ein „Verzeichnis unserer Provinzial Wörter“, also Mosbacher Dialektwörter. Dieser Teil der Topographie wird Gegenstand einer Abhandlung aus der Feder Dr. Waibels sein.)

Zu dem Stichwort „. . . kann man sich es denken, wie kräftig es hier stinken muß“ gehört folgende Stelle der Topographie:)

Wie der Feldbau u. welche Fruchtarten (Nr. 34 d. Gl.)

. . . es ist so die Mode dahier, reiche wie die Arme düngen auf diese Art ihre Gärten. Begegnet man einer solchen Procession mit Kübblen, so eilet man, was man kann, um seine Nase in Sicherheit zu bringen . . .

(Hier ist dokumentarisch belegt, woher der noch bis in die heutigen Tage gebrauchte Spitzname „Kiwwelschisser“ („Kübelsch . . .“) für die Mosbacher rührt.

Was nun weiß Gruber uns über die Bewohner dieser eng gebauten Stadt zu berichten, die Merian ca. 200 Jahre zuvor eine „feine wohlgebaute“ genannt hatte?)

Körperbau, Anlage, Physiognomie

(Nr. 24 d. Gl.)

. . . Hier ist nicht Gëllerts Land der Hinkenden, es ist das Land der Kröpfigen. Man will dies unserm Wasser zuschreiben. Eine Mitursach ist dasselbe wohl, aber Kinder von 3—6 Wochen, ja junge Hunden, Kazen, die neu gebohren sind, haben Kröpfe. Es kann seyn, das die etwas grobe Nahrung, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopf mit dem Wasser würken. Vielleicht kann auch die Luft mit beytragen. Gegen die Kröpfe wird das bekannte Kropf pulver gebraucht, . . . die Kröpfe vergehen, sie kommen auch wieder . . . fast durchgehends lernen die Kinder langsam lauffen, spat reden, sie haben meistens atrophische, rachitische Beschwernisse, u. viele, viele sind mit 20 Jahren netto 3 Schuh gros. Die mädgens, wenn sie jung sind, haben la beauté de diable (Schönheit des Teufels) wohl, aber keine einzige hat einen schönen Fuß. Alle diese Mißstände sind in verschiedenen Ursachen zu suchen, die allzuenge Wohnungen, das Wasser, der Weinkauf, Imoralitaet, heimliche Jugendsünden. Selten heyrathen Einheimische — es seyen dann sehr reiche — zusammen. Man ist fast überzeugt, das die hiesige Race (Rasse) nicht die beste ist . . . Besonders auffallend ist es, das die catholischen mehr mißgestaltete u. deppenartige Kinder gebähren als die Protestanten . . .

(Zu dem Stichwort „das bekannte Kropfpulver“ sei aus eigener Erinnerung des Verf. erwähnt, daß in den 20er Jahren in den Mosbacher Schulen regelmäßig Jodpillen zur Verhinderung von Kröpfen verteilt wurden.)

Ob in dem Ort viele Wahnsinnige, Dappen u. d. g. (Nr. 79 d. Gl.)

Es ist sonderbar, das dahier so viele Dappen, Wahnsinnige u. Mißgestaltete zu finden sind. Besonders zeichnet sich hier das luthrische gemingische Ort Zimmern aus. Denen frisch gebohrenen Kindern sihet man an der Physiognomie an, das sie Dappen werden . . . Hier ist die Race (Rasse) nicht gut. Man kann annehmen, das überhaupt in dem (jedem) 5 t. Haus ein Dapp oder ein Krüppel ist, wozu die Kröpfigen nicht gezählet werden.

(Dazu soll nochmals auf das zurückgegriffen werden, was Gruber zu Nr. 24 d. Gl. „Körperbau, Anlage, Physiognomie“ eingangs bemerkt:)

. . . Unsere Großeltern heyratheten etwas spat. Unsere Mädgens u. Jungens heyrathen, noch ehe die Knochen ganz ausgewachsen sind u. die Krüppel sind ohnvermeidlich. Auf Vermögen, nicht auf Gesundheit u. Morali-taet, wird bey der heyrath gesehen. Dappen u. Krüppel, die (=denen) sollte das Heyrathen untersagt seyn. Es ist immer besser, keine als eine solche Art Bevölkerung zu haben. — Bey dem Milizenzug (=vermutl. Aushebung zum Kriegsdienst) wurden in unserem über 2000 Seelen starken Städtgen nur 3 zu dem Soldaten Stand tauglich gefunden. Wie sorgsam ist man nicht bey der Wahl in Rücksicht der Viehzucht — Dahier müste man alles hinweg läugnen, wenn man nicht bemerkte, wie alle die Gebrechen der Eltern auf die Kinder übergehen.

Lebensart (Nr. 29 d. Gl.)

Die Lebensart ist wie allenthalben. Die Leuthe schaffen nach ihrer Art das ganze Jahr sehr fleißig u. wenn der Winter alles mit Schnee bedeckt, schleicht ein Nachbahr zu dem anderen, um die müssigen Stunden sich mit Hexengeschichten zu verkürzen, zu reformieren, mitunter über Policyey Verordnungen zu spotten, einen Kriegs Helden von ihrer Parthie zu protegieren, u. zu Kannen-

gießern. — In der Stadt, besonders aber auf dem Land ist an dem Ofen ein Loch, worin Holz nach besondere Art geheizet als Licht brennet. Dabei wird des winters alle Arbeit verrichtet. Oehl oder Unschlitt wird nie gebrennt, daher entstehen die viele Augen beschwerde, u. wenn man des morgens ausspeiet, so ist der Auswurf ganz schwarz. Die Leuthe sitzen da in einer warmen feuchten Luft beysammen, gehn fast unbekleidet aus derselben, ihre Arbeit zu verrichten. Dies ist besonders die Ursache, das die Gicht u. alle Glieder Krankheiten so gewöhnlich (häufig) sind.

Welches die herrschende Leidenschaft der Einwohner (Nr. 64 d. Gl.)

In der ganzen Gegend ist wie bey allen rohen Völkern die rothe Farbe die Lieblings Farben, u. dann alle harte Farben, u. in der Tracht caricatus (= etwa: wie Karikaturen) — Die Menschen sind chez nous comme par tout (bei uns wie überall), sie sind besonders neidisch, vorwizig, u. . . . eigennützig u. d. g. So wie bey denen Franzosen von alters der Meineid eine Folge des Leichtsinns ware, so ist hier der Vorwitz eine Folge des Neides u. des Eigennuzes. Den Vorwitz zu befriedigen — obschon die Leuthe arbeitsam sind — lassen sie alles liegen, um zu sehen, zu hören, zu fragen. Ihren Fragen kann man auch selten ausweichen, sie sind ohnverschämt, u. fragen alles aus, um zu überlegen, ob Vortheil von dem, was sie hören, für sie entspringen kann. — Wenn des tags 20 Kindtaufen, Hochzeiten u. Leichen geschehen, so laufet alles zusammen, gros u. klein, nur um über den Anzug zu raisonnieren. Man sieht sie reden, sie erzählen mit Augen, Leib, Händen u. Füßen. Alle Hochzeiten, reiche u. arme, werden solenn gefeiert. Da ist ein Zug, u. man sollte meynen, es geschehe, um Braut u. Bräutigam zu betäuben, auf das sie nicht nachdenken, welch tolles Zeug sie gemacht. Ebenso auch die Kirchweyhen — von diesen wird das ganze Jahr gesprochen. Da ist al-

lenthalben Gastfreyheit. Die ungeladene Gäste sind die angenehmste. Das ganze Jahr wird auf die Kirchweyhn gespart, um sich da gütlich thun zu können, u. doch wird des häufigen Trinkens ohngeachtet keiner tod geschlagen. Betrunknen macht der Wein, aber auch schläfrig. Dies ist auch die Ursache, warum bey dem Weinkauf so wenig Schlägereien vorkommen. Es ist in die 9 Jahr, als unser Ziegel Brenner, ein braver Mann, um ein Uhr in das Wirths Haus ginge, da 9 f auf ein Stückgen geschlagen (9 Gulden Kaufpreis für ein Stückchen Land genommen), seine Maas Wein getrunken, von da auf seinen Wagen gestiegen, um Heu zu laden, herunter gefallen, das Gnick gebrochen, u. seine Frau zur Wittwe — noch viele 100 andere Folgen von dem Weinkauf (könnte ich berichten).

Ob steigender Luxus (Nr. 62 d. Gl.)

Da der Wohlstand in unserer Gegend wegen verschiedenen zufällig zusammen getroffenen Ereignissen so ziemlich zugenommen hat, so ist auch der Luxus außerordentlich gestiegen. In unserem Syberien, unter unserem so ungrichischem Himmel tragt man griechische Kleider . . .

Wir haben wie allenthalben in manchen Ortschaften brave, moralisch gute Leuthe, aber auch in manchen schwelgerische u. recht lüderliche Bauern, wozu der Weinkauf das meiste beytraget. — Die Einwohner von Eberbach unterscheiden sich merklich von denen hiesigen . . .

Ich weis Bauern, die Maitressen halten. Den Caffé trinkt der Bettelmann.

Aberglauben (Nr. 25 d. Gl.)

Die Existenz der Hexen, Zauberer u. aller Teufeleien bezweifelt in der ganzen Gegend kein Mensch, da gehet der Teufel in die Weinberge u. Felder, verzaubert da Früchten u. Trauben gar jämmerlich. — Ich möchte eine Sammlung von allen Aberglauben ha-

ben, vielleicht wird dies einmahl eine Buchhändler Speculation, solche als Vade mecum heraus zu geben. — Je rauher u. wilder die Völker sind, je mehr hangen dieselben an Aberglauben. Man bemerket unter denen Catoliken mehr Aberglauben als bey denen Protestanten . . .

Ob eine herrschende Religion, Luthrische, Catholische, Reformierte . . ., ob sich diese recht herzlich untereinander hassen
(Nr. 11—19 d. Gl.)

. . . Wir haben dahier Reformierte, Lutheraner u. Catholiken, auch Wiedertäufer, welche alle in brüderlicher Eintracht miteinander leben. Separatisten finden sich in dieser noch etwas unaufgeklärten Gegend nicht — Die Reformierte predigen Toleranz, aber die Catholiken üben solche aus u. die arme Lutheraner — diese sind fast mehr auf der catholischen als reformierten Seiten, weil diese auch nur bey dem allermindesten Schein von Intresse (?) diese behindern.

(Der sonst so kritische, scharfsinnige Gruber hat nicht bemerkt, daß er sich hier widerspricht: „Brüderliche Eintracht“ einerseits — „Toleranz, von den Reformierten gepredigt, von den Katholiken ausgeübt“ andererseits!)

Nochmals: Wohnung u. Bauart
(Nr. 27 d. Gl.)

(Wiederholt schon war das Wort „Weinkauf“ zu lesen. Es handelt sich um eine Form der Grundstücksübereignung, die Gruber aus gutem Grund ablehnt.)

. . . u. wird ein Stückgen (=kleines Grundstück) gut verkauft, so wird es 8. Tage lang in den Weinkauf gestellt, wo der Weinkauf manches mahl ein Drittel von dem Werth des Guts betragen hat. So auffallendes Trinken ist zwar izo nicht mehr so stark, doch immer ärgerlich. Es ist wunderlich, das Contracten Buch hat auf dem Rath Haus keinen Glauben, sondern der Wirt, das Wirths Haus hat

das Weinkauf Buch, da mus das Ding, wenn es fidem (=Glauben) haben mus, eingeschrieben u. betrunken werden. Schon oft sind von der ehemaligen pfälzischen Regierung dieses Mißstands wegen Verordnungen ergangen, aber — da haben die Wirthe, der Stadtrath so viele Vorstellungen gemacht. Genug! Es wird nicht befolget. Dadurch entstehen Zänkereien, Schlägereien, u. wenn hier nicht streng durchgegriffen wird, so bleibt der Weinkauf ewig . . .

(Grundstücksübereignungen konnten sowohl durch Eintragung im Contracten-Buch (Vorläufer des Grundbuchs) auf dem Rathaus als auch im Wirthshaus vorgenommen werden, wobei die Übereignung im Weinkaufbuch eingetragen und „begossen“ wurde, wie man noch heute sagt. Daß der Physicus Dr. Gruber dieses „Begießen“ mit allen seinen Folgen ablehnt, ist verständlich. Es dauerte bis gegen das Ende des Jahrhunderts, in dessen Anfang Dr. Gruber seine Topographie schrieb, bis in Deutschland das BGB und das Grundbuch eingeführt und damit dem Weinkauf ein Ende gemacht wurde.)

Nahrung (Nr. 28 d. Gl.)

Die Nahrung bey dem gemeinen Mann sind durchgehends Mehlspeisen auch mitunter Fleisch, Huzlen, Schniz. Das Heidekorn giebt das gewöhnliche Nahr Brod. Auch die Grundbieren (=Kartoffeln) werden mit dem Brodt vermischt. Der Brey wird denen Kindern mit Fett wohl geschmälzet, auf das die Drüsen desto sicherer leiden.

(Wenn es gewiß nicht die Drüsen sind, so gebührt hier doch dem Physicus für seine geradezu modern klingende Beurteilung ein Kompliment!)

Die Grundbieren werden nicht so häufig wie in dem Westrich (=Pfalz links des Rheins) gegessen. Der Boden dahier ist zu fest, u. da gerathet auch die Grundbier nicht so gut als in dem Sand. Ja nicht einmahl gut zu dieselbe zu kochen, verstehtet man hier. — Auch der Caffé mit oder ohne Gersten wird täglich



Blick über die Dächer von Alt-Mosbach auf den Henschelberg

Foto: Dr. A. Frank, Mosbach

getrunken; der Arme trinkt bessern u. reineren Caffé als der Bemittelte. Besonders wird Wein getrunken; bey allen nur möglichen Gelegenheiten wird getrunken. Der Handwerksmann, der Tagelöhner, die Waschfrau müssen Wein haben, wodurch der Taglohn umso kostspieliger wird. Freilich wird sehr viel Äpfelmost zu dem Wein geschüttet; doch dieser (= der Most) ist ebenfalls teuer. Das Bier ist hier vortrefflich, aber der Tagelöhner will Wein u. kein Bier. Es ist zum Erstaunen, welche Vorliebe man dahier für den eigenen Wein hat; er wird so teuer, theurer noch als der zu Wachenheim u. Deidesheim verkauft u. doch giebt der einzige (= allein der) Henschelberg nur eine erträgliche Brühe. Der Wein wachste (= wuchs) sonst in einer bedeutenden Menge dahier. Hier ist noch der Gebrauch von den alten Zeiten her, das den Tag nach dem neuen Jahr die städtische Dienerschaft, Stadtdiener, Schützen,

Nachtwächter, Ammen, als eine Art von neuem Dinggeld einen Kreuzer für eine halbe Maas Wein bezahlt u. verrechnet wird. (Die Satzkonstruktion enthält einen Fehler, der durch die Umstände zu erklären ist, unter denen Gruber schrieb: Entweder wurde er im Satz unterbrochen, weil er eine Amtshandlung vornehmen sollte. Oder er ging, um die überaus primitive Beleuchtung nachzuschüren, die unter „Lebensart“ geschildert ist und bei Gruber wohl auch nicht besser war als bei den Stadtbewohnern.)

Ob Weinbau (Nr. 40 d. Gl.)

Der Weinbau dahier ist beschwerlich u. wegen der Unterhaltung der Mauern auch kostspielig. Bey einem starken Regen wird die Erde so wie die Mauern herunter geflötet.

Die Rebe wird in die Kalchsteine eingesteckt, die Erde auf dem Kopf (oder) Rücken hinauf getragen.

(Deutlich sichtbare Spuren dieses Weinbaus sind noch heute, vor allem in Form der Weinbergmauern zu sehen, und dies keineswegs nur am Henschelberg. Dazu siehe das Foto auf S. 289).

Die Vorlieb, so die Einwohner alle dahier für ihren eigenen Wein haben, ist unbeschreiblich. Der Wein, wenn er rein ist, ist auch süß u. angenehm . . .

(Auch hier ein gewisser Widerspruch, da an anderer Stelle (auf Seite 151) gesagt wird, nur der Henschelberg gebe „eine erträgliche Brühe“!)

. . . die Nase aber gehet leer dabey aus. — In denen Wein Ländern haben die Wohlhabende die Wingert, hier aber die Arme. Der Arme borget sein Brodt das ganze Jahr auf den Herbst. — Der Most wird in den Weinbergen, nicht aber an der Kelter verkauft. Auf den Dörfern sind Bann Keltern, in der Stadt aber Mieths Keltern. Der hiesige Wein ist allzeit theurer dahier als der gute Wein an der Bergstraß u. denen übrerrheinischen Gegenden, der Vorlieb wegen. Er wird alle u. zwar meistens in dem Ort (= gänzlich hier in Mosbach) consumieret; keiner wird ausgeführt. Dieses Jahr sind 39 Fuder Zehnten bey dem (= an das) Stift dahier gefallen. Der Henschelberg allein giebt einen erträglichen süßen angenehmen Wein. — Die Wingerts Leuthe hatten sonsten den Gebrauch, auf St. Veit u. Urbanus Tag diesen Heiligen Wein Patronen zu Ehren sich voll zu saufen u. dieselben bey einer guten Witterung herum zu tragen. Bey schlechter Witterung aber, da warfen sie das hölzerne Bild in die Bach, das er Wasser trinke u. da wurde er noch dazu geschimpft. Izo (= jetzt; heutzutage) wird das Bild in der Zunftstube an das Fenster gestellt, wo es den Henschelberg betrachten kann. — Die Wingert werden des sogenannten Mehltau (wegen) sparsam gedünget. Erde, mit etwas Geniest (?) vermischt, ist der Dung für die Wingert. Es wird

oft durch die Schell bekannt gemacht, das die Wiesen, ehe die Weinblüthe vorüber ist, nicht gemähet werden dörrffen. Man wänhet, das die Ausdünstung des Grases . . . der Weinblüthe schade. — Fast kein Wein in dem Keller ist eine *Materia consecrabilis*; er ist mit Aepfel Most vermischt; auch wird aller Wein geschoenet; genug, man bekommt den Wein selten so, wie man wünschet, die Tochter von der Mutter zu bekommen.

(*Materia consecrabilis* bedeutet ungefähr „geweihter Stoff“. Der von Gruber gebrauchte Ausdruck steht nicht im Stowasser, ist also kein klassisches Latein. Dasselbe gilt für den Begriff „*caricatus*“, den Gruber zu Nr. 29 d. Gl. „Lebensart“ gebraucht („in der Tracht *caricatus*“).

Der Spaziergänger weiß, welche Bedeutung die allenthalben um Mosbach noch zu sehenden Weinbergmauern haben. Weiß er aber auch, daß die — vor allem im Gewinn Liebelsberg — auffallend viel zu sehenden Wacholderbäume Zeugen einstigen Gewerbefleißes Mosbacher Bürger sind? Dazu die Topographie:)

Wie der Handel u. die Industrie Cultur (Nr. 49 d. Gl.)

Handel, Industrie, jeder in der ganzen Gegend sucht — will erwerben. Eine Handels Speculation geben die Wachholderbeeren, eine ganz artige Speculation, welche in die 40 pro cent (= Gewinnspanne) auswirft. Sie gehen nach Holland. Ich kenne Kraemer, die für 1500 f bis 2000 f für Wachholderbeeren ausgeben. Das Simmern kostet von 8. bis 12 xr u. doch verdient der Mann, der da fleißig klopft, in die 36 bis 40 xr. — Noch einen anderen Erwerb machet das Tuch. Der Hanf u. Flachs wird theils in der Zent Meckesheim, theils in dem Ambt Bretten ohngeachtet erkaufet, dann zubereitet, gesponnen, gewoben u. gebleicht u. auf dem Wimpfener Markt auf Peter u. Paul (= Talmarkt) verkauft. Es kommt eine unglaubliche Menge Tuch aus der ganzen Gegend dahin u. alles

wird verkauft. Die frembde Handelsleuthe finden auch in der Elle ihren Gewinn schon, weilen die unsrige netto ein halber französischer Stab ist u. an 15 Ellen schon eine Elle Gewinn ist.

Die Schifffahrt ist aus dem Grund ohnbedeutend, weilen fast durchgehends die Kisten oder Verschläge von denen Schiffleuthen aufgebrochen werden, Entwendungen geschehen u. man immer Zank, Schaden u. Klagen hat. Die Kraemer lassen auch deswegen der theuerern Fracht ungeachtet ihre Waaren alle per Axt (soll sicher „Achse“ heißen) kommen. — Das Holz aus dem Eberbacher u. Brezenheimer (= Binauer) Forst, welches sonst immer nach Heidelberg

— Mannheim gegangen, gehet izo zu Berg u. da haben die Schiffleuthe auch immer eine Rückfracht von Gibs oder Kalchsteinen. — Noch ein Haupthandel ist der von gedörnten Quetschen, wovon viele 100, ja 1000 Zentner, wenn das Obst gerathet (ohne diese, welche zum Brandewein eingeschlagen werden) nach Holland gehn. — Aepfel-, Birnenschniz, dieser Handel ist gering, weilen das Obst durchgehends gekeltert, so getrunken, oder mit dem Most vermischt wird (sollte wohl „Wein“ heißen). — Butter, Eyer, Hennen (Hähnchen) u.d.g. ist ein kleiner Erwerb, womit sich mancher recht artig ernahret. — Ein nicht ohnbedeutender Handel geschihet auch mit dem grünen Kern, ein mühsamer, doch aber wichtiger Erwerb.

Wacholderbüsche im Gewann Liebelsberg (vorderes Nüstenbachtal, linke Bachseite) Foto: Dr. A. Frank, Mosbach



(Wie man sieht, bestanden rege Handelsbeziehungen zu Holland. Die zunächst genannten Wacholderbeeren wurden gewiß zur Herstellung des Genever verwandt. — Dahingestellt sei, ob die gedörrten Zwetschen gleichfalls hierzu dienen. Die von Gruber genannten Preise bedeuten: „1500 f“ = Gulden; „8 bis 12 xr“ = Kreuzer.

Mit „Simmern“ ist vermutlich das Abfüllen gemeint; das Wort dürfte von „Simri“ abgeleitet sein, einem damals in Mosbach gebräuchlichen Hohlmaß. Mit „kräftig klopfet“ ist wahrscheinlich das Abklopfen der Beeren von den Wacholderbüschen gemeint.)

Ob u. welche Fabriken (Nr. 50 d. Gl.)

Fabriken — eine Gesellschaft legte hier 1770 eine Fayence Fabrique zu der Zeit an, als Fabriken unter der Regierung Carl Theodors Fontanesi (=vermutlich eine Art Wirtschaftsminister) dies Steckenpferd herumtummelte. Es war eine Epidemie in der Pfalz. Die Gesellschaft bekam das Monopol u. zu ihrer Disposition (=Verfügung, Benützung) die Soldaten Caserne u. das Schloß nebst denen um dasselbe herum liegenden Gärten in Erbbestand, da doch eine Gesellschaft nie aussterben kann. Das Personale bestehet dermahlen in 18—20 Köpfe. Dermales suchet der Werkmeister steingutartiges Geschirr herauszubringen, welches wirklich sehr artig ist. Die Erde liefert der nahe dabey liegende Boden u. die Glasur unsere feste Sandsteine.

Es werden von Einigen auch messene (= aus Messing) Schnallen u. Knöpfe in Menge gefertigt, welches aber ohnbedeutend ist. Kürzlich hat eine halbe Stunde von Mosbach sich ein Hammer Schmitt etabliert, der aber ohnmöglich der theuren Kohlen u. sonstiger Ursachen wegen sich halten kann. — Gipsmühlen sind einige neu erbauet worden, welche sich reichlich naehren. Der Gips wird aus der Gegend Neckarsulm von denen Schiffleuthen denen Gipsmüllern zugeführt, wo derselbe gemahlen u. häufig consumiert wird. Sehr oft mangelt es an Vorrath u. sollte

nach meinem unter dem 28. 7. br (=September) 1807 gemachten Bericht das Dorf Bettingen eingetäufet, der Neckar abgegraben werden (=vermutl. Vorschlag, den Neckarbogen bei Böttingen abzuschneiden u. zur Ausbeutung des dortigen Gipsvorkommens einen Schacht anzulegen), so wäre dies ein unzuberechnender Gewinn, der mehr als eine halbe, vielleicht ganze Million importiret . . .

Eine halbe Stunde vor dem oberen Thor nordwärts wurde 1762 u. 67 die Gradierhäuser der Elisabetha Augusta Halle erbauet. Es sind nur 2. Salzbrunnen, aus welchen mit Geschick (?) das Wasser auf die Gradierhäuser gebracht wird. Es wurde nie mit Vortheil u. überhaupt nur sehr wenig Salz erbeutet. Glaubersalz setzet sich die Menge des winters da an u. man hätte für halb Europa da einen Überfluß. Izo ist dieselbe eingegangen u. zerfällt (=damit meint er die Saline). Aber Herr H. v. Traiteur hat dieselbe aufs neue izo interpretiert u. lasset wirklich daran schaffen. Ob groser Vortheil daraus entstehe, tempus docturus, sagen wir Lateiner.

(= Die Zukunft wird es lehren. Hier ist Gruber ein Lapsus unterlaufen; richtig muß es heißen „tempus docturum“. Daher die Unterstreichung, die vermutlich in Karlsruhe erfolgte wie übrigens alle andern Unterstreichungen, die sich hie und da in der Topographie finden, z.B. das Wort „Erbbestand“ (oben).

Mo- oder Imoralitaet der Einwohner (Nr. 53 d. Gl.)

Durch die viele Einquartierungen, durch das, das die pfälzische Garnison vor der Belagerung Mannheim in unsere Gegend verleget worden u. über 3. Jahre da verblieben, ist die Imoralitaet ziemlich gewachsen. Doch! Wer böß ist, zu dem Bösen einen Hang hat, der sündigt auch in dem Kloster. Gewies ist, das der Krieg die Leuthe ehender verschlimmert als gebessert hat. (=Auswirkungen der Napoleonischen Feldzüge)

Ob in aller Rücksicht sich zu ernähren Unvermögende (Nr. 54 d. Gl.)

Da nach denen obigen Bemerkungen sehr viele Gebrechliche, Dappen u. d. g. Leuthe dahier sind, so ist es natürlich, das sehr viele sich zu ernähren gänzlich ohnvermögend sind u. da diesfalls keine Einrichtung, keine Policy ist, so müssen sie bettlen gehen, oder man mus sie aus Barmherzigkeit tod schlagen u. wann das Kloster nicht hier wäre, so müßten sie verhungern.

(Damit meint Gruber das Franziskanerkloster, über das er anderweit berichtet:)

Mönche, Manns- u. Frauen Klöster (Nr. 20 d. Gl.)

400 Schritte vor dem oberen Thor lieget das Franziskaner Kloster. Die (= die Franziskaner) besorgten in dem 30 jährigen Krieg die Seelsorge. Sie wurden, wie es in diesen Zeiten ginge, mehrmalen ausgewiesen, ao (anno = im Jahr) 1686 wieder berufen, wo sie dann 1688 das Kloster u. die Kirche erbauten, ao 1772 merklich — weilien ein Noviziat allda errichtet wurde — vergrößerten. Dermahlen sind nur 7. Patres da, welche kaum die Aushülfe denen benachbahrten Pfarrern in dem Nothfall leisten können u. da sie keine Novizen mehr annehmen können u. dörffen, car ce ne plus le siecle des moines (= denn dies ist nicht mehr das Jahrhundert der Mönche), so müssen sie aussterben.

(Zu dem auf der Vorseite bereits angeklungenen Thema „Polizei“ sagt Gruber:)

Welche Policy Aufsicht wegen Sicherheit (Nr. 61 d. Gl.)

Policy Aufsicht wegen Sicherheit, wir haben überhaupt keine Policy, also — da ist auf der chausee (= Mosbach—Schefflenz) das so genannte Bazan Häuschen erbauet worden, auf das sich das Gesindel auch aufhalten kann, auf einem Weeg, wo in 3 Stunden kein Dorf ist. — Da ist vor der Stadt dem Bohrer

Schmitt eine Hütte zu erbauen erlaubt worden! Oh!

Hier wäre der Ort, etwas von Gefängnissen zu reden. — Wenn hier gesunde Diebe eingesteckt werden, so bleiben solche längstens 14. Tage hier u. dann entwischen sie. — Nöthig ist es immer, von denen Gefängnissen zu reden, dann es können auch Unschuldige eingesteckt werden. — Besonders da die Einrichtung da hier so ist, das der Bettelvogt, welcher der Schließknecht ist, von Haus zu Haus für die Nahrung der Gefangenen sorgen mus, auf das sie nicht verhungern, da der Becker, wenn er ein Jahr lang für die Gefangenen das Brodt abgegeben hat, mus noch um allergnädigste Auszahlung unterthänigst bitten, u. da wird ihm noch gar abgezogen. — Die Lage, der Ort, die Umständen erlauben an denen Gefängnissen keine grosse Oeffnungen, die Luft wird also verdorben, durch die Unsauberlichkeit gefährlich, das Einsizen selbst ist der Gesundheit schon schädlich. Maschine, um gute Luft in die Gefängnisse zu bringen, kosten Geld.

(Hieraus ergibt sich, daß es bereits im Jahr 1807, also vor Beginn des technischen „Fortschritts“ Maschinen gab, „um gute Luft in Gefängnisse zu bringen“, also eine Art Ventilatoren! Schade, daß Gruber keine näheren Angaben macht. Was er über den Zustand in den Gefängnissen schreibt, wirft ein betrübliches Licht auf diesen, doch sehr wichtigen Teil staatlicher Ordnung; ebenso der Hinweis, daß es „überhaupt keine Policy“ gebe.)

Schul Häuser u. ihre Einrichtung (Nr. 21 d. Gl.)

Wir haben zu Mosbach 4. Schulhäuser. Der luthrische Schulmeister wohnt in einem höchst elenden, der armen Gemeind zugehörenden Häuschen. Das katolische Knaben Schulhaus ist ein sehr geräumiges, 4. Stock hohes, mitten auf dem Markt stehendes Haus; es wäre eines der ersten u. besten Nahrungshäuser u. ist äusserst baufällig.



Marktplatz von Mosbach bis ca 1807. Rekonstruktion von Dipl.-Ing. Franz Messmer.

Dann ist ein gut conditioniert u. placiertes gemeinschaftliches hinter der Kirche stehendes Schulhaus, wo oben die catholische u. unten die reformierte Mädgeschule ist.

Das reformierte Knaben Schul Haus ist ein gut gebautes u. schickliches Haus.

(Hieran ist bemerkenswert, daß die Schulen nicht nur nach Konfession, sondern außerdem nach Geschlechtern getrennt waren. Trotz aller Trennung hat man aber ein gemeinsames Schulhaus für Mädchen catholischer und reformierter Konfession gehabt! Schade, daß keine genaueren Angaben über die Lage der einzelnen Schulhäuser gemacht sind! So kann man nur in etwa ahnen, wo sie gelegen haben mögen. Eine Ausnahme bildet lediglich das, was Gruber über die Lage des Schulhauses für catholische Knaben angibt, daß es nämlich „mitten auf dem Markt“ stand und „äusserst baufällig“ war. Damit ist die bisher offene Frage geklärt, welche Art

von Häusern den Marktplatz vom Kirchplatz trennten, und bis wann sie an jener Stelle standen. Nunmehr steht fest, daß es sich bei einem dieser Häuser um das Schulhaus für catholische Knaben gehandelt haben muß, das äusserst baufällig war und vermutlich aus diesem Grund nach 1807 abgerissen wurde.

Wie die Lehrer, die Lehrart u. die Aufsicht (Nr. 22 d. Gl.)

Die Lehrart — kein Vernünftiger tadelt dem Anderen seine Methode. Die Aufsicht ist gut — aber ein gemeiner Tagelöhner erhaltet u. verdient mehr als ein Schullehrer. Ich weis, das die catholische Schullehrer in anderthalb keine Besoldung erhielten, u. wenn sie solche erhielten, so . . .

(Aus einem der weiter oben angegebenen Gründe fehlt hier nach „anderthalb“ ein Wort, wobei wir zugunsten der bedauerns-

werten Lehrer von damals nur hoffen können, daß es sich „nur“ um „Monat“ und nicht „Jahr“ gehandelt haben mag. Sehr schade ist, daß Gruber sich hier mit einer sehr philosophischen Antwort auf die Frage nach der „Lehrart“ begnügt; ebenso, daß er statt einer präzisen Antwort zur Frage, wie die Aufsicht sei, nur die Antwort „gut“ gibt. So müssen wir uns mit dem begnügen, was anderweit bekannt ist, daß nämlich damals die Schulen Einrichtungen der jeweiligen Konfession waren, daß also die Schullehrer ähnlich dem Meßmer, dem Organisten usw. dem jeweiligen Pfarrer unterstanden.)

Erziehungsart (Nr. 23 d. Gl.)

Horaz in seiner arte poet V. 156 bis 178 (= arte poetica = Dichtkunst, Vers 156—178) zeichnet treffend, wie sich der Mensch nach u. nach producieret. — Die Vorurtheile aber werden durch die Erziehung eingepropft. Diese Eindrücke lassen sich beschwerlich in der Folge auskrazen. Hier wird der Grund zu dem Bösen, wie zu dem Guten gelegt. Durch die Behandlung bey dem Lernen, durch Ohrfeigen u. d. g. habe ich Verziehnungen in denen Gesichtsmusclen bemerket, welche habituel verblieben. — Vor Alter mußte die Gelehrsamkeit von dem Steis in den Kopf klettern; dies ist izo nicht mehr Mode. Man will die Kinder spielend lehren u. dadurch bewürket man, das sie bey einer nur etwas schweren Arbeit wie die Pferde stättig (= vielleicht „störrisch“?) bleiben. — Trotz denen so schönen Anoncen, Philantropinen u. Projecten haben wir noch keine sonderliche Früchte eingeerndet. „Festina lente“ (= Eile mit Weile), „lerne den Menschen kennen“, soll man unseren Lehrern zurufen. Berechne die Kräfte des Geistes; propfe das Gedächtnis der Kinder mit Worten nicht voll, die sie nicht verstehn, dann dadurch wird der Verstand nicht geübet. Das Gedächtnis, das ist ein höchst elendes Ding, dadurch werden die Kinder alberne Köpfe. — Durch den Misbrauch der abstrahierenden

Kräften wird der Grund zur Hypochondrie gelegt, wodurch der beste Propfpreis verunglückt. — Es ist zum Erstaunen, was izo unsere kleine u. grose Knaben schon alles wissen, ganz ohnbegreifliche Sachen klar wie die beyde Weise in dem Musarion demonstrieren. Es ist zum Erbarmen anzuhören, wie sie die einfältige Alten bemitleiden, beachselzucken, weiln diese nicht in ihre Zeiten gebohren sind, wo alle Gelehrsamkeit in denen Journalen, wie ehemals das Manna der Isrealiten die Erde bedecket.

(Die Stelle bringt zwar verhältnismäßig wenig Konkretes zu der gestellten Frage „Erziehungsart“, ist aber in mehrfacher Hinsicht überaus interessant, obwohl nicht in allen Teilen durchweg verständlich. Dies gilt z. B. für den Vergleich mit den Pferden; es gilt für den Hinweis auf die Hypochondrie; dieser Begriff bedeutet lt. Brockhaus „Krankhafte Beschäftigung mit dem eigenen Wohlbefinden“, die wohl schwerlich durch den „Mißbrauch der abstrahierenden Kräfte“ verursacht wird. Dessen ungeachtet muten Grubers Betrachtungen und Klagen großenteils überaus modern an, die „Gelehrsamkeit in denen Journalen“ inbegriffen, wenn man anstelle dieses Worts den Ausdruck „Illustrierte“ setzt.)

Wie der Feldbau u. welche Fruchtarten (Nr. 34 d. Gl.)

In dem Feldbau sind unsere Leuthe gegen die übrerheiner Bauern noch sehr weit zurück. Fleisig sind dieselbe so durchgehends, doch die Art zu bauen verstehn sie nicht. Da wird z. B. der Dung auf die Felder in kleine Haufen geführt, da bleibet derselbe durchgehends 3.—4. Monate unbedeckt liegen, wird nicht untergezackert, u. da ist es dann natürlich, das derselbe von dem Wind ausgesogen keine Dungkraft mehr haben kann. Das beste für das Land ist, das der Kleebau so durchgehends eingeführt ist, dadurch ist dem Wucher der Juden gesteuert worden. Das Feld um Mosbach, Neckarelz, Scheff-

lenz ist gut, hie u. da mit Kalchsteinen besaet, doch immer ist es ein kalter Boden, unter welchem ein wasserhaltiger Letten ist, mit Kalch kann folglich dahier nicht gedüngt werden. Ob aber das Brennen auf dem Feld den Boden nicht lockerer machen solle? — Es werden alle Arten von Früchten dahier gebauet. Spelz, so dahier Dinkel heisset, ist wegen dem festen Boden der meiste Fruchtbau. Weizen, Korn, Welschkorn (= Mais), Grundbieren, alles wird angebauet u. überhaupt wird mehr gebauet, als in der Gegend consumieret werden kann. In der Gemarkung Mosbach wird sehr viele Gerste aus dem Grund gebauet, weilen diese keinen Zehnden giebt (= darauf kein Zehnten zu entrichten ist). Heidekorn (= vermutlich Buchweizen) wird in dem Odenwald gepflanzt, Hirsen sehr wenig, Kohl (rab) (= Kohlrabi?) nicht sonderlich, vermuthlich des wenigen Plazes wegen. Der Flachs gedeiht ziemlich, der Hanf aber ist selten, er mus des harten Bodens wegen mit der Siechel abgemacht werden. Die Dückrüben werden bedeutend gros, weilen solche allein mit Mistpfül gedüngt werden. Erbsen, Linsen, Bohnen, Saubohnen, damit werden ganze Felder besäet. — Das Gartenfeld ist besonders ergiebig, alle Arten Gemüser haben einen starken u. geschwinden Wuchs. Es wird zwar sparsam gedünget, aber aller Mistpfühl mit Menschen Unrath vermischet wird bey Tag sowie gegen Abend, besonders wenn es regnen will, auf die Gemüsländer gegossen. Freilich bekommt man oft Salat, Spinat u. d. g., wo der Unrath noch bronziert drauf lieget. Die Gewächse haben davon oft einen niedrigen Geschmack, aber das Ding (= der Dünger) treibet ausserordentlich, Zwiebel zu $\frac{3}{4}$ Pfund, Kohlraben, Rettig von auserordentlicher Grösse . . .

Ob Braach (= Brachland) (Nr. 35 d. Gl.)

Zu der Mosbacher Gemarkung gehören der Hard- u. Knopfhof auf dem Berg. Alles Feld wird in Fluren gebauet u. folglich gebraachtet

(= im Zug der Dreifelderwirtschaft als Brachland liegen gelassen), doch bauen Fleisige in die Braachfelder Sommerfrüchten, besonders Grundbieren. In der Gegend werden mehr Grundbieren gebauet, als daher (= verbraucht werden) . . .

Alles Feld lieget also auf dem Berg, die sogenannte Bergaecker. Es sind Aliment Stücker (= wohl Allmendgrundstücke), weit über 1000 Morgen, welche der Stadt gehören, wovon jeder Bürger des Flurbau wegen 3 Morgen haben soll . . .

Ich als Doctor besize ebenfalls ein Loos, das Doctors Loos genannt, welches meine Verfahren so wie ich um 1. Malter Korn u. Grundbieren verpachtet . . .

Welche Art Wiesen (Nr. 36 d. Gl.)

Die Wiesen um unsere Gegend sind sehr beträchtlich. Die Wiesen werden durchgehends gedünget, weilen der Mist auf die Bergaecker zu fahren zu beschwerlich ist . . .

Einen auffallenden Nutzen geben die auf den Wiesen durchgehends aleenweit gepflanzte Quetschenbäume. Da der Boden nicht brügicht (?) sondern leimigt ist (= lehmig), so gedeien diese u. andere Obstbäume vortrefflich. Es wachset fast alle Jahr Obst dahier so wie in der ganzen Gegend. Ein vollkommenes Obstjahr dahier ist einträglicher als ein vollkommener Herbst in einer Weingegend. Wir haben vortreffliches Obst, welches ein feiner Gaumen dem Brüssler u. Mezer wo nicht vorziehet, doch gewis gleich stellet. Das edle Obst wird in denen Gärten so wie in dem Feld erzogen, je weiter man den Neckar gegen Heilbronn hinaufkommt, desto vorzüglicher ist dasselbe. Doch wird nicht so viel auf edles Obst gesehen, weilen das meiste zum Trunk gekeltert wird.

Waldungen, ihre Cultur (Nr. 33 d. Gl.)

Die Waldungen dahier gegen die Waldungen des Übrerheins sind unbedeutend; durchgehends Hackwald, hie u. da Hochwald u. die-

ser ist durchsichtig. Izo fangt man nach der Verschwendung zu spahren an. Jede Gemeinde, 3—4 ausgenommen, hat ihre eigene Waldung, welche dieselbe theils zur Abtragung ihrer Schulden, theils zu ihrer Bedürfnis benutzen.—Die Stadt Mosbach hat als Eigenthum die Hasbach, den Wiedhau, die Michelherde, beträchtliche, über 2000 Morgen haltende Waldungen . . . Die Art, wie u. wodurch die Stadt zu diesem so bedeutenden Eigenthum gekommen, ist mir unbekannt . . . Wenn aber die Bevölkerung oder vielmehr die Ansiedlung so verschiedener armen Leuthen, so wie zeithero geschiehet, ferner zugelassen wird, so ist vorauszusehen, das wir endlich wegen dem Holzangel gezwungen sind, nach Africa auszuwandern, da die wilde Thiere u. Wälder auszureiten (?) u. uns neu anzubauen. Unsere Bevölkerung ist des Holzangels wegen zu gros.

(Aus einer Bemerkung eingangs der Topographie (Nr. 8 d. Gl. S. 11) ergibt sich, daß die Einwohnerzahl seit dem Jahr 1785, also in ca. 22 Jahren, in den meisten Orten des Amts um die Hälfte, in andern um etwas mehr als $\frac{1}{3}$ zugenommen hat.)

Ob Passage u. wie die Land- u. Gemeinde Wege (Nr. 4 d. Gl.)

Es zieht eine gut gebaute Chausse von Kalchsteinen von Heidelberg aus, welche zu Obriegheim nach Diedesheim über den Neckar gehet, durch Mosbach u. sich zu Adelsheim endet. Diese wird wohl unterhalten. Sie ist durchgehends mit Obstbäumen besetzt. Schade, das solche von Mosbach nach dem 3. Stunden entlegenen Schefflenz gehet, ohne ein Dorf zu berühren . . . Die andere Landwege, so wie die Wege von einem Ort zu dem anderen sind äusserst schlimm, nirgends mit Bäumen besetzt, bey auch nur mässigem Regen nicht zu passieren, ja in dem Winter besonders bey Schnee gänzlich unbrauchbar, wo man sich leicht verirren kann.

(Wie die „Chaussee von Kalchsteinen“ zwischen Obriegheim und Diedesheim „über den

Neckar gehet“, erwähnt Gruber nicht. Aus Widders „Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz“ 1786 wissen wir, daß eine „Nachenfahrt über den Neckar“ bestand.)

Ob beneficium fluminis (= Wohltat, daß ein Fluß vorhanden) (Nr. 5 d. Gl.)

Der Neckar flieset $\frac{3}{4}$ tl Stund von Mosbach — Die Elzbach, welche in dem Amte Amorbach (=entspringet), gehet durch den nördlichen Theil des Amts u. ergieset sich zu Neckarelz, woher der Ort seinen Nahmen hat, in den Neckar. Diese betreibt fast alle Mühlen der Dörfer; um die Stadt aber wird nicht allein die unnöthige Saline . . ., sondern noch 5. Mühlen ausser der Stadt u. durch den Michelroder Brunnen 2. in u. 2. ausser der Stadt gangbahr. In keiner Mühle aber wird auf das Pfund gemahlen; man ist der Discretion der Müller überlassen.

(Die hier zuletzt genannte „Discretion der Müller“ meint wohl ihre Anständigkeit. Der vorgehende Satz ist unklar; er soll sagen, daß die Elz die Triebräder der Saline und außerdem bei Mosbach fünf Mühlen treibt. Daß ferner der in späterer Zeit „Kandel“ genannte, im Michelsroth entspringende Bach 2 Mühlen in der Stadt und 2 außerhalb treibt. Gruber schreibt „unnöthige“ Saline, weil sie keinen Ertrag brachte.

Ob fischreiche Weyer, Bäche zu Holzflösen, Mühlen (Nr. 6 d. Gl.)

Der Neckar sowie die Bäche haben einen Überfluß von Fischen. Besonders liefern die Bäche Aeschen, Forellen, Krebse, welche sehr schmackhaft sind. Oft steigen — ohne die Salme — die Fische durch den Neckar in die Bäche — Neunaugen u. d. g., wovon ich mehrere von 10. Pfund gegessen.

Die Gegend um Mosbach hat mahlerische Partien u. ist sehr angenehm. Die Luft ist hart u. gesund. Als die Pest 1563 zu Heidelberg wüthete, flüchte(=te) der Kurfürst Frieder. der 3.te hieher u. er u. dessen Hof blie-

ben von der Seuche verschont. — Schade, daß der Ort seines kleinen Umfangs wegen so verhext ineinander gebauet ist. — Von dem ehemaligen Schloß stehet noch etwas von alten Ruderen (= Mauern), so dem Zahn der Zeit bishero trotzte. Die Pfalzgraf Otto, Vater u. Sohn, welche eine besondere Geschlechtslinie anfangen, so aber auch mit ihnen wiederum ausstarbe, wohnten da. — Es ware sonsten eine Caserne zu Mosbach, ein sehr geräumiger u. viel groser Plaz, welches alles aber samt dem neuen Schloß ca. 1770 einer Gesellschaft zu einer Fayence Fabrique in Erbbestand übergeben wurde. — In dem ganzen Odenwald giebt die Stadt Mosbach allein — da sonst alles, sogar das Obst, zehntbar ist — nur von Wein, Spelz, Korn u. Haber Zehnden. Alles andere, wozu auch die Gerste gehöret, kaufte die Stadt 1525 von einer adelichen Fräulein mit Bewilligung des Stiftsvogten der heil. Juliana. Die Stadt füge diesen Zehnden nicht zu ihren städtischen Einkünften u. so erhielten dann die Einwohner diese Befreyung, wodurch aber natürlich nur der Reiche, nicht der Arme Vortheile hat. — Wunderlich ist es, das niemand in dem ganzen Odenwald, in dem Odenwald wohnen will. Allenthalben, wo man fraget, ist: Lieget der Ort in dem Odenwald? Nein — na (= Dialekt für nein) — heiset es; eine 4 tl Stunde weiter ist der Odenwald u. mus folglich etwas in dem Begriff des Odenwaldes verbunden seyn.

(Ganz gewiß lag es nicht am Begriff „Odenwald“, sondern an dessen Entlegenheit und rauhem Klima. Gruber selbst gebraucht anderweit wiederholt den Ausdruck „Syberien“ (z. B. unter Nr. 62 d. Gl. „Ob steigender Luxus“, S. 5 Mitte. Noch heute lebt das Wort „Badisch Sibirien“ was z. B. sinnfälligen Ausdruck in dem Namen „Sibiria Badensis“ findet, den sich eine in diesen Tagen gegründete gesellige Vereinigung in Mosbach gab.) In der ganzen Gegend wird kein besonderes hohes Alter bemerkt. 73—75 Jahre ist das höchste Alter. Die Bemerkung trifft hier folglich ein, das ein kalchartiger Boden, ein

kalchartiges Wasser nicht geschickt seyen, das Alter zu befördern. Hier, so wie in der ganzen Gegend, wo das Wasser durch Kalch-, nicht durch Sandsteine flieset, höret man aber auch keine Klagen über Steinbeschwernisse, da doch in der Gegend Heilbronn-Eberbach diese Krankheit schon wieder bemerkt (= wird).

Ob gewöhnliche oder wann Wasser Schaden entstehen (Nr. 48 d. Gl.)

Wasser Schäden sind wir dahier fast alle Jahr leider ausgesetzt, das Frühjahr sowohl, wann der Schnee abgeheth, als auch des Sommers bey starkem u. anhaltendem Regen. Da wird die Erde von denen Weinbergen herunter geflözet oder die Weinbergmauern stürzen ein. Oder durch die Wasserklingen stürzet in unseren bergigten Gegenden ein reisender Strom, welcher Steine, ja Felsen mit sich fortwälzet u. das ganze Thal überschwemmet u. bedeckt. Dadurch wird die Tiefe der Elzbach, ja des Neckars selbst so oft verändert, das da, wo sonst Untiefen waren, izo Löcher ausgewühlet sind, welche keinen Grund haben. Die Bach gefrieret des Winters zu. Das ganze Wiesenthal ist des Frühjahrs so überschwemmet, das man in 2—3 Tagen nicht über die Bach kommen kann, indem das Wasser stockwerkhoch über den höchsten Steig — eine Art von hängender holzener Brücke — dahin rauschet. Die Elz ergieset sich auswärts in den Neckar, dadurch wird dieselbe so angeschwellet, das das ganze Ort Diedesheim immer bis über den 1 t Stock im Wasser stehet — u. doch hat Diedesheim keine andere Krankheit als die da endemische Gicht. — Dann laufet auch die Elz von Dallau bis in den Neckar in außerordentlichen krummen Wendungen, wodurch das Wasser keinen Zug hat u. die Anschwellung vermehret. Würde die Bach so viel es möglich grade gestochen werden, so würde das Wasser grade strömen. Der Zug würde ein tiefers Bett u. ein höheres Ufer machen u. auch bey stärkeren Regen nicht so leicht aus-

treten können. Wer gewinnen oder verliehren wird, darf keine Frage seyn; natürlich mus an dem Erdreich gewonnen werden. Über das Froschgewäsch der Leuthen mus man sich hinaus sezen. — Das Austreten des Wassers schadet an u. für sich nicht, dann die Aecker u. Wiesen werden dadurch gedünget. Aber die Berge von Steinen, so das Wasser auf die Wiesen u. Aecker leget, verderben solche gänzlich u. nur mit grossen Kösten werden solche wieder urbar gemacht. Dieser Schaden entsteht daher besonders, weilen da keine Aufsicht ist, so wird das 12 Schuh lange Scheiter Holz in den Klingen, welche das herab stürzende Gestein abhalten soll, gestohlen, wo dann das Wasser bey wenigerem Widerstand desto aerger wüthet.

(Die Leute hätten aber mit ihrem „Froschgewäsch“ (= dummem Geschwätz) wohl doch nicht so ganz unrecht gehabt, wie Erfahrungen späterer Zeiten mit Bachbegradigungen zeigten. Ähnlich, wie Mosbach damals im Stadtbereich enorm viel Wasser hatte (zahlreiche Brunnen, ferner der offen durch die Stadt fließende, Mühlen treibende Kandelbach, sowie das Fladenbächlein) muß auch die Wassergewalt bei starken Regen unverhältnismäßig stärker gewesen sein als heute. Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, wo die „Klingen“ gewesen sein sollen, in denen Scheiterholz zum Aufhalten von Gesteinsmassen angebracht war.)

Welche Vorzüge des Adels, des Militairs, des geistlichen u. Civil Standes (Nr. 58 d. Gl.)

Der Bauer wie der Bürger kennet die Gränzen zwischen sich, dem Beambten, dem Geistlichen, dem Soldaten. Nur ist der Bauer etwas mistrauisch auch gegen die beste Verordnungen, weilen er neue Lasten fürchtet. — Überhaupt ist derselbe viel betrügerisch, leichtgläubig, abergläubisch, habsüchtig, geschwätzig, lügenhaft, unedel; doch, soweit seine Sinnen reichen, richtig urtheilend. Er handelt mehr aus Gewohnheit als aus Gründen. — Nichts gehet hier auf Treu u. Glauben

u. Handschlag. Alles, auch das Geringste mus schriftlich aufgesezet u. mit einem Zeugen bestätigt seyn. Edle Gefühle sind folglich nicht zu suchen; alles geschieht aus Eigennuz oder Zwang.

(Der so geschilderte Bauer war gewiß das Produkt jahrhundertelanger Unterdrückung. Was Gruber über Treu und Glauben sowie Handschlag bemerkt, überrascht insofern, als es im 20. Jahrhundert (mindestens dessen erster Hälfte) beim Viehkauf unter den Bauern durchaus gang und gäbe war, den Kauf gerade nicht schriftlich, sondern durch Handschlag abzuschließen.)

Armenhäuser, in Rücksicht des Vorstands u. der Armen (Nr. 74 d. Gl.)

Schon 1421 kaufte die Stadt aus ihren eigenen Mittlen allein für kranke Bürger das izo noch bestehende Haus zu einem Hospital. Dann kaufte dieselbe 1432 die Mühle zu Oetheim u. 1435 den Bernbrunner Hof gegen jährige 10 f Leibgeding, wodurch das Hospital einen artigen Fond bekommen. Über das hat das Hospital in der Mosbacher Gemarkung sehr gute Güther Stücker an Aecker, Wiesen u. Weinbergen, welche durch einen Hofbauer gegen einen Pacht übergeben sind. Ferner hat dasselbe noch verschiedene artige Einkünfte. Sie hat auch den Last, den Farren u. Epper zu halten, wogegen sie die einträgliche Farren-Aecker u. -wiesen aber auch noch besonders genieiset. Die Stadt ist Aufseher. — Es wohnet ein Verwalter in dem Haus, welcher die Oeconomie besorget. — Kranke werden in dem Hospital nicht aufgenommen; man hat Leuthe für 50—100 f in das Hospital als Pfründner angenommen. Die Stadt hat dermahen einen Proceß mit dem Verwalter. — Dieser wohnet in dem Hospital mit Frau u. 5 Kindern — genug, die Einrichtung ist so, das dasselbe zerfallet. — Ich habe durchgehends bemerket, das Armen Anstalten bey denen Protestanten besser als bey den Catholiken gedeien. — Die Pfründner hätten nichts; sie wollen doch es-

sen. Die 50 f, so dieselbe in das Hospital gebracht, können ohnmöglich so viel Zinsen abwerfen. — u. doch ist das Gut verpachtet. Die Arme, die *pauvres honteux*, bekommen nichts. Jeder Ort mus freilich wissen, welche Einrichtung die schicklichste, die beste sey. Genug, die Oeconomie taugt nichts u. das Hospital zerfällt.

(Die Ausführungen sind interessant, obwohl nicht in allem verständlich. Das „*pauvres honteux*“ dürfte wohl mit „Verschämte Arme“ richtig übersetzt sein. Falls Gruber zutreffend informiert war — immerhin war er den Dingen um rd. 200 Jahre näher als wir —, war das Hospital entgegen den sonstigen Verlautbarungen zur Mosbacher Geschichte doch ursprünglich zur Aufnahme von Kranken bestimmt.)

Noch (= auch) haben wir vor der Stadt ein sehr artiges Institut, das sogenannte gute Leuth Haus. Aber! Es sind schlimme Leuthe, die darinnen wohnen. — Es ist ein Zufluchtsort, wo sich des nachts allerhand wunderbährliches Gesindel einnistet. Die besten Einkünften von Gärten u. d. g. benuzen die Aufseher u. Verwalter. — Es wohnen sehr viele arme Leuthe darinnen u. die ledige Töchter bekommen auch Kinder. — Eine geeignete u. gescheite Reformation sollte nichts schaden.

Ob u. wie viele Kindermorde (Nr. 81 ff. d. Gl.)

Was ist Kindermord? Eine Seelenkrankheit. — Moses hat in allen seinen Gesezen des Kindermords nicht gedacht. — Jede Nation hat nach dem Wachsthum ihrer Cultur verschiedene Stufen. — Die alte Deutsche waren keusch, sie hatten aber auch unendlich weniger Reiz zu dem Laster wie die Römer. — Keine Strafen, kein Schwert sind imstand, dem Kindermord vorzubeugen. Es ist ein ganz anderer Zustand der Seele nach der That als vor der That. — Es mus einem Menschenfreund in der Seele weh thun, das rächende Schwert der Obrigkeit gegen eine unglückliche Mutter gezückt zu sehen, wel-

che durch den unausstehlichen Gedanken der Schande, so ihr bevorstehet, zu der wiedernatürlichen That mit ganzem oder halbem Wahnsinn gerissen wird, sich oder ihr Kind umzubringen. — Die Geseze scheinen zu dem Kindsmord Gelegenheit geben zu wollen.

(Was er damit meint, legt Gruber an anderer Stelle dar, deren Wiedergabe hier folgt. Das, was eingangs über die in mancher Hinsicht geradezu modern klingende Auffassung Grubers gesagt wurde, gilt vor allem für das hier behandelte Thema.)

Unehlich Gebährende . . . (Nr. 91 d. Gl.)

Wir haben Geseze, welche den Kindermord verhüten sollen. Mir scheint es aber als wenn die Geseze dahin zweckten, denselben zu befördern. — Die ledige Schwanger sollen die allerverzeihlichste menschliche Schwachheit, ihre Schwangerschaft richterlich anzeigen. Hier fraget der Richter bey dem versammelten Rath, wie — wann — wie oft das Dinge geschehen seye. Welches Weibsbild kann dies ohne eiserne Stirn ertragen? Oft ist eine solche Schwangere keine Hur, dann eine Hur wird nur absichtlich schwanger. Diese weis, wie man nicht schwanger wird, auch weis sie die Empfängnis sogleich zu zerstören u. dies wird nicht untersucht . . . überhaupt, es sollte kein Geistlicher, welcher Religion er auch seye, kein Richteramt nicht einmahl die Einsicht in Ehesachen oder dieser so genannten Verbrechen haben. Dieses Recht, diese Einsicht sind noch Folgen der alten Barbarey, der eisernen Ruthe, worunter die Menschheit seufzte. — Und wie widersinnig ist es! Der Geist des Gesezes will Schwangere schonend behandelt wissen, aber warum dann Säugende nicht? — Diese werden dann nach der Geburt . . . mit „wie, wann, wie oft“ gegen alle Moralitæt befraget. Sie sollen Geldstraf bezahlen oder eingesteckt werden. Da doch die Mutter izo doppelt arbeiten soll, da sie sich u. ihr Kind naehren mus. — Und was wäre dann besser, mehrere (= mehr) uneheli-

che Geburten oder mehrere (=mehr) verhinderte Empfängnisse (=Abtreibungen)? — Überhaupt, heimliche Sünden können nicht verhindert werden, besonders, wenn sie in der Natur liegen. — Wer straft den Spieler, den Säuffer, den Onanite (=Onanisten) — die Natur der Sache straft diese wie jene — die Hurer u. Ehebrecher straft Gott — Paul. a.d.Hebr. 13 4. Johann. 8—11 (=Hinweise auf Stellen im Hebräerbrief des Apostels Paulus, sowie auf das Johannes-Evangelium.) (Anschließend schildert Gruber zwei solche Fälle — bei beiden war der Verdacht der außerehelichen Schwangerschaft nicht begründet. Bezgl. der Frau des zweiten Falles schreibt Gruber:)

Sie wurde wegen der nicht Schwangerschaft absolviert. Weil sie aber das Gericht beschimpfet (=aus Empörung über die unbegründete Verdächtigung), mußte sie Strafe bezahlen. Das Gericht aber ginge frey durch. Oh schön! Wer sollte nicht mit Voltaire ausrufen: Gott der Gerechtigkeit! Wie viele unsinnige, wie viele schreckliche Thaten sind nicht aus deinem Schoos, Gerechtigkeit, erzeuget worden! Fast sollte man wünschen, das alle Gesäze abgeschafft würden u. keine übrig blieben als das Gewissen u. der gesunde Menschenverstand der Obrigkeit. Solche Sachen erfahret eine hohe Regierung nie.

(Aus eigenen, jahrzehntelangen Erfahrungen als Anwalt kann Verf. dem nur voll zustimmen — allerdings nicht dem Vertrauen auf den gesunden Menschenverstand der Obrigkeit. Ob es den je gab? Wie modern aber Gruber, davon abgesehen, auch in dem vorliegenden Zusammenhang denkt, sei bewiesen durch den Hinweis auf ein 1974 erschienenes Buch von Arno Plack „Plädoyer für die Abschaffung des Strafrechts“. Dieser Arno Plack ist nicht irgendwer, sondern ein angesehener Buchautor; mit seiner Forderung, das Strafrecht überhaupt abzuschaffen, steht Plack keineswegs allein.)

Damit komme ich zum Ende.

Auf dem ersten Blatt der Topographie findet sich ein, sichtbar von anderer Hand stammender, Vermerk dahin, daß dem Dr. Gruber für seinen Bericht die „diesseitige besondere Zufriedenheit zu erkennen gegeben“ werden möge. Signiert ist dieser Vermerk mit „Fdr.“, also höchstwahrscheinlich vom damaligen Großherzog selbst. Wie dem auch sei — jedenfalls haben auch wir Heutigen allen Anlaß, Dr. Gruber posthum nicht nur unsre besondere Zufriedenheit, sondern unsern Dank für seine für uns überaus interessante, von großem Fleiß zeugende Arbeit zu bekunden.

Wie leicht leben die Wolken . . .

*Wie leicht leben die Wolken
oder ein Baum, der aushält in Geduld.
Langes Dasein des Felsens
in Sonne, Sturm, Regen und unterm Mond,
ungerührt und stumm
wie die Jahrtausende, die über ihn hingehen.*

*Aber Menschsein ist schwer.
Schicksal zu tragen und Schicksal zu leiden,
und um vieles zu wissen,
preisgegeben den Gewalten
Himmels und der Erde,
zwischen Gnade schwebend
und Abgrund der Dämonen,
und so vor dem Spiegel stehen,
sich selber fremd,
ein fragend Gesicht voller Trauer.*

*Immer wissend, immer wissend um dies alles.
Rätsel der Ursprung,
Rätsel der Hingang.*

*Und Mann und Weib.
Sie sehn sich fragend an und erstaunt manchmal
und trinken einen Becher Lust —
in der anderen Stunde aber verlöscht leer
Gesicht an Gesicht,
und es gehn noch in der Umarmung
die Herzgedanken eines vom anderen fort,
und immer bleibt einer verlassen und ratlos.*

*Wolke zu sein wäre gut,
oder Vogel und Falter.
Aber Menschsein ist schwer,
immer umsteht uns die Frage.
Bis wir die Augen schließen
und wieder auf tun vor neuem Geheimnis.*

Otto Gillen

Neckartäler Sagen

Joseph Müller, Mosbach-Diedesheim

Die Sagen der Heimat waren für die Altvordern ein geistiger Besitz. Von Generation zu Generation wurde dieser weitergereicht. Als es noch kein elektrisches Licht gab, war die Dämmerstunde am Abend der Zeitpunkt, wo das Erzählen zur Geltung kam. Die Kinder freuten sich auf diese Stunde und lauschten gespannt der Großmutter, die im Lehnstuhl Platz genommen hatte. Die Greisin trug dabei auch Sagen vor, die sie selbst in ihrer Jugend vernommen und im Gedächtnis bewahrt hatte.

Im Gegensatz zum Märchen ist die Sage meist mit einem bestimmten Ort oder einer Gegend verbunden. Rotkäppchen huscht durch alle Wälder der deutschen Gaue. Die Sage hat vielfach etwas historischen Charakter. Manche der Neckartäler Sagen sind von Dichtern poetisch dargestellt worden. Unter den Neckartäler Sagen finden wir solche, die wohl in die Epochen germanischen Heidentums zurückreichen. Dazu zählt die Mär, die vom heimtückischen Neckargeist zu berichten weiß. In der Johannisnacht übt er seine Gewalt über die Menschen aus, die sich ihm unvorsichtig nahen. In dieser Nacht, so heißt es, soll alt und jung dem Neckar fern bleiben, nicht baden, nicht schwimmen, auch nicht im Kahn sich auf den Neckar wagen. Adolf Schmitthener hat diese Sage in seinen Roman „Das deutsche Herz“ verwoben. Die Musikanten, die zur Hochzeit des Junkers Friedrich von Hirschhorn aufspielten, brechen in der Nacht noch auf und wollen im Kahn flußabwärts fahren. Das Unheil ereilt alle, der Kahn schlägt um, alle werden am nächsten Tag als Leichen geborgen. Was vom wohlthätigen Wassermann, der unterhalb Binau auftrat, erzählt wird, gehört in diese Reihe. Als die Waldarbeiter im bitterkalten Winter talabwärts stapften, erblickten sie im

aufgeschlagenen Eis am jenseitigen Flußufer einen nackten Riesen stehen, der unter die Eisdecke griff, Fische herausholte und diese den hungrigen Reihern zuwarf, die kreischend auf und ab flogen. Der Forst in der Nähe heißt Reihewald.

In die Zeit, da das Christentum mit dem heidnischen Germanentum rang, führt uns die Notburga-Sage zurück. Daß diese im Neckartal allgemein bekannt war, beweist die altherwürdige Notburgakirche in Hochhausen. Notburga, ein christliches Mädchen, sollte nach dem Willen des Vaters, des Frankenfürsten Dagobert, den heidnischen Wenden-Edeling Samo heiraten. Es kommt zu heftigen Auftritten mit dem erzürnten Vater, denn Notburga weigert sich, eine solche Ehe einzugehen. Sie entschließt sich zur Flucht. Eine von Notburga gehegte Hirschkuh trägt die Herrin über den Neckar, wo sich das Mädchen in einer Felsenhöhle verbirgt. Die Hirschkuh bringt jeden Tag Nahrung, die der in den Fluchtplan eingeweihte Koch dem treuen Tier ins Geweih steckt. Damit wird aber auch Notburgens Aufenthalt verraten. Dagobert setzt von Knechten begleitet über den Neckar. Dagobert will seine Tochter mit Gewalt aus der Höhle reißen. In dem ungleichen Kampf klammert sich Notburga an Wurzelwerk fest. Als der Vater ihr den Arm ausgerissen hat, überläßt er die Tochter ihrem Schicksal. Eine Schlange soll ein heilkräftiges Kraut gebracht haben, das den Arm wieder heilte. Das Steinbild in der Notburgakirche in Hochhausen ist diesem Bericht entsprechend gestaltet. Es zeigt die Fürstentochter ohne den linken, den ausgerissenen Arm, mit der rechten Hand hält sie die Schlange, von der in der Sage die Rede ist. Notburga kehrte nicht mehr auf die väterliche Burg zurück. Sie wurde in der Gegend Wegbereite-

rin für das Christentum. Auffallend ist, daß 1868 in Paris eine Schrift „La vie et la légende de Madame Sainte Notburg“ veröffentlicht wurde.

In die Zeit, da das Christentum tastend Fühler ausstreckte, fällt auch die Begebenheit, die vom Michaelsberg berichtet wird. Ein Jungmann, der noch dem Götterglauben der alten Germanen huldigte, liebte ein christliches Mädchen und warb um das holde Wesen. Die Eltern aber erklärten dem sonst nicht zu verachtenden Freier: „Geh' Griso werd ein Christ, schwör ab dem Götzenwahn, in dem du bist, dann wird Friedhilde dein, in kurzer Frist.“ Der Recke konnte sich aber noch nicht entschließen, diese Bedingung zu erfüllen. Als Friedhilde in der Blüte des Lebens gestorben und Griso von tiefem Schmerz ergriffen war, lauschte er willig der Heilandslehre, wurde Christ, lebt auf dem Michaelsberg manch ein Jahr, bis sein Ende wie dem von Friedhilde war.

Auffallend viele Sagen sind aus der Zeit der Kreuzzüge erhalten. Meist künden diese von treuer unverbrüchlicher Liebe. Von einer der oberen Neckarburgen zog Ritter Edelmuth in den Orient, um für die Freiheit der heiligen Stätten zu kämpfen. Ehe Edelmuth von dannen zog, versprach er Minna, seiner Geliebten, sie heimzuführen, sobald er zurückkäme. Es verstrich Jahr um Jahr, von Edelmuth wurde nichts mehr gehört. Minnas Vater beschloß, die Tochter mit einem anderen, ihm genehmen Freier zu vermählen. Als ernstliche Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen wurden, verließ Minna von einer Dienerin begleitet, die väterliche Burg. In einem Kahn ließen sich die beiden den Neckar hinabtreiben, es dem Geschick überlassend, wo sie landen würden. Am Fuße eines waldbedeckten Berges trieb der Kahn ans Ufer. Dort stieg das Edelräulein mit der Begleiterin aus und erklimmte die Anhöhe. Eine Felsenhöhle versprach Schutz gegen Wind und Wetter. Das Leben, das hier begann, war ein zur Not gefristetes Dasein, das an Minnas Gesundheit zehrte. Mühsam wurde eine

dürftige Ernährung zuwege gebracht. Das Edelräulein erlag den ungewohnten Entbeh- rungen. Die Dienerin bestattete ihre Herrin in der Nähe der Unterkunft. Da kam Edelmuth doch zurück. Mit Schmerz hörte er vom Verschwinden seiner Geliebten. Auf Höhen und im Tal sucht der Ritter unermüdlich und gelangt schließlich an den Ort, wo Minnas Dienerin das Grab zeigt. Erschüttert hört der Heimgekehrte nochmal ausführliche Berichte. Dann beschließt er die Erbauung einer Burg, die wie eine steinerne Krone auf der Höhe ragt und heute noch die Minneburg heißt.

Von glücklichem Wiedersehen hören wir auf Burg Stolzeneck, Lindach gegenüber:

*Trawig sinnend saß Jukunde
Auf dem hoben Felsenschloß,
Lehrend ihre beiden Söhne,
Als es süß wie Lautentöne
Sich durch's Maiental ergoß:
Öffne Deine hohe Wohnung,
Holde Herzenskönigin.
Einen Ritter siehst Du nahen,
Der, um Minne zu empfangen
Kommt mit ebrfurchtsvollem Sinn.*

*Zürmend sprach die treue Gattin:
„Nabe dieser Wohnung nicht,
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht.*

*Dem mein Herz zuerst geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft,
Treue hab ich ihm geschworen
Alles Werben ist verloren
Und verweht in Abendduft.*

*Doch erstieg der wack're Ritter
Der Getreuen Felsenschloß.
Aber welch ein Wonnebeben,
Wilhelm war's der voller Leben,
Jetzt in seinen Arm sie schloß.*

Auch um Burg Dauchstein, die auf dem rechten Neckarufer oberhalb Binau von der Höhe grüßt, ist eine Sage zu berichten. Ein

Ritter hatte sich einem Kreuzzug angeschlossen und ließ zwei Kinder aus erster Ehe bei seiner zweiten Frau zurück. Diese erwies sich aber als eine recht böse Stiefmutter. Als gar die Kunde vom Tod des Ritters auf Dauchstein anlangte, zeigte sich der üble Charakter der Stiefmutter immer deutlicher. Das Planen dieser Frau ging noch darauf hinaus, die Kinder um das väterliche Erbe zu bringen. Die Kinder hatten auf Dauchstein keine gute Stunde mehr. Da faßte Elsbeth, das Mädchen, sein Brüderchen und stahl sich in einem unbewachten Augenblick durchs Tor. Durch die Wälder wanderten die Waisen talabwärts. Ein Ritter von Zwingenberg entdeckte sie, zaghaft und verschüchtert. Voll Teilnahme hörte er von ihrem Erleben und bot ihnen auf seiner Burg eine Heimstatt. Als der Kaiser mal im Neckartal Hof hielt, trug der edle Herr das Anliegen der Kinder dem Herrscher vor. Der Kaiser ernannte ihn zum Vormund der Waisen. Damit war auch gesorgt, daß die Absichten der bösen Stiefmutter vereitelt blieben. —

Das Tempelhaus zu Neckarelz ist ein von Geheimnissen umwittertes Gebiet. Wenn alte Leute aus der einheimischen Bevölkerung davon erzählten, erwähnten sie meist den unterirdischen Gang, der unter dem Neckar hinauf zur gegenüberliegenden Burg führte. Nur blieb unerwähnt, welche Burg gemeint war, die Neuburg, ehemals Hohinroth, oder die Burg Landsehr. Von dieser ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Doch ist auf Grund eines alten Pergaments die Kunde auf unsere Tage gekommen, daß ein Ritter von Landsehr, auch ein Kreuzzugsteilnehmer, „das hochgelopt heilig würdig Blut“ nach Landsehr gebracht und der Martinskirche in Neckarelz geschenkt habe. Um was handelte es sich bei diesem so ehrfürchtig behandelten Kreuzzugsandenken? Es war eine in Kristall eingeschlossene dunkelbraune Masse. Nach einer Überlieferung hat ein römischer Legionär, der später Christ wurde, die Erde unter dem Kreuz zusammengescharrt, dem Kreuze an dem der Heiland den Opfertod erlitt. In

diese Erde sei das Blut, das vom Kreuze troff, gesickert. Diese höchst wertvoll gehaltene Erde wurde in kleinere Mengen verteilt, dabei in Glas oder Kristall eingeschlossen. Der Ritter von Landsehr gelangte in den Besitz einer solchen Reliquie, weil er einem hohen Herrn einen Dienst, vielleicht war es Lebensrettung, erwiesen hatte.

Vom Weißdorn zu Wimpfen im Tal wurde erzählt:

Ein Schäfer hatte ein Mädcl betrogen. Als werdende Mutter fleht das Mädcl:

*„Ich habe geglaubt an deinen Eid,
Nun willst du verlassen mich arme Maid.
Dir hab ich gelassen mich ganz und gar,
Bis der Kranz in den Locken zerrissen war.
Es spielt der Wind mit dem letzten Blatt,
Nun bist du des Spiels mit dem Herzen satt.
Mit dem letzten Röslein spielet der Wind,
Ach, mein Herz sich krümmt, darunter dein Kind.*

*Doch der Schäfer den Stab in die Erde stößt:
„Nicht wahr, nie hab ich dein Mieder gelöst,
Beim Stabe, der bleiben wird blätterlos,
Sei's geschworen: Frei bin ich von deinem Schoß.“*

*Ach, das Mädcl verläßt er, es stehet allein,
Am Stabe wühlen sich Tränen ein.*

*Als Monde verstreichen, hat Gott sich erbarmt?
Das Mark in dem Stabe ist wieder erwarmt.
Bald spielt mit den Blättern des Stabes der Wind*

Und im Schatten spielt das verlassene Kind.

*Längst hat befreit die Mutter von Not
Und des Schäfers Kind der barmherzige Tod!*

*Doch heute noch lispelt von ihrer Qual
Der Weißdorn am Feldweg zu Wimpfen im Tal.*

Heute bringt das Fernsehen jeden Tag mit Spannung erwartete Unterhaltung. Sollte nicht gelegentlich mal von Neckartäler Sagen erzählt werden, damit diese nicht ganz in Vergessenheit geraten?

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Dr. Adolf Frank

Pfalzgraf-Otto-Straße 10, 6950 Mosbach

Dr. Karin Jäckel

Feuerbachstraße 21, 6703 Limburgerhof

Dr. Franz Laubenberger

Kirchenhölzle 2, 7800 Freiburg

Anton Merkle

Dorfstraße 24, 7802 Merzhausen

Dr. Emil Müller

Am Homberg 8, 7891 Ettikon

Josef Müller

August-Bebel-Straße 40, 7500 Karlsruhe 21

Karin Peters

Marktstraße 5, 7318 Lenningen 1

Kurt Sommer

Hauptstraße 200, 6900 Heidelberg

Dr. Hermann Schmid

Obertor 3, 7770 Überlingen

Prof. Dr. Volker Schupp

Universität, Deutsches Seminar,
Werthmannplatz, 7800 Freiburg

Hermann Trenkle

Stefan-Meier-Straße 4, 7800 Freiburg

Gustav Adolf Ungerer

Karpfengasse 5, 6900 Heidelberg

Ludwig Vögely

Tiefentalstraße 35, 7500 Karlsruhe 41

Landespreis für Heimatforschung

Satzung

Erforschung und Darstellung der Heimat haben im deutschen Südwesten seit rund zweihundert Jahren weites Interesse gefunden und Ergebnisse von hohem Rang erbracht. Daran waren neben den Fachwissenschaftlern in großer Anzahl Laien aus allen Berufen und Schichten beteiligt. Diese Tradition wird im Bundesland Baden-Württemberg auf vielfältige Weise weitergeführt.

Um die von Bürgern des Landes Baden-Württemberg für vermehrte Kenntnis und vertieftes Verständnis ihrer Heimat — nicht selten unter großem Aufwand an Freizeit und Geld — erbrachten beispielhaften Leistungen öffentlich zu würdigen, sowie zur Anregung für andere an Heimatkunde interessierte Bürger stiften der Württembergische Genossenschaftsverband, das Land Baden-Württemberg und der Arbeitskreis Heimattage Baden-Württemberg den Landespreis für Heimatforschung.

Diese Auszeichnung wird nach den folgenden Bestimmungen vergeben:

§ 1

Der Landespreis wird jährlich verliehen. Er besteht in einer Urkunde und einem Geldbetrag in Höhe von DM 5 000,—. Außerdem werden zwei Förderpreise von DM 2 500,— sowie ein Jugendförderpreis von DM 2 500,— vergeben. Der Landespreis soll ein in sich geschlossenes Einzelwerk auszeichnen. Die Förderpreise und der Jugendförderpreis sollen die Weiterführung einer bereits in ihrem Rang erkennbaren, aber noch nicht abgeschlossenen Arbeit fördern.

§ 2

Das Preisgericht kann mit einstimmigem Beschluß ohne Enthaltungen von der in § 1 festgelegten Verteilung abweichen oder die Verteilung für ein Jahr ganz oder teilweise aussetzen, zum Beispiel wenn keine oder zu wenig preiswürdige Arbeiten vorliegen.

§ 3

Ausgezeichnet werden können herausragende Arbeiten aus allen Gebieten der südwestdeutschen Heimatkunde, sowie Arbeiten, die sich mit entsprechenden Themen aus ehemals von Deutschen besiedelten Gebieten oder aus dem Bereich der Auslandsdeutschen befassen.

Arbeiten über folgende Gebiete können ausgezeichnet werden:

Orts- und Regionalgeschichte	Denkmalschutz	Brauchtümliches Leben
Heimatismuseen	Dorferneuerung	Volksmusik
Heimatkunde	Stadterneuerung	Volkstanz
Naturschutz	Mundart	Tracht
Landschaftsschutz	Volkstheater	
Umweltschutz		

§ 4

Die Arbeiten müssen auf eigener Forschung und Sammlung beruhen. Sie dürfen nicht aus hauptberuflicher Tätigkeit hervorgegangen sein. Im engeren Sinne literarische Werke gelten nicht als Arbeiten der Heimatforschung.

§ 5

Neben herausragenden Arbeiten, die publiziert oder zur Publikation geeignet sind, können auch Umsetzungen von wissenschaftlichen Erarbeitungen in die Praxis ausgezeichnet werden, wenn das Preisgericht dies einstimmig und ohne Enthaltung beschließt.

§ 6

Der Landespreis kann einer Person oder einer Gruppe nur einmal vergeben werden.

§ 7

Die Jury setzt sich zusammen aus je fünf Vertretern des Württembergischen Genossenschaftsverbandes, der Landesregierung von Baden-Württemberg und des Vorstandes des Arbeitskreises Heimattage Baden-Württemberg. Den Vorsitz führt ein Mitglied des Vorstandes des Arbeitskreises Heimattage Baden-Württemberg. Die Jury ist beschlußfähig, wenn von jeder Gruppe der Juroren jedoch mindestens drei anwesend sind. Sie entscheidet — außer in den Fällen der §§ 2 und 4 — mit einfacher Stimmenmehrheit; bei Stimmgleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag. Über den Landespreis, die Förderpreise und den Jugendförderpreis wird in dieser Reihenfolge je gesondert abgestimmt. Bei der Entscheidung sind zu berücksichtigen: die heimatkundliche Bedeutung des Gegenstandes, die wissenschaftliche und die darstellerische (didaktische und sprachliche) Qualität der Arbeit. Das Preisgericht kann Fachgutachter zur Anhörung heranziehen.

§ 8

Jeder Bürger des Landes Baden-Württemberg ist berechtigt, geeignete Personen, Gruppen oder Arbeiten für den Landespreis vorzuschlagen.

Verabschiedet auf der Vorstandssitzung des Arbeitskreises Heimattage Baden-Württemberg am 23. März 1981.

Verabschiedet durch den Württembergischen Genossenschaftsverband am 15. Juni 1981

Einsendeschluß ist der **31. Dezember 1981**. Bereits bisher fertiggestellte Arbeiten können eingesandt werden.

Einsendungen gehen an:

Württembergischer Genossenschaftsverband
Raiffeisen/Schulze Delitzsch e. V.
Kennwort: Landespreis für Heimatforschung
Postfach 94
7000 Stuttgart 1

Buchbesprechungen

Die berühmteste Handschrift des Elsaß. Herrad von Landsbergs „Hortus deliciarum“ neu herausgegeben

Mit der Herausgabe der bedeutendsten Miniaturen-Handschrift der Stauferzeit, die erste für die deutschsprachige Leserschaft, hat die Pfälzische Verlagsanstalt eine verlegerische Tat vollbracht. Als Herausgeber konnte sie den Karlsruher Kunsthistoriker Dr. Otto Gillen gewinnen, der als bester Kenner des Hortus gilt. Seit seiner Dissertation über die Handschrift vor 50 Jahren beschäftigte er sich mit diesem Werk. Seine Ausgabe füllt eine Lücke, zumal nach dem Stauferjahr 1977 mit der sensationellen Ausstellung in Stuttgart der „Hortus“ und der ganze von ihm repräsentierte Kulturkreis wieder stärker in das Gesichtsfeld der kulturgeschichtlich interessierten Öffentlichkeit gerückt war.

Die Äbtissin Herrad von Landsberg erscheint als eine der überragenden Frauengestalten der Stauferzeit, die nicht nur als Schriftstellerin Berühmtheit erlangte; sie war auch Zeichnerin und Malerin, Komponistin und Gesangslehrerin. 1167 wurde sie Äbtissin des Klosters Hohenburg auf dem geschichtsträchtigen Odilienberg im Elsaß. Ihre Novizinnen sollten eine umfassende Allgemeinbildung erhalten. Um ihnen das für diesen Zweck geeignete geistig-seelische Rüstzeug in die Hand zu geben, schuf sie in jahrzehntelanger Arbeit ihren „Hortus deliciarum“.

Über die Entstehungszeit der Handschrift unterrichten zwei im Manuskript verzeichnete Jahresangaben, aus denen geschlossen werden kann, daß die Arbeit nicht vor 1175 begonnen wurde. Gillen vermutet, daß Herrad bis in ihr letztes Lebensjahr (1195) daran gearbeitet hat. Offenbar sollte nicht nur das übliche Schulwissen übermittelt werden, die jungen Novizinnen sollten auch etwas von dem erfahren, was außerhalb der Klostermauern und an den elsässischen und schwäbischen Adelshöfen vor sich ging. Sie sollten nicht nur mit dem Verstand, sondern auch im Gemüt angesprochen werden.

Der Codex enthält neben Gedichten, die zum Teil mit Musikbegleitung versehen sind, Auszüge aus Kirchenvätern, theologischen Abhandlungen und Schriften gemischten Inhalts. Aus der Bibel sind neben Schilderungen des Alten Testaments und der Evangelisten auch die zu mystischen Spekulationen verlockende Apokalypse und das Hohe Lied herangezogen worden.

Die Bilderhandschrift blieb nahezu 400 Jahre lang als kostbares Erbstück einer unvergessenen Äbtissin und einer großen Epoche auf dem Odilienberg, bis sie im Jahre 1546 durch einen Brand, der fast das ganze Kloster zerstörte, ihr Domizil verlassen mußte. Erasmus von Limburg, der damalige Bischof von Straßburg, ließ den wertvollen Codex nach Zabern bringen, wo das bischöfliche Archiv untergebracht war. Später gelangte es in das Kartäuserkloster zu Molsheim, wo einer der Mönche gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Abschrift der Texte herstellte.

In der Revolutionszeit übergab der Prior des Molsheimer Klosters das Werk der Distrikts-Verwaltung in Straßburg. Kurze Zeit findet es sich dann im Besitz eines Weltgeistlichen, der es für die alte elsässische Adelsfamilie von Landsberg in Anspruch genommen hatte. Die Departements-Verwaltung verordnete indes die Rückgabe des Manuskripts an die Distrikts-Bibliothek, die spätere Öffentliche Bibliothek der Stadt Straßburg. Die Handschrift war im Chor der Dominikanerkirche untergebracht, ungesichert und ungeschützt. Bei der Belagerung Straßburgs fiel sie in der Nacht vom 24. zum 25. August 1870 mit einem großen Teil der Bibliotheksbestände den Flammen zum Opfer. Zum Glück sind jedoch etwa zwei Drittel des ursprünglichen Miniaturen-Bestandes in Kopien erhalten.

In seiner Einführung untersucht Gillen auch die Einflüsse der byzantinischen und der abendländischen Buchmalerei, die in der Handschrift feststellbar sind. Möglicherweise habe die Äbtissin eine Miniatur-Handschrift aus dem byzantinischen Kulturkreis vor Augen gehabt. Als weitere Quelle wird die Regensburger Buchmalerei bezeichnet.

Schon in der Kleidung kommt die lebhaftere Farbigkeit der Miniaturen zum Ausdruck: Christus ist mit einem purpurfarbenen oder violetten Gewand und einem blauen Mantel bekleidet. Die Mutter Maria ist wie eine Zeitgenossin Herrads, mit blauer Tunika und einem purpurnen Mantel, gekleidet. Nach dem Kreuzestod wird sie mit Schleier, Kleid und Mantel der Hohenburger Nonnen dargestellt.

Die Miniaturen vermitteln auch genaue Einzelheiten über die damalige Art zu bauen und über den Mechanismus einer mit Wasserkraft betriebenen Mühle. Gezeigt werden Bauern beim Pflügen und bei der Ernte, Soldaten im Kampf, Arbeiter am

Bau. Die gedeckte Tafel führt uns Geschirr, Besteck und Speisen der damaligen Zeit vor Augen. Kernstück des Werkes ist die Miniaturenfolge und ihre ikonographische Deutung durch Otto Gillen. Es wird dabei darauf hingewiesen, daß Text und Bilder aufs engste zusammengehören und sich ergänzen. Nicht auf historische Fakten ist es angekommen, sondern ausschließlich darauf, wie die Geschehnisse der Heilsgeschichte auf den erlösungsbedürftigen Menschen mahnend, fördernd, helfend einwirken können. Durch die Interpretation der einzelnen Miniaturen erschließt Gillen in beeindruckender Weise die Tiefe und den Reichtum der religiös fundierten Geistigkeit jener Zeit. Im Rückblick auf die Miniaturen erkennen wir in Herrad von Landsberg eine Persönlichkeit hohen Ranges, die als Künstlerin mit Hildegard von Bingen, ihrer Zeitgenossin, verglichen werden kann. Die besondere Leistung der Hohenburger Äbtissin war es, die tradierten Bildschemata, die in allen Kloster-Schreibstuben benutzt wurden, eigen-schöpferisch aufgelockert zu haben. Es war die Absicht des Herausgebers, über die wissenschaftliche Untersuchung hinaus „etwas vom lebendigen Atem einer Epoche spürbar werden zu lassen, die uns bei genauerem Hinhorchen viel zu sagen hat“. Kein Zweifel, das ist dem Herrad-Forscher gelungen. Mit großer Anteilnahme hat er die „Wieder-geburt“ des Codex verfolgt und seine Erfahrungen und Erkenntnisse über diese berühmte Handschrift eingebracht.

R. J.

Hermann Humburger: Volksmund im Land am Steinsberg (= Sonderdruck 2 des Heimatvereins Kraichgau), 1980.

Das „Land am Steinsberg“ ist der Kraichgau, das Altsiedelland zwischen Odenwald und Schwarzwald. Von Humburgers Buch erfaßt ist der nördliche Teil, ohne daß genaue Grenzen gegeben wären. Der Verfasser stammt aus Adersbach bei Sinsheim. Er beendete seine Lehrerlaufbahn als Rektor in Meckesheim, das sein Wohnsitz blieb. Hier entstand aus Erinnerung und Erfahrung sein Buch, das zu seinem 75. Geburtstag erschien.

„Volksmund“: also ein Mundartwörterbuch? Humburgers Buch ist weniger und mehr. Weniger, weil nicht der gesamte Wortschatz der Landschaft verzeichnet ist und weder frühere lexikalische Arbeiten noch die großen landschaftlichen Wörterbücher herangezogen sind; mehr, weil die behandelten Wörter in den natürlichen Satzzusammenhang gesetzt sind. Beiläufig nennt Humburger einmal das „Frankfurter Mundartwerk“, das doch räumlich wie nach seiner Schicht weit entfernt ist

von den Kraichgauer Bauernverhältnissen. Humburger mag sich vorgekommen sein wie ein Fälscher, wenn er ein Mundartwörterbuch benutzt hätte. Was er gibt, hat er in sich, kennt er von Vater und Mutter und von den Alten ihrer Generation her, von seinen Altersgenossen und seinen Kollegen aus dem Land. Sie sind seine Quellen. Etwa 50 von ihnen hat er vor Jahren angeschrieben und aufgerufen zum „fröhlichen Jagen“ auf Wörter und Redensarten. So ist die Sammlung zustande gekommen, die er, gesichtet und geordnet, heute vorlegt. Dem Heimatverein Kraichgau und seinem Vorsitzenden Heinz Teichert ist zu danken, daß sie das Buch nach der Konzeption des Verfassers übernommen und herausgebracht haben. Mit Erfolg: schon ist, nach wenigen Wochen, die 1. Auflage vergriffen. 42 Zeichnungen des Kunstmalers Edgar John zeigen Dorfansichten, die gut zu dem Text passen.

Humburger hätte die Arbeiten von Othmar Meisinger über die Mundart von Rappenaun heranziehen können, die 1906 in einem Wörterbuch ihren Abschluß fanden. Dann lag die Freiburger Dissertation von Ludwig Veith über Rohrbach bei Eppingen vor, die viel Wortschatz enthält. Außerdem wurden die Randgebiete im Süden, Westen und Norden dialektgeographisch behandelt, ganz abgesehen von allem, was der Deutsche Sprachatlas, der Deutsche Wortatlas und das Badische Wörterbuch für das Gebiet erarbeiten. Humburgers Buch ist „für den Laien gedacht“. Die Mundartsprecher selbst sollen zu Verteidigern der Heimatsprache werden. Dazu müssen sie wissen, daß ihre Sprache nicht „alter Plunder“ ist. Man sieht ein, daß bei solcher Zielsetzung sprachwissenschaftliche oder germanistische Terminologie keinen Sinn hat. Schwerer fällt der Verzicht auf jegliche sprachliche Gliederung des Raumes. Nicht einmal die Orte werden genannt, aus denen die Beiträge der Helfer kamen. Im Gegensatz zu herkömmlichen Wörterbüchern schlägt man hier ein Wort nicht nach, sondern liest, wie man sonst Bücher liest, den Beispielen und Redensarten folgend, die das behandelte Wort in seinen natürlichen Zusammenhang setzen. Kleine Geschichten entstehen so, und von da ist es nur ein Schritt zu der dialogisierten Mundartliteratur, wie sie der Verfasser etwa zu den Muddersprooch-Bänden im Badenia Verlag (Karlsruhe) beigesteuert hat. Auch gereimte Mundartverse erscheinen plötzlich unter den Beispielen. Mitten in der hochdeutschen Erklärung eines Wortes gleitet der Verfasser wieder in die Mundart hinein. So etwa S. 31: „de ald Huuwrern hot noch brauche kenne em Vihschdall: Wunderheilung durch Zaubersprüche, Anblasen, Handauflegen (aa de Scheefer un de Ferscher) — heit gehne si zum Hemobaad (Homöopath)“. In dieser

Weise geht es über 200 Seiten, mal erklärend, mal durch einen Witz erheiternd, dann wieder sachlich, schulmeisterlich oder ironisch. Dem Städter sind die Beispiele manchmal zu hausbacken, aber sie sind typisch für den Kraichgau und seine Stammtischrunden.

Rechtfertigt das volkstümliche Ziel die Art, wie der Verfasser vorgeht, so läßt sich nicht verteidigen, wenn Humburger seine eigenen Erklärungsversuche an die Stelle einer mehr als hundertjährigen Forschungsarbeit setzen will. Nur weniges sei genannt: Gärre(r)t (S. 68, Gänserich) kommt nicht von dem „gärend aufbrausenden Gezisch“, sondern von dem Namen Gerhard, den der Vogel in der fränkischen Tierfabel führt, ein Gegenstück zu französischem renard aus Reinhard; jou (S. 111, Ackerstück) hat nichts mit Juchert zu tun; es kommt von mhd. jân; kaufdich (S. 119) ist zusammengezogen aus ge-hautig; bouße (S. 30) hat nichts mit büßen zu tun; das Wort gehört zu böse, wie der Verfasser S. 5 (abbouße) selbst gewußt hat; die Gelenke einer Kette heißen nicht Glaich „weil sie alle gleich sind“ (S. 74). Geißhärde (S. 67) sind nicht Geißhürde: die kleinen Birnchen heißen nach den (kleinen) Geißhirten. In finne (finden), hinne (hinten) (S. XV) fehlen nicht „zuweilen“ d oder t: es handelt sich um eine Angleichung (Assimilation), die im Osten nicht durchgeführt ist und deren Trennungslinie durch das Gebiet zieht.

Die 2. Auflage wird dem Verfasser Gelegenheit geben, solche Dinge auszumeren. Dagegen müssen wir ihm dringend von „etymologischen Erklärungen“ abraten. Sie würden wie Fremdkörper in einem Buch wirken, das sonst Wissenschaft zugunsten von Volkstümlichkeit ausgeschlossen hat. Dagegen raten wir, der 2. Auflage zwei Register beizugeben: das erste soll dem Laien helfen die Wörter zu finden, die jetzt durch mundartliche Schreibung versprengt sind; das zweite soll den in dem Buch erfaßten Wortschatz vermehren: der Verfasser gibt in seinen Beispielen und Redensarten zu den Stichwörtern oft andere Mundartwörter, die z. T. nicht an ihrem alphabetischen Platz auftreten. Würden sie in einem zweiten Register verzeichnet, wäre dies eine große Hilfe für den Benutzer. Wer kommt auf den Gedanken, daß zundern esse (zu Mittag essen, vespern) unter „zu“ eingereicht?

P. Waibel

Fritz Romeo: „Juckpulver“, Auswahl aus seinen Versen in Karlsruher Mundart.

Romeo, d. i. Fritz Roemhildt (1857–1933), ist eine unsterbliche Karlsruher Persönlichkeit. Dieser

hochgeachtete Bürger hat seine humorvollen Gedichte in Karlsruher Mundart geschrieben und in unübertrefflicher Weise eine bunte und breite Palette des Zeitgeschehens ausgebreitet. Man muß bedenken, daß er über 30 Jahre lang seine Verse geschmiedet hat, daß viele seiner Gedichte bei Karnevalssitzungen vorgetragen wurden und deshalb Aktualität besitzen mußten. Auch angesehene Bürger wurden da ironisch und liebenswürdig auf den Arm genommen und viele menschliche Schwächen angesprochen. Da sind die Gedichte, die sich mit den Audienzen beim Großherzog befassen oder mit dem „Knopflochfieber“ der Männer. Da wurden das Theater, Schauspieler und Sänger, die Intrigen, die dort angeblich besonders zu Hause sind, nicht verschont. Auch das Militär, der berühmte Leutnant der Reserve kaiserlicher Provenienz, bekommen ihren Teil und ebenso Pfarrer und Pfarrköchinnen. Einen breiten Raum nehmen auch die Verse über das Hauspersonal, Mädle und Köchinnen, ein, Sorgen, die uns heute weniger bedrücken. Köstlich sind auch die Gedanken über die Reformkleidung, die Frauenrechtlerinnen und die Junggesellen. Und natürlich fehlen auch nicht die Naturschilderungen, Beobachtungen von Tieren und Pflanzen, die Romeo in Frauenalb gemacht hat. Es fehlen auch nicht der Onkel aus Amerika, die Miß, die zu Besuch kommt und verheerende Geschehnisse auslöst. Ein breites Band also, und man spürt den Stolz des Badeners, der in der Feststellung gipfelt: Die Welt, die ganz, muß badisch werre!“ Trotz der Vielfalt lassen sich einige Gruppen bilden, und man könnte die Gedichte folgendermaßen einteilen: 1. Karlsruhe, das Albtalbähnle inbegriffen, 2. Durlach, 3. Die Dande von Durlach, 4. Die Bas von Bretten und 5. Der Merwer und der Karle Ochs, die beiden unzertrennlichen Freunde. Romeo hat seine Gedichte gesammelt und Jahr für Jahr ein Büchlein herausgebracht. Die Titel sprechen für sich: „Hypochoonder-Gift“, „Senftpflaster“, „Pfefferkörner“, „S'Schpanisch-Röhrle“, „Juckpulver“, „Albtal-Dischtle“ und viele andere. Die Bücher sind heute eine Rarität und kaum mehr in den Antiquariaten aufzutreiben. Deshalb ist es sehr erfreulich, daß der Braun-Verlag diese beiden Bändchen herausgegeben hat, die einen hervorragenden Querschnitt durch Romeos Schaffen darstellen und zu denen Amadeus Siebenpunkt ein exzellentes Vorwort geschrieben hat. Die Herausgabe ist „ein Dank an einen Lokalpoeten, an dessen gereimtem Humor seine Karlsruher ein Menschenleben lang ihren Spaß hatten, aber auch ein bischen Wiederentdeckung eines Mundartklassikers, befähigt wie kaum ein anderer, das Karlsruherische in Charakter und Wesen aufzuspüren und auszuloten.“

„Fritz Romeo's Juckpulver“, Auswahl aus seinen

Versen in Karlsruher Mundart, 2. Bändchen in einer Kassette, Karlsruhe — G. Braun — 1981, 19,80 DM
L. Vögely

Ernst Schneider „Durlacher Volksleben 1500 bis 1800“

Im Untertitel nennt Ernst Schneider sein Buch „Volkskundliches aus archivalischen Quellen, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach“. Das Werk ist zugleich Band 5 der Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs. Der Autor ist durch seine Arbeit im Stadtarchiv Karlsruhe, z. B. als Verfasser der Schrift „Die Stadtgemarkung Karlsruhe im Spiegel der Flurnamen“, und durch zahlreiche kulturhistorische Aufsätze längst als Volkskundler und Flurnamenforscher bekannt geworden und als Experte der Stadtgeschichte dazu.

Oberbürgermeister Dullenkopf stellt in seinem Vorwort richtig fest, daß die Geschichte wenig Auskunft darüber gibt, wie die Durlacher in früheren Jahrhunderten wirklich gelebt haben. Das Buch schließt diese Lücke. Damit ist schon Wesentliches gesagt, denn das Werk ist ein bedeutender Beitrag zur Erforschung der Stadtgeschichte und des Lebens der Bürger in Durlach und reicht in seiner Bedeutung über die Stadt hinaus.

Was hier vorliegt, ist die Beobachtung des Volkslebens über drei Jahrhunderte aufgrund eines genauen, zuverlässigen Quellenstudiums (z. B. Bürgermeisterrechnungen, Ratsprotokolle, Rechtsbuch, Stadtpolizeibuch, Bestände des Bad. Generallandesarchivs), wie es bei Schneider selbstverständlich ist. Das ergibt eine Fülle von „Bausteinen“ des Durlacher Volkslebens, die Schneider zu folgenden Gruppen geordnet hat: Das Gesicht der Stadt, das Gemeinwesen, das Brauchtum, Recht und Obrigkeit, kirchliches Leben, Sachkultur, Sprachliches. Alles zusammen fügt sich — die Mosaiksteine zusammengesetzt — zu einem anschaulichen Bild der Freuden, Sorgen und Nöte der Bürger und des Rats der Stadt. Es ergibt tatsächlich das Volksleben, weil die erstmals ausgewerteten Quellen wirklich das aussagen, was die Bürger betraf. Das bedeutet u. a. Kriege, Brände, Hunger, Überfälle, Seuchen und die Herausbildung von Lebensformen, die taugten, um die Zeiten zu meistern und die vielfach für Durlach charakteristisch waren. Aber auch die sozialen Probleme sind angesprochen, wichtig zu allen Zeiten, und das Verhältnis der Bürger zu Rat und Herrschaft. Ein sehr ergiebiges Kapitel enthält das Brauchtum. Hier findet der Volkskundler eine Fülle von Anregungen, die weitere Forschungen

lohnend, wie überhaupt das ganze Buch eine Fundgrube stadtgeschichtlicher Fakten ist. Ernst Schneider hat hier Pionierarbeit geleistet, denn der große Vorzug seines Buches ist, daß alle Aussagen hieb- und stichfest belegt sind im Gegensatz zu manch anderer Veröffentlichung. Und das braucht eben die Volkskunde.

Mit diesem Werk verabschiedete sich Ernst Schneider vom Stadtarchiv Karlsruhe, um in einen — wie könnte es bei ihm anders sein — sehr tätigen Ruhestand zu gehen.

Ernst Schneider „Durlacher Volksleben 1500 bis 1800“ Volkskundliches aus archivalischen Quellen, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach. Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Band 5. Karlsruhe — G. Braun — 1980, 239 S., 22,— DM
L. Vögely

Fritz Hockenjos, Unterwegs — Aus dem Tagebuch eines Wanderers. Freiburg: Schillinger 1980. 138 S., mit teils farbigen Abbildungen, Querform., kart. Farbumschlag.

1913 hatte Fendrich seinen „Wanderer“ erstmals herausgebracht, jugendbewegt hielt er sich über Jahrzehnte, heute ist er bereits Dokument und Dokumentation geworden. Was Hockenjos Sen. nunmehr in dem hübsch und handlich aufgemachten Band vorlegt, „sind Berichte von Wanderungen“, nicht Strecken- und Routenbeschreibungen, wie er ausdrücklich darauf hinweist. Als Forstmann und Naturschützer und Schwarzwaldverein-Mitverantwortlicher ist er ebenso dazu prädestiniert wie durch seine längst bewährten schriftstellerischen Fähigkeiten. Dabei geht es ihm weniger und nicht nur um „Wandern als Fitnessstraining“, es geht ihm in erster Linie um das Wandern mit Herz und Gemüt, zur Erholung und Behaglichkeit und nicht zuletzt zur Bereicherung von Verstand und Wissen — in einigem decken sich so seine Absichten und Anliegen mit denen Fendrichs vor mehr als einem Halbjahrhundert. Hockenjos wandert vorab im Schwarzwald, aber dann auch in Südtirol und in den französischen Alpen und nicht zuletzt im Bayerischen Wald. Was und wie er es sagt, hat Aussagefähigkeit und atmet Atmosphäre. Auch Kulturgeschichtliches fließt bereichernd mit hinein. Persönliches aber macht sich in der Regel aufgelockert und unterhaltsam. Ein Buch, das vielen vieles bieten kann, nicht zuletzt mit seinen gut gelungenen und geschickt plazierten Bildern, die in modernem technischen Druckverfahren den Tenor des Ganzen bestätigen, ohne in allzu gefühlvolle Stimmungslagen zu verfallen. „Für Wanderer gibt es keinen Ruhestand“ — was dem Verf. und

allen Wanderfreunden möglichst lang zu wünschen ist: ob mit oder ohne Gepäck, darüber läßt sich reden wie über so manches andere, das Hokenjos souverän eingefangen und geschildert hat.

Dr. Helmut Bender

Baden. Land — Staat — Volk. 1806—1871. Herausgegeben vom Generallandesarchiv Karlsruhe in Verbindung mit der Gesellschaft für kulturhistorische Dokumentation. Bearbeitet von K. Andermann, K. Krimm, H. Schwarzmaier u. a. Karlsruhe 1980. Großoktav. 231 S. mit Abb. + 96 Tafelseiten.

Mit diesem stattlichen Band — weit mehr als ein Katalog — hat die „Schriftenreihe für kulturhistorische Dokumentation“ (Bd. 3) eine materialreiche und dokumentarisch besonders wertvolle Publikation herausgebracht. Parallel zur im Juni 1980 im Karlsruher Landesgewerbeamt stattgefundenen Ausstellung ist das hier Vorgelegte weit mehr als eine Einführung bzw. Ergänzung zur eigentlichen ebenfalls sehr verdienstvollen Ausstellung: „ein selbständiges Quellenwerk zur badischen Geschichte im 19. Jahrhundert.“ Eine Art kurzgefaßte Enzyklopädie über das junge badische Großherzogtum in seinen ersten 65 Jahren. In der Einleitung versucht Schwarzmaier einen Abriss und eine Definition der angegangenen Epochen zu geben: „Napoleonische Zeit“, Restauration, Vormärz und Biedermeier werden im Hinblick auf „Musterländle“ zitiert, auch Josef Bader mit seinem vielfältigen Wirken, insbesondere hinsichtlich seiner „Badischen Landes-Geschichte“, findet gebührend Erwähnung. — Der Band gliedert sich in 6 Hauptkapitel. Für „Landesbeschreibung und Statistik“ zeichnen E. Reinhard, G. Schulz und F. Seipaintner: „... eine zentrale Aufgabe im Neuen Baden ... Schaffung eines badischen Staatsbewußtseins mit Hilfe der Geschichtsschreibung.“ „Monarchie und Staat“ beschäftigt sich vorwiegend mit der komplizierten Thronfolge (Hausgesetz!), der Verfassung und politischen Detaillierungen. Aufschlußreich das Kapitel „Wirtschaft im Umbruch: Baden auf dem Weg zum Industriestaat“ (von R. Rupp und H. G. Zier). Das Zeitalter der Frühindustrialisierung wird von allen Seiten und hinsichtlich der Vor- und Nachteile beleuchtet: u. a. Agrarverfassung, Tabakkultur, Forst und Flößerei, erste Industrieansiedlungen, Gewerbeordnungen, Zollverein, Staatseisenbahn, Telegraph, Straßenbau, Bankwesen, allmähliche Emanzipation der Naturwissenschaften, gesellschaftliche Entwicklung, Architektur. Die sozialen Aspekte sowie die 48/49er Revolution behandelt M. Salaba im folgenden Kapitel. „Kunst und Wissenschaft“

(von G. Kaller) schließt an, hier wird der Kampf um das Überleben der badischen Universitäten (Heidelberg und Freiburg) sowie die Gründung der „ersten Technischen Hochschule Deutschlands ... in Karlsruhe“ (1825) geschildert, ferner die „Schule im Spannungsfeld von Staat und Kirche“, aber auch „Goethe in Karlsruhe“, die vielbehandelte Raubdruckerei samt Urheberrechtsfragen und leidiger Zensur. Scheffel durfte nicht fehlen, und das Mäzenatentum des Großherzogs findet sich berechtigterweise miterwähnt. „Baden und die deutsche Einigung“ (K. Andermann) bildet den Abschluß des Bandes, ein Stück gesamtdeutsche Geschichte fließt so mit ein. Angehängt gibt es dann diverse Stamm- und Zeittafeln, auch ein Verzeichnis der badischen Minister von 1807—1871; die Auswahlbiographie will allerdings in der Relation des im Ganzen Gebotenen etwas knapp erscheinen. „Mit den im vorliegenden Band abgedruckten Texten soll versucht werden, die Vielfalt der Lebensäußerungen und Meinungen von Menschen aller Schichten und Bildungsgrade zu umreißen ...“ hatte es in der Einleitung geheißt: daß dies vollauf gelungen und darüber hinaus (mitsamt dem Bildteil) noch entschieden mehr, kann dieser Veröffentlichung nur bestätigt werden.

Dr. Helmut Bender

Bernd Thum, Aufbruch und Verweigerung — Literatur und Geschichte am Oberrhein im hohen Mittelalter. Waldkirch: Waldkircher Verlagsgesellschaft 1980. XX + 519 S., mit zeitgenössischen Abb. und Kartenskizzen. Paperback.

In einer „Kleinen Vorgeschichte des Herausgebers“ (Literarische Gesellschaft — Scheffelbund in Karlsruhe) berichtet Beatrice Steiner davon, wie „aus der kleinen Literaturgeschichte ein umfassender Bericht über den geschichtlichen Kulturraum ‚von Basel bis Mainz‘ entstand, eine große literarisch-historische Arbeit mit kulturnwissenschaftlichen Perspektiven“. Damit wurden Inhalt und Grundtenor des hier Vorgelegten präzise abgesteckt. Der Karlsruher Privatdozent hat sich ein breites Thema und ein großes Ziel vorgenommen: „Was dieses Buch sein soll: Bericht über einen geschichtlichen Kulturraum.“ Daß literarwissenschaftliche und literargeschichtliche Perspektiven einen Vorrang haben, kann den Wert und die Reichweite des Ganzen nur heben. Klar und übersichtlich wie die Gliederung geben sich auch die detaillierten Ausführungen. Unser Raum ist an diesbezüglichen topographischen Darstellungen ohnehin nicht allzu reich, erinnert sei an Pfaffs positivistische, seinerzeit gewiß verdienstvolle Arbei-

ten, auch an den I. Teil des „Oeftering“ sowie an die Arbeiten von Grolmann, in manchem allerdings der Zeit und dem Politischen allzu sehr verhaftet, wenn nicht verfallen. Thum will keine „regionale Literaturgeschichte“ geben, er möchte auch einer Forderung des Freiburger Altgermanisten Schupp nicht unbedingt Folge leisten, den „Raum aus der Literatur selbst zu entwickeln“. Gerade die literarischen Räume im Hochmittelalter ragen bekanntlich weit über den bloßen geschichtlichen Kulturraum hinaus. In diesem Zusammenhang ergeben sich für den Verf. neue Aspekte hinsichtlich der Periodisierungen und auch hinsichtlich der Schwerpunktbildung (im Zentrum stehen das 12. und das beginnende 13. Jahrhundert; ausführlich werden vor allem die sozialreligiöse Bewegung, die Frauenklöster und „Minne als Gesellschaftskunst“ behandelt). „Aufbruch von Mensch und Gesellschaft“ wird im ersten Kapitel das „Hochmittelalter am Oberrhein“ genannt, es folgt „Von Basel bis Mainz — Profil und Gefüge eines geschichtlichen Kulturraumes“, sodann „Literatur am Oberrhein — Übersicht und Vergleich“, danach „Armut und Askese: Eine epochale Verweigerung“ (vgl. Buchtitel). Besonders aufschlußreich das Kapitel „Die erste Frauenemanzipation der europäischen Geschichte“, dem die beiden Minne-Kapitel („Geschlechter-Kultur und Minne am Oberrhein“) anschließen. In einem „Ausblick: Imperium und Skepsis“ wird über den „Straßburger Alexander“, „Reinhard Fuchs“ und den „Tristan“-Roman berichtet („Die schwachen Machthaber“ — vgl. wiederum Buchtitel). Die Anmerkungen sind reichlich, streng-wissenschaftlich, aber doch auch übersichtlich und weitgehend allgemeinverständlich. Die Bibliographie ist auswählend und umfassend zugleich. Das vierteilige Register (Orte / historisch-politische Personen und Adelsgeschlechter / Autoren und Werke / Sachverzeichnis) läßt keine Wünsche offen. Ein Bildnachweis gibt sich gleich gründlich. Was die herstellerische Seite des Bandes betrifft, so ist diese vorbildlich und angesichts des material- und faktenreichen Textes genügend aufgelockert (typographische Gestaltung von H. Lehmann, der auch den Umschlag entwarf). Der Rezensent, seit Jahren selbst mit einer badischen Literaturgeschichte ab ca. 1600 in Vorbereitung, weiß die Schwierigkeiten, mit denen sich Thum mutig auseinanderzusetzen hatte, gebührend zu schätzen, desto mehr verdient dieses Werk Beachtung bei den Fachleuten und Interessenten auch weit über die Oberrheingegend hinaus (die bekanntlich „Kernland und Krisenzone des hochmittelalterlichen Imperiums“ war).

Dr. Helmut Bender

Bürgerschule — Zeppelin-Oberrealschule — Alexander-von-Humboldt-Gymnasium. 1830—1980. Die Schrift zum Jubiläum der Schule am Schottenplatz in Konstanz. Herausgegeben vom Alexander-von-Humboldt-Gymnasium. Konstanz: Stadler Verlag 1980. Großformat quer, 288 S. (+ Anzeigenteil), mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Geb. mit farb. Umschlag.

Nicht Schrift, Band muß man dazu sagen. Eine Summa schul- und kulturgeschichtlicher Art, der sich da über einen Zeitraum von 150 Jahren erstreckt. Herausgeber (Redaktionsausschuß) und Verlag haben keine Mühe und keine Kosten gescheut, damit eine in ihrer Art gewiß außergewöhnliche und einmalig breit gelagerte Dokumentation zu bieten. Auch wer diese Schule nicht „durchlaufen“ hat, und selbst wer sie nicht kennt, weil er nicht in Konstanz wohnt, wird sich — besonders wenn er das Vorgetragene symptomatisch wertet — darin festlesen. 1830 hatte der über die Stadt hinaus bekannt gewordene Dekan J. W. Straßer die Bürgerschule „für die Bedürfnisse der Zukunft“ inszeniert. 1900 konnte „nach gewaltigem Aufschwung“ das erste Abitur an ihr abgelegt werden. Anlässlich des hundertjährigen Bestehens wurde 1930 eine Festschrift vorgelegt. Seitdem hatte die Schule wechselvolle Geschicke hinter sich gebracht. Ein erstes Kapitel behandelt vorzugsweise das Historische, ein zweites gibt lebendige und wissenschaftlich fundierte Berichte „Im Jubiläumsjahr — Aus Unterrichtsfächern und Schulleben“. Angeschlossen finden sich „Gedanken, Erinnerungen, Wege“ nach der Schulzeit. Besonders hervorzuheben ist das Kapitel „Blick in Stadt und Umgebung“ („Beiträge über die Stadt . . . der die Schule sich zugehörig fühlt“). Humoristisch „Eine andere ‚Geschichte der Schule‘ oder Was man sich später über Pauker und Penne erzählt.“ Mehr intern die Aufführung von Lehrern und Abiturienten sowie „Das Kollegium im Jubiläumsjahr 1980“ und „Die Schülerschaft . . . 1979/80“. Der Anzeigenteil gibt sich auf seine Weise recht interessant, auch der graphischen Gestaltung zufolge. „Wegweiser“ zum Bildteil, zu kleinen Texten und eingestreuten Zitaten beschließen das Ganze. Daß ein solcher Band zustandekommen konnte, zeigt einerseits viel Wagemut und Elan sowohl seitens der Schule als auch des Verlages, zum anderen kann die (nicht zuletzt auch herstellerisch-graphische) Konzeption dieses Oeuvres als eine in sich geschlossene Publikation nicht genügend gewürdigt werden: ein Weg in die Zukunft ist damit für das Ansehen dieser Schule unbedingt gewährleistet.

Dr. Helmut Bender

Maximilian von Ring, Malerische Ansichten der Ritterburgen des Großherzogtums Baden. Frankfurt am Main: Weidlich 1980. Einleitung von Max Schefold. 15 S. + 54 Taf. + Wiedergabe der Original-Titelblätter. Quartform., Ganzleinen.

„Schon 1830 erscheint drüben über dem Rhein in Straßburg das Burgenwerk des Architekten Max von Ring mit Lithographien von Engelmann, ohne Zweifel das schönste Werk in Steindruck über badische Denkmäler jener Zeit . . .“ formuliert es Schefold in seinem Standardwerk „Alte Ansichten aus Baden“ (Weißhorn 1971). Wer immer die beiden Ring'schen Bände (südlicher und nördlicher Teil) oder auch einzelne Blätter davon in Händen hielt, wird dem leider verstorbenen großen Kenner insbesondere der topographischen Graphik unseres südwestdeutschen Raumes voll zustimmen müssen. Desto erfreulicher, daß sich der Weidlich-Verlag dieses Werkes angenommen hat. Längst angekündigt, verzögerte sich seine Auslieferung wiederholte Male, aber das ist verständlich, denn der Verlag hat es sich in der Ausstattung des Ganzen und insbesondere in der Wiedergabe der Lithographien nicht leicht gemacht. Daß Schefold dazu noch eine Einführung abgefaßt hat, erhöht den Wert des Vorgelegten. Und da das Original so selten und entsprechend teuer (in jedem Fall mehrere tausend Mark), kann es jetzt in jeder einschlägigen öffentlichen wie privaten Bibliothek einen festen Platz zu durchaus erschwinglichem Preis (unter 100.— DM in der Subskription) einnehmen. Sein Zeichner M. v. R., 1799 zu Bonn geboren und 1873 zu Bischheim im Elsaß verstorben, bewohnte während der Entstehungszeit das Heimbacher Schloß (im Breisgau). Wie Schefold in seiner Einführung u. a. berichtet, konnten Vorzeichnungen zu diesen Lithographien vom Freiburger Augustinermuseum in den Nachkriegsjahren erworben werden, außerdem finden sich dort eine stattliche Reihe von Studien-, Aquarell- und Pinselzeichnungen mit landschaftlichen und anderen Motiven (Baum- und Felsstudien, auch Skizzen von alten Schwarzwaldhäusern). Die Burgenromantik hatte in jenen Jahren ihren Höhepunkt erreicht, doch was Ring-Engelmann uns bieten, sind keine Allgemeinplätze: „Mit ungewöhnlichem Spürsinn stöberte M. v. R. die zahlreichen im ganzen Badnerland verstreuten Burgen auf . . .“ (Schefold). Daß er dabei stets den günstigsten Standpunkt erreichte, bestätigten die durchweg gelungenen, ja glücklichen Kompositionen. Mit den 54 Steindruckblättern hat Ring zwar das reichhaltige Burgenareal im Badischen nicht erschöpft, aber das heute auch noch Wesentliche wurde von ihm damit durchaus berücksichtigt und künstlerisch ansprechend festgehalten. Auch Ver-

borgenes und jüngst nicht mehr so Erhaltenes findet sich. Biedermeierliche Elemente sind mit hineingeflochten.

Der Rezensent war in der glücklichen Lage, einige Wiedergaben mit den Originalblättern zu vergleichen. Schon die Tatsache, daß man nahezu Originalformat wählte, ist erfreulich. Wengleich die Wiedergaben der einmaligen Weichheit der Engelmannschen Lithographien begreiflicherweise auch nicht vollauf standhalten können, wird man gerne zugeben, daß der Duktus und das Atmosphärische der Originale weitgehend erhalten bleiben konnte. Das hier Gebotene gibt nicht nur Vorstellung, es bereitet vielmehr auch Genuß. Und das will bei der Qualität der Originale und ihrer Subtilität viel, ja sehr viel heißen.

Dr. Helmut Bender

Karl Dietrich und Renate Kurz, Eiszeitkunst im süddeutschen Raum. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1980. 160 S. mit 72 teils farbigen Abb. Ganzleinen, Großformat.

Dem Alemannen- und dem Römerband hat der Verlag diesen vorbildlich inszenierten Band abgeschlossen. Die Vorsatzkarte weist die eiszeitlichen Fundstätten vom Keßlerloch bei Schaffhausen und anderen Jurafundstätten vorwiegend der Donau entlang bis in die Höhe von München. Auch die entsprechenden Museen (Freiburg — Schaffhausen — Zürich — Konstanz — München) werden registriert. Ein gutes Jahrhundert ist verstrichen, seitdem man „eine Vielzahl an einst von Jägern und Sammlern . . . geschaffenen, Jahrtausende unter Schichten begrabenen oder in Höhlen verborgenen Werken der bildenden Künste“ gesammelt hat. Ur- und Vorzeit am Ober- und Hochrhein, in Württemberg und Bayern erstehen hier in fachmännischer, aber auch allgemein interessierender Weise. Der Aufbau des Ganzen gibt sich eingängig und übersichtlich, der Bildteil ist technisch gleich vorbildlich wie fachlich instruktiv. Breiter Raum wurde den Kleinkunstwerken der Altsteinzeit zuteil. Eine Zeitafel bietet einen chronologischen Überblick zur Forschungsgeschichte, auch wurden die Fundstätten tabellarisch erfaßt. Ein Literaturverzeichnis führt weiter, ein Register erleichtert Auffinden und Nachschlagen. Was Birkner und Wahle und auch Paret begonnen, wird so zu einer Gesamtansicht — fast ist man versucht, es eine imposante Dauerausstellung zu nennen — fortgeführt. Der früh-kunstgeschichtliche Wert dieser Funde verdiente längst einen solchen Band.

Dr. Helmut Bender

Walter Knasmüller, Baden-Baden — Eine traditionsreiche Kurstadt. Frankfurt a.M.: Weidlich 1980. 24 S. Text + 80 S. Bildteil mit 146 teils farb. Abb. + 6 S. Bilderklärungen. Format 26 × 28 cm, Leinen, mit farb. Schutzumschlag.

Bereits im vergangenen Jahrhundert und sowohl in den Jahren vor und nach den beiden Weltkriegen gab's und gibt's eine stattliche Reihe von Baden-Baden-Bänden. Aber die Stadt verträgt's — und sie und die Einheimischen und Fremden werden auch diesen hier vorgelegten Band verkraften, will heißen, gern mit in Kauf nehmen. Der Autor, der zugleich die Texte und die Fotografien lieferte, hat sich bislang vor allem als Koch und Verf. von Kochserien, aber auch mit dem Tonfilm „Oliver und Klaus entdeckten Baden—Baden“, einen Namen gemacht. Oberbürgermeister Dr. Carlein lag nun daran (wie er in einem Geleitwort betont), „Baden-Badens weitgerühmtes Flair“ in einem solchen Band darzustellen. Wir möchten ihm beistimmen: die anspruchsvolle Aufgabe scheint gut gelöst worden zu sein. Denn gleichermaßen hat sich der Autor um Gegenwart und Geschichte, um Landschaftliches und Städtebauliches und um so vieles Originelle gekümmert. „Ehrlichkeit in Wort und Bild“ rühmt der Klappentext Knasmüller nach, und wenn man die Stadt gut kennt und nunmehr die knappen (auch ins Englische und Französische übertragenen) Texte liest und vor allem den Bildteil genügend beschaut, muß man solchem durchaus beistimmen. Baden-Baden, das sich gerade in den letzten 10—12 Jahren zu einer auch verkehrstechnisch und renovationsmutig vorbildlichen Mittel- und Kurstadt entwickelt hat und dessen Tradition geschichtlich und kulturgeschichtlich einmalig, hat einen solchen Band in jeder Hinsicht verdient. Knasmüller, erst seit 1966 hier ansässig, erging es wie so vielen andern Neubürgern: er war von alledem fasziniert und hat eben dieser Faszination bereden und trefflich gebilderten Ausdruck verliehen. Über die Alltagsplätze hinaus gelang es ihm fotografisch immer wieder, Bekanntes und Unbekanntes aus persönlichen Perspektiven zu erfassen und dem Ganzen genügend Fluidum zu verleihen. Die „Sommerresidenz Europas“ kann sich so noch immer sehen und beglückwünschen lassen.

Dr. Helmut Bender

Ingeborg Hecht, St. Peter im Schwarzwald. Freiburg: Schillinger 1980. Fotos v. W. Prager und R. Schreiber. 132 S., mit teils farb. Abb., geb. mit Farbüberszug.

Der hier vorgelegte Band innerhalb der bewährten

Schillinger-Reihe „Oberrheinische Gemeinden“ versucht Kloster und Dorf St. Peter ineins zu fassen: daß ein Schwerpunkt mehr im Dörflichen gesetzt werden sollte, erweist sich bereits aus dem Untertitel „Das Zähringerdorf“ (ob dieser ganz glücklich gewählt, mag fürs erste dahingestellt bleiben). Die Autorin, durch mehrere heimatkundliche wie belletristische Publikationen ausgewiesen, macht keinen Hehl daraus, das Ganze sehr persönlich abgefaßt zu haben. Vorangestellt kurze Zähringer- und etwas breitere Klostergeschichte, verdienstvoll das Kapitel über das Priesterseminar mit Hansjakob-Zitierungen. Die beiden St. Peterer Äbte Steyrer und Speckle erhielten erfreulicherweise eigene Abschnitte. Bau- und Kunstgeschichte der Klosteranlage findet sich knapp, jedoch übersichtlich und entsprechend der Gesamtabsicht des Buches ausreichend. Dasselbe gilt für den Lindenberg, während die „Kleine Kapellenfahrt im Camper“ episodisch geschildert wird. Dann aber wird mehr Volkskundliches behandelt. Wirtschaftliches kommt hinzu, auch dem „Uhrenpater“ Rinderle wird so ein Blatt gewidmet. Hübsch macht sich auch das Kapitel über des Dichters J. G. Jacobi Gattin aus St. Peter. Das Kandelmassiv wurde auch sagenmäßig miteinbezogen. Danach regiert die Gegenwart mit „Ferien auf dem Bauernhof“ und „Wie man leben möchte und wovon man lebt“. Ländliche Feste und Bräuche sowie etwas über die St. Peterer Tracht durften nicht fehlen. Sehr tagesaktuell oder doch zeitgeschichtlich das Protokoll über den offiziellen Tubman-Liberia-Besuch anno 1970 — vielleicht hätte man zu gunsten breiterer Erinnerungen à la Hirtenbub, weniger à la „Baschijörg“ sogar darauf verzichten können. Verdienstvoll hingegen die Zeittafel und die Literaturangaben, denen allerdings vor allem F. Quarthals „Benediktinerklöster in Baden-Württemberg“ hinzuzufügen wäre. Was das Bildmaterial anbelangt, so bietet es sich hübsch und gelungen ausgewählt und auch nicht allzu gestellt, die dazugehörigen Unterschriften lesen sich aufschlußreich, wenn mitunter auch recht subjektiv (wirklich „so eine schöne alte Küche“ S. 118?). Der Rez., kein St. „Petriner“ und auch kein St. Peterer oder St. Peterner, sondern in Zähringen wohnhaft, muß allerdings für S. 14 „heute Zähringerhochschule“ streichen und dafür vorschlagen: „Altes Schulhaus“ oder noch besser: „Absteigequartier der Äbte von St. Peter“ oder „Ehemaliges Rathaus“.

Dr. Helmut Bender

Franz Georg Brustgi, Geruhsam wars im Lande nie — Schwäbisch-alemannische Geschichten aus hundert Jahren. Mit einem Nachwort von Emil

Wewel. Stuttgart: Steinkopf Verlag 1980. 340 S., geb. (Linson).

Eine badisch-württembergische Prosa-Anthologie, die hier in solider Aufmachung vorgelegt wird. 70 Autoren aus 3 Generationen wurden versammelt (der älteste, Wilhelm Schussen, x 1874; der jüngste, Peter Renz, x 1946). Die Spannweite gibt sich auch thematisch breit, das W.ische Nachwort orientiert über die Absichten des Ganzen. Verdienstvoll die biographischen und bibliographischen Notizen am Bandende. Hat das Württembergische Vorrang gehabt? Man hat's zu ertragen, zumal es von der Quantität und zugebenerweise auch von der Qualität dem Badischen nun einmal sich überlegen zeigt. Doch das ist kein Grund, badischerweits zu raisonieren: es gibt genügend Badisches, und zudem wird W. in seinem Nachwort durchaus nicht nur dem Schwäbischen, sondern auch dem Alemannischen gerecht. Das Verwandtschaftliche wird nicht nur aufgezeigt, sondern im Gebotenen befriedigend dargetan und erzählerisch demonstriert.

Dr. Helmut Bender

Heinz Schmitt, Karlsruhe — ehemals, gestern und heute. Eine Stadt im Wandel der letzten 60 Jahre. Stuttgart: Steinkopf Verlag 1980. 128 S. mit zahlreichen Abb. Großformat, geb. (Linson).

Es geht dem Verf. in seinen Texten und Bildgegenüberstellungen um eine gewissermaßen dreiteilige Dokumentation: Vorkriegszustand, Kriegszerstörungen und Wiederaufbau bzw. heutiger Zustand. Das Bildmaterial gibt sich ansprechend und meist großformatig. Die Texte sind sachlich und faktenreich. Auch den Veränderungen durch Verkehrsplanungen u.ä. wird von Fall zu Fall Rechnung getragen. Die Vorsatzblätter demonstrieren die ursprüngliche Karlsruher Stadtplanung eindrucksvoll. Das Einleitungskapitel „Stadt im Wandel“ zeichnet in fast holzschnittartiger Manier die dazugehörige Stadtgeschichte. Im wesentlichen hat sich der Verf. auf die eigentliche Stadt (= Innenstadt) beschränkt, was jedoch dem Bd. keinen Abbruch tut. Daß sich Sch. mit Stadtgeschichte und -soziologie und auch mit Denkmalschutzproblemen schon öfters befaßte, kommt dem Bd. sehr zustatten.

Dr. Helmut Bender

Hans-Carl Scherrer, Haslach — Chronik eines Markgräfler Dorfes bis zu seiner Eingemeindung nach Freiburg. Freiburg: Schillinger 1980. 283 S.,

mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abb., mit farb. Umschl. gebunden.

Man ist zunächst erstaunt, einen solch umfangreichen Band als Haslacher Ortschronik vorgelegt zu erhalten. Im Geleitwort bereits rechtfertigt der Freiburger Oberbürgermeister dieses Unternehmen: 786, mehr als drei Jahrhunderte vor der Gründung Freiburgs, setzt die Geschichte des vielgeprüften Dorfs bereits ein! Der Verf., Pfarrer Sch., fragt sich dann im Vorwort: „Für wen habe ich diese Ortsgeschichte erarbeitet?“ Freilich nicht nur für die Haslacher, für die Freiburger schlechthin — und darüber hinaus für die Heimat- und Landeskunde und die daran Interessierten, möchte man hinzufügen! Gewissermaßen ein Lebenswerk, das sein Autor in manchen Jahren emsiger Arbeit da zusammengetragen hat. Das Historische überwiegt, das war seine Absicht. In chronologischer Folge — in vielem parallel zur lokalen und breiteren Geschichte — läßt Sch. seine Kapitel beeindruckend vorüberziehen, Topographisches wird immer wieder mitberücksichtigt (vgl. etwa „Die Bedeutung des Namens Haslach / Das alte Dorf / Die Haselach — unser Dorfbach / Haslachs Grundherrschaft / Die mittelalterliche Pfarrei / Die Gemarkung“). Querbezüge, besonders zu Freiburg, finden sich aufschlußreich hergestellt. Kriege und Lebensumstände, Persönlichkeiten und Gewerbe, Mühlen und Gasthäuser werden gleicherweise eingehend geschildert. Besonders wertvoll etwa „Haslachs Strukturwandel im vergangenen Jahrhundert“, recht interessant im Nachhinein „Haslachs Eingemeindung“. Über Eisenlohr, Vigelius und Carl Kistner erfährt man mehr oder weniger Unbekanntes. Eine Welt für sich, die sich darzut — doch stets mit größerem und allgemeinerem Geschehen anregend verbunden. Im Anhang dann eine Reihe Detaillierungen und Statistiken. Der Verlag hat den Band gewohnt attraktiv ausgestattet, das beigegebene Bildmaterial möchte man nicht missen. So gesehen, für den Fachhistoriker wie für jeden historisch und topographisch Interessierten eine Fundgrube und eine belehrende Unterhaltung und ein Nachschlage- und Orientierungswerk in einem.

Dr. Helmut Bender

Ladenburger Stadtbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Das Eidebuch und Ämterbuch, bearbeitet von Karl Diefenbacher, Ladenburg 1977, IV und 184 Seiten, kart. (zu beziehen bei: Heimatbund Ladenburg, Feuerleitergasse 17, 6802 Ladenburg). DM 10,—

Karl Diefenbacher hat in beispielhafter Weise die

enorme Aufgabe der Wiedergabe und Bearbeitung der alten nur von Experten lesbaren Handschriften bewältigt. Durch die zwei im Stadtarchiv Ladenburg verwahrten Bücher — das Eidebuch (1534—1749) und das Ämterbuch (1559—1660) — erhält man einen Einblick in das Gefüge einer städtischen Verwaltung zu Beginn der Neuzeit. Es wird gewissermaßen das Ergebnis des Zusammenlebens der Menschen durch das Mittelalter festgehalten in den Pflichten der Beauftragten. Damit entsteht vor uns das farbige Bild des bäuerlichen kleinstädtischen Lebens. Kirche und weltliche Obrigkeit treten darin kaum hervor, etwas, das für die Selbstständigkeit der städtischen Verwaltung spricht. Die Selbstverwaltung der Stadt Ladenburg wurde geformt durch geschichtsbildende Faktoren in den davorliegenden Jahrhunderten. Zur Zeit der Eintragungen in das Eidebuch (1534) unterstand die Stadt je hälftig der Kurpfalz und dem Bischof zu Worms (S. 5/6).

Fast hundert Seiten umfaßt allein das alphabetische „Verzeichnis der Bürger und ihrer Ämter“. Es werden etwa zweihundert offizielle und inoffizielle Ämter aufgeführt, die einen Einblick in einen soziologisch geordneten Aufbau einer normalen wehrhaften Kleinstadt zwischen der Zeit des Endes des Bauernkrieges und den Nachklängen des 30jährigen Krieges gestatten und darüber hinaus auch noch Hinweise auf Löhne geben. Die ständige Kriegsgefahr — Ladenburg liegt ja in der Pfalz am Rhein, die immer wieder „der Schauplatz des gesamten europäischen Kriegstheaters war“ — und die oft unhygienischen Lebensbedingungen der eng zwischen den befestigten Stadtmauern Lebenden gaben damals den Pflichten des Einzelmenschen im Rahmen der Stadtgemeinschaft den Vorrang vor Individualrechten. Sehr schön arbeitet Diefenbacher des weiteren den Wortlaut von fast 50 Ämtereiden in heutiger Schrift (und soweit reproduzierbar in Facsimiles) heraus. Dieses Kapitel beinhaltet eine solche Fülle von auf einzeln aufgeführte Amtspflichten bezogene Eide, wie sie in dieser Reichhaltigkeit nur selten eine andere Stadt dieser Größe — für diese spätmittelalterliche Zeit und am Beginn der Neuzeit Mitteleuropas stehend — aufweisen kann. Karl Diefenbacher bietet 37 verschiedene Eide, sowie die Ordnung des Stadtschäfers vom Jahre 1600, die des Baders von 1627 und eine undatierte Ernteordnung. Beschrieben und zitiert werden der Eid und die Voraussetzungen für die Aufnahme von Neubürgern, und es zeigt sich, daß es im Mittelalter durchaus nicht leicht für einen Fremden war, Ladenburger zu werden! „Dahergelaufene“ waren durchaus nicht erwünscht; Geld, Einheirat, Fürsprache und ein guter Leumund waren für die Einbürgerung notwendig! Unser Interesse finden „Der Pförtner

Eide“ (S. 15—17), „Der Kalkmesser Eide“ (S. 18), „Der Fürsprechen Eide“ (S. 19—21), „Brotbeseher Eid“ (S. 22), „Fleischbeseher Eid“ (S. 23), „Der Holzmenger Eide“ (S. 24—26), „Zeilzeimermeister Eide“ (S. 27), „Eicher Eide“ (S. 28—29), „Muetter Eid“ (S. 30—31), „Gebüttels Eide“ (S. 32—33), „Leder Beseher“ (S. 33), „Tuchbeseher Eid“ (S. 34), „Fischbeseher Eid“ (S. 35—36), „Einigmeister Eide“ (S. 37), „Kirchenmeister, Spitalmeister und Konventmeister Eide“ (S. 38), „Viertelmeister Eide“ (S. 41—43), „Salz- und Holzherren Eid“ (S. 44), „Salzmessers Eid“ (S. 44), „Vormünder Eide“ (S. 45), „Eid deren Vormündern, so allein den Heiratstagen beiwohnen“, „Bedsetzer Eid“, „Bede Einsammler Eid“ (S. 46). Wer wissen will, was ein „Holzmenger“, „Zeilzeimermeister“, „Einigmeister“, „Bedsetzer“ usw. ist, der greife zu diesem Buch das in die mittelalterlichen Berufe einführt. Der Leser gewinnt auch eine Vorstellung vom Aufbau einer Selbstverwaltung in einem kleinstädtischen Gemeinwesen beim Beginn der Neuzeit. Mögen die Verwaltungsdezernate im Rathaus einer Stadt von heute andere Bezeichnungen tragen, der Bedeutung und Aufgabe nach waren diese Ämter schon vor vierhundert Jahren im wesentlichen vorhanden.

Herausgestellt werden muß die gute Ausstattung: auf dem Umschlag ein Ausschnitt aus dem Merian-Stich der Stadt Ladenburg, in den Text eingestreut über 50 zeitgenössische Holzschnitte und 22 Facsimile-Wiedergaben von Texten der beiden Ladenburger Stadtbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Gernot Umminger

Der Kreis Waldshut. Zweite, neu bearbeitete und ergänzte Auflage. 612 Seiten mit 204 teils farbigen Kunstdrucktafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen. 1979. Buchreihe „Heimat und Arbeit“. DM 45,—

Vollgepackt mit naturwissenschaftlichen, historischen und kunsthistorischen, wirtschaftlichen, volks- und landeskundlichen Fakten, bietet sich jetzt das landeskundliche Standardwerk über den Kreis Waldshut als eine lebendige Schilderung von Vergangenheit und Gegenwart auf über 600 Seiten in zweiter Auflage dar. Vom Hochrhein bis zum Hochschwarzwald, vom Kanton Schaffhausen im Osten bis zur Wehra erstreckt sich der Kreis Waldshut, eine Landschaft von ungewöhnlicher Vielgestaltigkeit und faszinierenden Kontrasten. Der gesamte Hotzenwald, durchfurcht von den wildromantischen Schluchten von Wutach, Steina, Schlucht und Schwarza, Murg und Wehra gehört

zum Kreisgebiet, aber auch große Teile des Hochschwarzwaldes vom Feldberg bis zum Luftkurort Menzenschwand, von St. Blasien bis fast zum Schluchsee und von Bonndorf bis zur Wutachschlucht.

Naturkundlich und naturgeschichtlich ist der wald- und wasserreiche Kreis Waldshut besonders interessant durch seine geologische, klimatische und botanische Vielfalt mit den Naturschutzgebieten Feldberg, Wutachschlucht und den neuen Bannwaldgebieten. So werden die natürlichen Grundlagen des Kreises, die Gesteine und deren Verbreitung, Grundwasser, Quellen und Brunnen mit einer Zusammenstellung der neueren geologischen Literatur von Kurt Sauer aufgezeigt. Die vielfältige Vegetation im Kreis Waldshut stellt Erich Oberdorfer dar und die Tierwelt zwischen Feldberg und Hochrhein beobachtet Dieter Knoch.

An die Darstellung des Raumes des Kreises Waldshut in ur- und frühgeschichtlicher Zeit und der Geschichte von der Frühzeit bis zum heutigen Kreis Waldshut (Ludwig Schnitzler und Paul Rothmund) schließt sich von Otto Bischoff die Entwicklung des Hotzenwaldes vom Notstandszum Erholungsgebiet an.

Einem erschöpfenden Kunstführer kommt der Beitrag von Judith und Hans Jakob Wörner Kunstdenkmäler im Kreis Waldshut gleich. Vom hier noch erstaunlich lebendigen Alemannischen in Mundart und Dichtung von Emil Müller-Ettikon (†) zusammengestellt und dem Brauchtum mit der Fasnacht am Hochrhein (aus dem Nachlaß von Karl Friedrich Wernet), der Bonndorfer Fasnet (von Arthur Riesterer), berichtet dieses vorbildlich aufgebaute landes- und volkskundliche Werk.

Natürlich dürfen in einem solchen Standardband auch die Landwirtschaft im Kreise Waldshut (Ignatz Stein), der Obstbau (Edmund Ebner), Forstwirtschaft, Natur- und Landschaftsschutz (Karl Waldenspuhl) und das Handwerk im Kreis (H. G. Egberdt) nicht fehlen.

Der Bericht über die Wuhren auf dem Hotzenwald von Fritz Schächtelin leitet über zur wirtschaftlichen Entwicklung von Kreis und Region Hochrhein (Ausbau der Wasserkräfte am Hochrhein und im südlichen Schwarzwald. Historische Entwicklung. Laufkraftwerke am Hochrhein. Speicherwasserkräfte im Südschwarzwald von Erich Pfisterer). Der Energieversorgung als besonderem Schwerpunkt der Wirtschaft des Kreises Waldshut kommt ja überragende Bedeutung zu. Alfred Mallebrein weist den Fremdenverkehr im Hochschwarzwald und im Landkreis Waldshut auf mit dem Zollausschlußgebiet Grenzland Oberrhein und Hochrhein. Die Geschichte des für den Fremdenverkehr besonders wichtigen Heimatmu-

seums des Hochschwarzwaldes in Grafenhausen-Rothaus, das „Hüsli“, stellte auch Alfred Mallebrein zusammen.

Wie immer bei der Buchreihe „Heimat und Arbeit“ wird der Benutzer der zweiten, neu bearbeiteten und ergänzten Auflage „Der Kreis Waldshut“, reichen Gewinn erlangen von der geschichtlichen, kulturellen, künstlerischen und wirtschaftlichen Vielfalt dieser Grenzlandschaft. Kurzportraits aller Städte und Gemeinden nach neuestem Stand, aber unter Berücksichtigung der bisher selbständigen Gemeinden, Statistiken, Gemeinde-, Sach- und Namenregister machen das Werk zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk für alle, die in diesem Kreis leben oder sich über ihn informieren möchten.

Gernot Umminger

Harald Pfeiffer, Die evangelische Kirchengemeinde Walldorf bei Heidelberg. Herausgeber: Evangelische Kirchengemeinde Walldorf. Ausstattung, Reproduktionen und Druck: Werbe-Druck-WIBA, 6902 Sandhausen/Baden. 1977

Kein anderes deutsches Territorium hat so viele Konfessionskämpfe durchlitten wie gerade die Kurpfalz. Ihre Stadt- und Landgemeinden spiegeln in ihrer wechselvollen Ortsgeschichte die viertartigen kirchengeschichtlichen Vorgänge wider. Geistiges und geistliches Zentrum war die kurpfälzische Haupt- und Residenzstadt Heidelberg. Hier traten politische und kirchliche Ordnungen, Erlässe, Deklarationen und Reformen in Kraft und galten für das gesamte kurpfälzische Land. In Heidelberg mit seiner seit 1386 bestehenden Universität kamen theologische Strömungen zusammen, die sich über die Kurpfalz hinaus auf ganz Südwestdeutschland auswirkten.

In den Jahren von 1517 bis 1523 vollzogen sich die grundsätzlichen theologischen Einsichten und praktischen Folgerungen Luthers für die weitere Zukunft. Besondere Bedeutung erlangten die Bestimmungen über das Armenwesen. Luther regte darin an, den Bettel zu beseitigen und eine geordnete Armenpflege einzurichten. Viele Gemeinden folgten seiner Anregung. In Walldorf entstand eine solche geordnete Armenpflege bereits im Jahre 1532. Diese Neuordnung kann vielleicht als ein reformatorischer Niederschlag in Walldorf angesehen werden. Der damalige Walldorfer Pfarrer Georg Morsch und einige Bürger mit dem Schult heiß waren die Initiatoren neuer Stiftungen zugunsten der Armenpflege. Diese Stiftung mit ihrem Anfangskapital in Höhe von 178 Gulden legte den Grundstock für das evangelische Ortskirchenvermögen in Walldorf. Daraus entwickelte sich

schließlich der Kirchenfond. Vom Jahre 1556 an diente die Sankt Peterskirche fast 150 Jahre den Evangelisten in Walldorf, bis die katholische Linie Pfalz-Neuburg die Regierung in der Kurpfalz übernahm. Mit der Annahme der Kirchenordnung von 1563 war für Walldorf wie für die gesamte Kurpfalz der Übertritt zur reformierten Lehre gemäß dem Heidelberger Katechismus staats- und kirchenrechtlich vollzogen. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg entstand durch Zuwanderung erneut eine kleine lutherische Gemeinde in Walldorf, doch blieb die reformierte künftig bis zur Vereinigung beider (Union 1821) stets die größere. Der kämpferische Gegenstoß des tridentinischen Katholizismus gegen die Herrschaftsgebiete der Reformation machte sich in den kurpfälzischen Orten mit besonderer Stärke bemerkbar. Vor allem waren es Jesuiten, die die Protestanten für den Katholizismus mit allen Mitteln zu gewinnen suchten. Die Schrift von Harald Pfeiffer durchleuchtet die wechselvollen weiteren Geschehnisse der reformierten Gemeinde in Walldorf, beachtet auch den starken Zulauf zur katholischen Kirchengemeinde Walldorf, bedingt durch die Eroberung der Pfalz durch Bayern was die Einführung des katholischen Gottesdienstes nach sich zog. Zu dem unheilvollen Konfessionswechsel kam das Elend des Dreißigjährigen Krieges. Erst der Westfälische Friede von 1648 brachte das langersehnte Ende aller Unterdrückungen. Nun regierte wieder ein reformierter Kurfürst, Karl Ludwig (1649–1680). Die kurpfälzische Kirchenteilung von 1705 mit ihren Folgen und das Verhältnis von Reformierten und Katholiken in Walldorf nehmen weiteren Raum in dieser aufschlußreichen Darstellung der evangelischen Kirchengemeinde Walldorf ein. Vom Kirchenbau und den Gottesdiensten der Reformierten schließt sich der Bogen zur lutherischen Gemeinde mit deren Zeit ohne eigenes Gotteshaus bis zum Erwerb der Sickingenschen Kapelle (Schloßkapelle Sankt Laurentius). Herausgestellt wird durch Harald Pfeiffer die Union von 1821, eine Kirche für die vereinigten evangelischen Konfessionen. Seit dieser Union von 1821 hielt die evangelische Kirchengemeinde Walldorf ihren Gottesdienst in der vormals reformierten Kirche. Aber der beschränkte Raum brachte bald den Entschluß zur Reife, ein neues

Gotteshaus zu bauen. Hierbei spielt ein Bittgesuch an die Astor-Erben in New York wesentlich mit. Von der Grundsteinlegung am 16. 6. 1858 über den großen Brand am 23. Juli 1858 in Walldorf bis zu den Glocken berichtet Harald Pfeiffer. Die Einweihungsfeierlichkeiten am 18. Dezember 1861 nehmen einen breiten Rahmen ein. Dem 58 m hohen Turm der Astorstadt ist ebenso ein Wort gewidmet, wie der Glockenabnahme am 17. 7. 1917. Bis hin über alle politischen Wirrnisse wird die 1949 vollzogene Glockenweihe und der Orgelbau vom Jahre 1967 herausgestellt. Die Liste der Pfarrer seit der Reformation vervollständigt diese ortsgeschichtlich aufschlußreiche Publikation, die darüber hinaus ein Spiegelbild der kirchlichen Verhältnisse in der Kurpfalz gibt. Gernot Umtinger

Neu erschienen:

Heinrich Hansjakob: Im Paradies.

Tagebuchblätter. Mit alten Ansichten von Hofstetten. 6. Auflage 1981. 318 Seiten, Leinen DM 26,80.

Selbstverlag der Stadt Haslach im Kinzigtal, Rathaus, 7612 Haslach i. K.

Dieses Tagebuch schildert die Erlebnisse des Haslacher Volksschriftstellers vom 9. Mai bis 16. Juni 1896. Hansjakob war von der idyllischen Schönheit des Hofstetter Tales so begeistert, daß er es sein „Paradies“ nannte. Dort ließ er auch 1901/02 seine Grabkapelle bauen.

Weiterhin lieferbar:

Heinrich Hansjakob: Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Krieg. Illustriert von Curt Liebich. 15. Auflage 1978. 344 Seiten, Leinen, DM 19,60.

Heinrich Hansjakob: Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung. Illustriert von Curt Liebich. 7. Auflage 1981. 288 Seiten, Leinen, DM 22,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt bei der Stadtverwaltung Haslach, 7612 Haslach i. K.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Moritz-Schauenburg-Verlags, Labr, bei.
